



EINE AUSLESE AUS NUMMER 1-40

herausgegeben von

**Hauptmann d. L. Hoecker und
Rittmeister Freih. v. Ompteda.**

**VERLAG VON W. VOBACH & CO
BERLIN, LEIPZIG, WIEN.**



Kaiser Wilhelm II. im Felde.

Liller Kriegszeitung.

Eine Auslese mit Bildern aus der Liller Kriegszeitung

Bietet dieses Buch allen denen, die sich vergebens bemueht haben, eine vollstaendige Ausgabe der bisher erschienenen Nummern zu erhalten.

Oft, sehr oft ist der Schriftleitung der Vorschlag gemacht worden, saemtliche vergriffenen Nummern nachzudrucken. Aber die mit den bescheidensten Mitteln arbeitende, durch zahlreiche Druckauftraege belastete, vielfach ueberlastete Liller Druckerei waere hierzu gar nicht imstande gewesen. Technische Fehler der ersten Nummern, zu denen damals die Not oder die Hast zwangen, kuenstlich nachzuahmen, waere erst recht nicht am Platze gewesen. So muellte der Neudruck also unterbleiben.

Aber vielen duerfte die Auslese, die hier durch ein bekanntes deutsches Verlags-haus den Feldzugsteilnehmern wie ihren Angehoerigen daheim dargeboten wird, ge-nuegen. Sie bietet eine Erinnerung an den hinter uns liegenden in Flandern verlebten Winter, sie haelt die Stimmung fest, die uns alle in und hinter der Front beherrschte, sie zeigt das allmaehliche Zusammenwachsen von Leser und Schriftleitung in der immer regeren Mitarbeit der kaempfenden Truppe. Mit der Buntheit der Zusammenstellung, dem Wechsel von Scherz und Ernst, auch im Schriftsatz soll die Auslese ein moeg-lichst getreues Abbild der Zeitung geben. (So durfte natuerlich auch das fuer den Satz der franzoesischen Druckerei so bezeichnende ae, oe und ue nicht fehlen!)

Hier im Felde zusammengetragen, neben all' den laufenden Arbeiten fuer den Zeitungsdienst und die Druckerei, macht die Auslese natuerlich nicht den Anspruch auf kuenstlerische Vollkommenheit.

In die Zuschriften der Kameraden aus dem! Schuetzengraben! mag sich auch manches Scherzwort eingeschlichen haben, das der Jugend oder dem Kladderadatsch, dem Ulk oder dem Simpel oder der Berliner Illustrierten seine Entstehung verdankt, von Mund zu Mund ist's durch den Schuetzengraben gelaufen, bis ein mehr oder minder Schriftgewandter es nach Lille weitergab. Eine zeitraubende Nachpruefung auf die Vaterschaft konnte nicht stets erfolgen. Und so erging es auch manchem wunder-huebschen Gedicht, das ein biederer Landwehrmann oder Reservist aus der Heimat geschickt bekam und fuer den poetischen Erguess seines Freundes Max hielt, waehrend es in Wahrheit von Presber oder einer anderen Beruehmtheit stammte. Nun, fuer all' solche Faelle sei im vorhinein freundliches Verstaendnis der Sachlage erbeten.

Die Einnahmen, die mit dem Verkauf des Buches erzielt werden, sollen dazu dienen, die groeoen Kosten fuer die in 70000 Exemplaren unentgeltlich erfolgende Aus-gabe der L. K. an die Truppen der 6. Armee zu decken. Sollte sich ein Ueberschuess ergeben, so wird er zu wohltaetigem Zweck verwendet werden.

Und so moege denn diese Auslese hinauswandern in empfangsbereite deutsche Haende, Grueeoe bestellen aus dem Felde und der Liller Kriegszeitung neue Freunde zu den alten werben.

Lille, im Mai 1915.

Die Herausgeber
der Liller Kriegszeitung

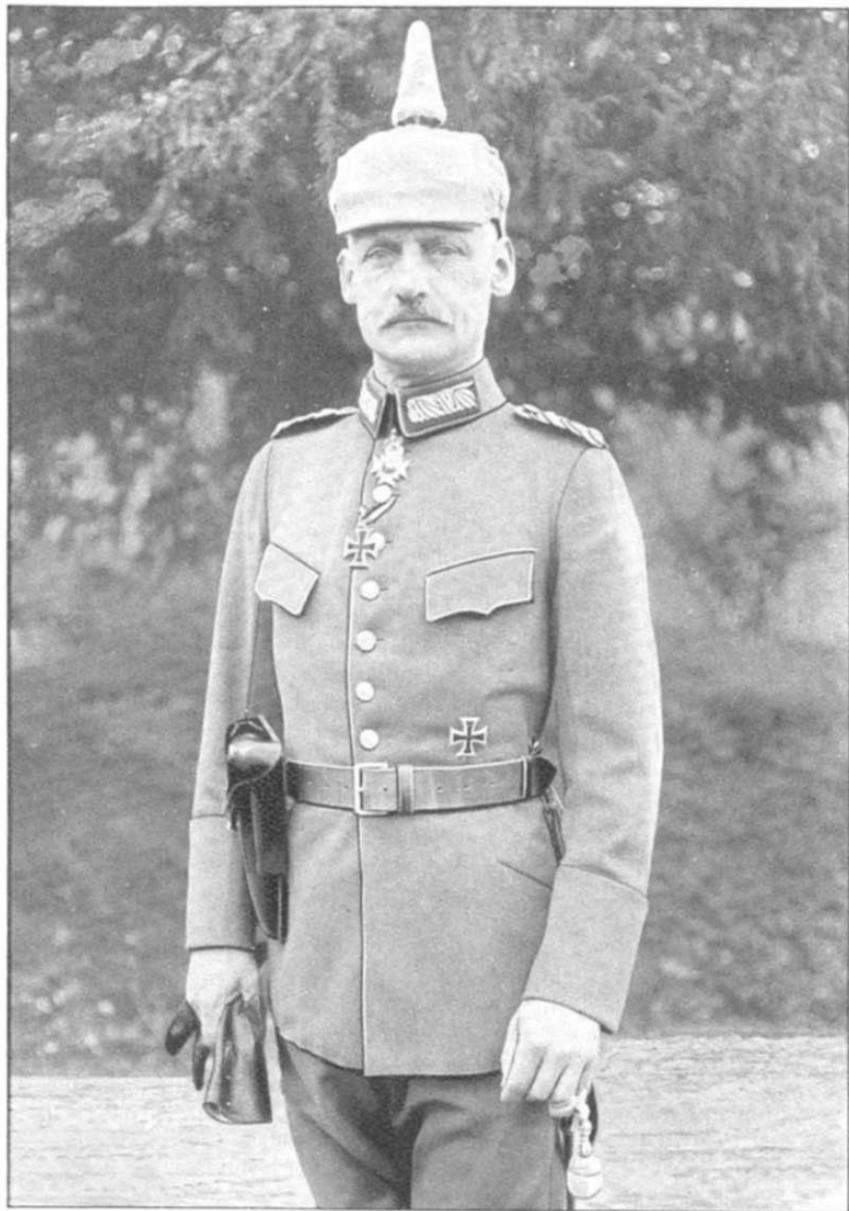


Schnadahuepfl im Schuetzengraben.

Zeichnung von Karl Arnold.

Ein Kriegsspruch von Peter Rosegger:

Je mehr der Stahl geglutet,
Je besser ist das Schwert.
Je mehr ein Herz geblutet,
Je größer ist sein Wert.



Kronprinz Rupprecht von Bayern, Fuehrer der VI. Armee.



LILLER KRIEGSZEITUNG

Eine Auslese aus Nummer 1—40

herausgegeben von

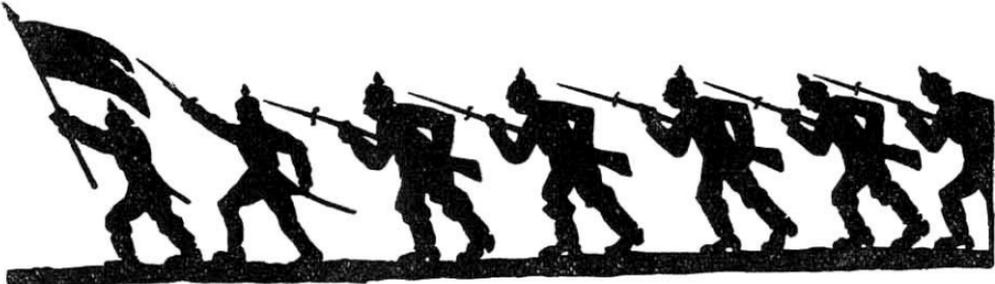
**Hauptmann d. L. HOECKER und
Rittmeister a. D. Frh. von OMPTEDA.**

11.—30. Tausend.



Verlag von W. Vobach & Co.
Berlin, Leipzig, Wien.

Der Verkauf des Buches findet zu Gunsten
der Liller Kriegszeitung statt.



„Faellt das Gewehr! Marsch, marsch, hurra!“

(Schattenriss, geschnitten von der 13jaehrigen Karla Hoecker.)

Ansprache an die Kameraden in Nummer 1 der Liller Kriegszeitung.

Den Offizieren und Mannschaften unserer Armee, die vor dem Feinde stehen zu Schutz und Ehre unseres grossen deutschen Vaterlandes, wollen wir einen Lesestoff bieten, der in stillen Stunden der Nacht oder Ruhe ihnen Geist und Herz erhebt und erfreut.

Diese Blaetter in der Hand sollen sie noch einmal durchleben, was im Krieg ihnen vor Sinn und Augen getreten ist. Den Ernst, den blutigen, sowohl, als den Scherz, den erloesenden. Ein Spiegelbild ihres Ringens, ihrer Taten, ihrer Hoffnungen und Erfuellungen wird ihnen entgegenblicken aus diesen Seiten.

In solch grosser Armee nun sind Kraefte vereint aus allen Gauen Deutschlands, noch schlummernd, noch unbekannt, die nur geweckt zu werden brauchen und sich regen, wenn sie diese Zeilen lesen.

Welchen Truppenteil Kriegsglueck wie eigene Kraft Besonderes leisten liess, der moege es in schlichten Worten sagen. Wem ein Erlebnis vom Marsch, Biwak, Gefecht, Schuetzengraben, Sturm, brennend vor Augen steht, der soll es niederschreiben und uns senden. Kurz, wem das Herz voll ist von irgendeinem, das uns Soldaten bewegt in dieser grossen Zeit, der moege zur Feder greifen und zum Stift — denn auch die bildende Kunst ist willkommen.

Keiner befuerchte, er sei nicht schriftgewandt genug: ein einfaches Wort aus vollem Herzen ist mehr als aller Schriftgelehrten Weisheit; keiner meine, er und sein Erlebnis sei zu gering: aus Millionen Gewehren besteht unsere Front, und keines koenner wir entbehren.

Die Aerzte moegen aufklaeren ueber Vorsicht, die bei Benutzung von Lebensmitteln zu ueben ist, sie werden Segen stiften, wenn sie ihren Rat erteilen bei Verwundung und Krankheit. Die Intendantur mag ueber den oft unbekanntem Wert von Gegenstaenden sprechen, deren der Staat bedarf, damit nicht Verschwendung getrieben werde. Juristen sollen sich ueber strafrechtliche Dinge und Kriegsrecht aeussern. Den Feldpredigern aber sei es vorbehalten, von dem zu reden, der mit uns ist: weil der alte Gott noch lebt, der seine Deutschen und ihren Kampf um die gerechte Sache nicht verlasst.

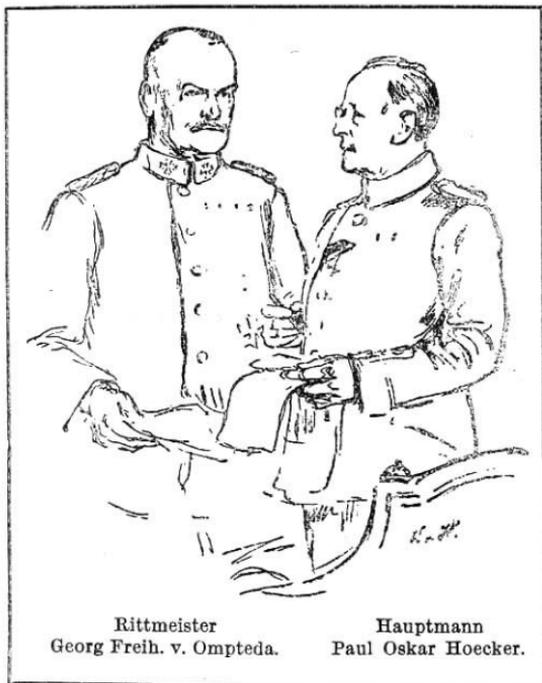
Keinen Raum soll in diesen Spalten finden, was unsern Gegnern zum Vorteil dienen koennte. Wenn dieses Blatt unsern Gegnern bekannt wuerde, so duerfte es ihm keine Hardhabe bieten, zu erkennen: wie wir kaempfen. Sondern erkennen sollen unsere Feinde nur, wie gross, wie stark, wie kampfesmutig, wie siegesgewiss, wie herzensfroehlich ist:

Das deutsche Heer!

Wie die Liller Kriegszeitung entstand.

Der Gedanke, den Truppen einen Lesestoff zu bieten, der ihnen das Herz erwaermt und ihnen erzahlt von dem frischfroehlichen Soldatengeist aller Truppenarten, der sie ermutigt, von eigenen Erlebnissen und Empfindungen in ungezwungener Weise zum Kameradenkreise zu sprechen, ist gleichzeitig mehrfach aufgetaucht — und auch schon da und dort bis zur Vorarbeit der Verwirklichung gediehen.

Ein flottes Zusammenfassen der literarischen Kraefte geschah dann auch durch das Armee-Ober-Kommando der 6. Armee und das Gouvernement Lille. Zwei deutsche Romanschriftsteller nahmen sich der Ausfuehrung der nicht eben leichten Arbeit mit grosser Freude an: Paul Oskar Hoecker, der nach vier Monate langer Taetigkeit als Fuehrer einer Landwehrkompagnie Anfang Dezember aus dem Schuetzengraben wieder aufgetaucht und dem Gouvernement Lille zugeteilt war, und der fruhere saechsische Husar Kammerherr Georg Frh. von Ompteda, als Rittmeister a. D. zum Armee-Ober-Kommando befohlen. Der Adjutant des Gouvernements und der Nachrichtenoffizier des Oberkommandos unterstuetzen die Redaktionsarbeit — und ein grosser Stab freiwilliger Mitarbeiter hat bereits stimmungsvolle und packende Beitraege auf textlichem und zeichnerischem Gebiet dem deutschen Heer zu Ehren fuer den echt vaterlaendischen Zweck zur Verfuegung gestellt.



Rittmeister
Georg Freih. v. Ompteda.

Hauptmann
Paul Oskar Hoecker.

Je grosser der Ansturm der Mitarbeiter ist, desto schoener kann die Ausbeute werden! Sowohl die Generalkommandos wie die Redaktion der Liller Kriegszeitung — sie hat ihr Heim in den Geschaeftraeumen und der Druckerei der franzoesischen Zeitung „ECHO du Nord“ an der Grande Place zu Lille aufgeschlagen — sind jederzeit bereit, Manuskripte zur Pruefung und Verwertung entgegenzunehmen. Zum Glueck hat sich schon in den allerersten Tagen guter, kameradschaftlicher Verkehr zwischen Redaktion, Mitarbeitern und Lesern herausgebildet: Die Leser ueben gegen das selbstverstaendlich noch nicht auf der Hoehe aeusserer und innerer Vollkommenheit stehende Blatt Nachsicht

— und noch kein Mitarbeiter hat Rachedgedanken geaussert, weil ihm der Blaustift der Schriftleitung ein paar Perlen geraubt oder weil der Setzkastenkobold einen argen Druckfehler eingeschmuggelt hat, oder gar weil die literarischen und kuenstlerischen Beitraege, die natuerlich „Liebesgaben“ sein muessen, nicht honoriert werden.

Ein illustriertes Zeitungsblatt herauszubringen, dazu gehoert weit mehr, als der Laie sich wohl so denkt. Wenn die Schriftleitung die Manuskripte gesichtet, Mitarbeitern neue Auftraege, neue Anregungen gegeben, neue Kraefte fuer das Unternehmen gewonnen, eine nach Stimmung und Abwechslung, Sprache, Form und Laengenmassen leidlich zusammengestellte Probenummer in den Handschriften beisammen und wenn der Kuenstler seine Zeichnungen abgeliefert hat, dann beginnen erst die ganzen technischen Herstellungsarbeiten. Die Zeichnungen muessen vom Zinkaetzer klischiert, die Manuskripte muessen gesetzt und korrigiert werden. Dann werden die Satzkolumnen

mit den eingefuegten Bilderklischees vom Faktor umbrochen, der ein huedisches Buchdruckerbild entstehen lassen will. Jede einzelne Seite wird zu einer Satzplatte fest zusammengeschaubt, die — falls nicht in letzter Sekunde noch eine Aenderung im Text oder in der Anordnung erforderlich wird, — manchmal findet auch durch einen unverhofften Anstoss ein Umwerfen der ganzen Seiten statt — moeglichst rasch in die Giesserei wandert. Hier wird auf Papiermasse ein Abzug vom Schriftbild genommen; dieser wird zum Halbrund geformt, und in die Vertiefungen der Matrice giesst der Schmelzofen das fluessig gemachte Blei. Die walzenfoermigen Platten werden endlich auf die Wellen der Rotationsmaschine gebracht — und dann erst kann der Druck beginnen. Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass das auf Walzen laufende Papier reisst, dass eine Platte bricht, die Maschine „schmiert“ oder zu wenig Druckerschwaerze hergibt, was immer wieder Unterbrechungen verursacht, kurz, bevor nicht die gesamte Auflage die Maschine verlassen hat, kann der Leiter des Unternehmens nicht aufatmen.

Solch ein Berg von Schwierigkeiten ist schon zu beruecksichtigen, wenn sich's um ein Zeitungsunternehmen im eigenen Lande handelt. Dieser Berg waechst sich aber zu einer Art Zugspitze aus, wenn die Gruendung eines deutschen Zeitungsblattes in Feindesland vor sich gehen soll.

Die Schriftleitung hat zu ihrer Freude unter der wackeren Liller Besatzung manch vorzuegliche Setzerkraft aus den verschiedensten Teilen des deutschen Vaterlandes gefunden. Obwohl die franzoesischen Setzerkaesten und Setzmaschinen ganz anders eingerichtet sind als die deutschen, haben die deutschen Leutchen diese friedlichen Waffen sehr rasch benutzen gelernt. (Dass es ein ae, ein oe und ue nicht in einem Schriftzeichen gibt, dafuer koennen sie nichts.) Aber was fuer Qualen waren auszustehen, anfangs, als es galt, Klischeur und Giesser, Former und Drucker, Falzer und Binder zur Arbeit nach deutschem Muster heranzubilden! Selbst das sicherste Feld-Franzoesisch versagte da ploetzlich den technischen Dingen gegenueber. Und in der Hast ist es oft zwischen den deutschen und den franzoesischen Arbeitern zu einer Art Taubstummen-Verstaendigung durch Gebaerdensprache gekommen.

Schliesslich ist der kleine Weltbuerger aber doch zur Welt gekommen.

Mag es sich also auswachsen, das junge Zeitungskind, an der Hand guetiger Freunde, damit die Zeit seines Liller Daseins fuer alle Beteiligten — die Schaffenden sowohl wie die Empfangenden — eine freundliche Erinnerung bleibe.

Allen Lesern aber, selbst denen, die dem Blatte noch keinen rechten Geschmack abgewinnen, moege empfohlen sein, die Nummern trotzdem aufzubewahren. Denn in fuenfzig Jahren werden sie an Wert nicht verloren, sondern hoechstwahrscheinlich noch erheblich gewonnen haben, diese dann geschichtlich gewordenen Blaetter der „Liller Kriegszeitung“ mit ihren „Kriegsflugblaettern“.



Hauptmann
Brueckner.

Hauptmann
Luebcke.

Fuerst und Volk.

Fuerst und Volk umbindet ein festes Band;
Ist nicht zu greifen und haelt doch Stuermen Stand,
Ist keine Kette, vom Schmied geschweisst,
Und gibt doch keinen, der es zerreisst.

Durch hundert und hundert Jahre besteht's
Und in hundert Jahren nicht vergeht's.
Heiligem Bande der Treue Dauer schafft
Immer von neuem ein Zaubersaft.

Und wenn der dem Herzen als Opfer entfließt,
Die Blume des Gartens Liebe entspriesst,
Sie ist ein Kitt, der haelt so gut,
Und der Kitt ist rot, und sie nennen ihn Blut.

G. v. d. Gabelentz.

Der deutsche Soldat.

Wenn ich marschiere,
Trag' auf dem Ruecken ich all' meine Lasten,
Die druecken im Gehen, die druecken im Rasten,
Dass schwer ich's spuere;
Aber die Brust bleibt leicht und frei:
Ich bin ein deutscher Soldat, Juchheil!

Lieg' ich im Kampfe,
Pfeifen die Kugeln, Granaten platzen,
Drueben der Feinde grimmige Fratzen
Im Pulverdampfe;
Aber die Hand bleibt ruhig dabei:
Ich bin ein deutscher Soldat, Juchheil!

Sollt' ich verspielen;
Ist auch fuer mich eine Kugel gegossen,
Werde ich ueber den Haufen geschossen
(Einer von vielen):
Herr, wie du willst, ich sterbe treu
Als ein deutscher Soldat, Juchheil!

Kriegsfreiwilliger Albert Arnold.

Deutsches Reiterlied.

Wir haben zum Reiten ein braves Pferd
Und fuehren zum Schlagen ein blankes Schwert.
Wir brauchen weder Peitsche noch Sporn,
Wir brauchen nur unsern heiligen Zorn!

Wir halten zum Schiessen ein gutes Gewehr, —
So schlagen wir uns fuer unsere Ehr! — —
Dazu im Herzen ein still Gebet:
Gott hilft einem Deutschen, wo er reitet und steht!

P. L., Jaeger zu Pferde.

Im Schuetzengraben von U. gedichtet.

Was ich hoerte, als ich an Schuetzengraeben vorueberkam, in denen Bayern, Maerker, Sachsen lagen.

„Sakra, da geht heut der Abendsegn schon um siebne los. Die dalketen Affen solln eannere Uhrn besser stelln. Der Angriff ist doch erst um halber achte ang'setzt, Kruzituerken noch amoll!“

„Also siehst, die Sach war halt so. Also i schreib der Resi, bevor dass mir ueber a richtige Verlobung korrespondieren, da soll sie mir erst amol a halbes Dutznd Regnsburger Wuerschtl'n schickn...“

„A so saudumm wird sie doch noet sein. A halbes Dutznd Regnsburger fuer a so ein krummboaniges Luader wiea du oans bist.“

„Krummboaniges Luader sagst? Ha, da schau doch her. Bitt schoen.“

„A ganzn Loab Kommissbrot schmeiss i dir da durch.“

„Does is halt nur, weil dass mer da herunter noet aufrecht stehn kann.“

„Dass i noet lach! Und die Wurschtl'n, woasst, die hat die Resi schon vor vierzehn Tag g'schickt, in drei Feldpostpakln. Aber an mi hat sie's g'schickt, weil dass sie mit dir schon lang firti is.“

„A so a Falsche!“

„Also wie ik dir sage: For uns Balina, da jiebt et keene Bange nich. Also ik raus aus mein Schitzenloch. Janz allene. Et is ne kohlfinstere Nacht. Mensch, so ne kohlfinstere Nacht jiebt et jar nich. Aber ik immer janz fidel vorwaerts aufm Bauche. Zweehundert Meter. Keen Aas von Franzose sieht mir. Ik rutsche und rutsche. Uff eenmal tunk ich mit det Jesichte in en Loch. Wat denkste, wat sagste: Der feindliche Schitzengraben. Und nischt riehrt sich. Die Kerls liegen da und schnarchen. Und ik sage dir, Mensch, bei meine Miedigkeit, wie ik die Kerls da so schnarchen hoere, da wirkt det so eklich inschlaefernd uff mir, det ik mir sage: dot-schlagen dbust du ihnen hernach. Und ik lasse die Neese ufs Jewehrschloss fallen und schlafe inn. Uff eenmal juckt sich der eene Franzose im Schlafe und stoest mir an. „Vielleicht lassen Sie das!“ sag' ik, und da hau ik ihm eene runter... Und von det Jeraeusch da wach' ik uff.“

„Und die Backpeife? Die hattste dem Franzosen im Schlafe gegeben?“

„Oller Dussell! Mir hatte die janze Schose doch bloss jetraeumt.“

„Da haste eene, die de dir nich jetraeumt hast.“

„Mensch, biste varickt?“

„Nee, aus Erbsensubbe da mach' ich mir nu garnischt, weeste. Mir is so e Scheelchen Gaffee dausendmal lieber.“

„Aber heesse muss er sein.“

„Ei, Gott Strambach ja, heesse und siesse.“

„Siesse? Nee. Den Zucker, den nehm ich lieber so ins Maul, siehste, und zutsche, und schlabbere mein Gaffee dazu bidder.“

„Nu, bis er runder gommt, is er dann doch ooch siesse.“

„Nu ja, wie mersch nimmt.“

„Oojust, mit deine artilleristischen Kenntnisse da kannste dir begraben lassen, vastehste. Warum biste ueberhaupt Sandlatscher jeworden, wenn de mit die Jeschuetze so jut Bescheid weest?“

„Det war eben Schicksalstuecke.“

„Oojust, ik jloobe, wenn se dir zum Artilleristen jemacht haetten, du haettst dir jleich bei die Mobilmachung ne eijene Kanone jekooft und haettst dir selbstaendig gemacht.“

„Haett ik ooch.“

„Oojust, mach die Klappe zu, et zieht.“

„Jessas, naa, a so a Halodri! Fuer oa lumpige Flaschen Sekt da moecht der a halbe Bockwurscht hab'n. Also die kriagt er fei noet.“

H.

Ein Kriegsspruch Peter Roseggers.

Je mehr der Stahl geblutet,
Je besser ist das Schwert.
Je mehr ein Herz geblutet,
Je groesser ist sein Wert.

Der Faehnrich.

Ich sah einen deutschen Faehnrich marschiern
Feldgrau, Sturmketten ums Kinn,
Wie der schritt im Waffenklirr,
Faust an den Kolben, gradhin!

Er sass vielleicht gestern auf Prima noch
Und kam mitten aus seinem Homer
Und von Marathon, vom Olympos hoch,
Von Alexander dem Grossen her.

Seine Lippen schwolln wie von Pindars Gesang,
Er trug Jupiter im Blick,
Die Sohlen klangen von seinem Gang,
Schoenwildes Heldenglueck!

Der frug nach Wein und Maedchen nicht,
Adlerreines Knabentum,
In seiner Seele traemte ein Gedicht
Von unsterblichem Ruhm.

Den Leib zurueck, das Kinn voraus,
Genick steif, wie der schritt
Und glitt der Siegesgoettin voraus,
Und alle Sterne die schweiften mit.

Ich sah einen deutschen Faehnrich marschiern
Wie einen Kriegsgott, so kuehn,
Gewaltig sich schwingend im Waffenklirr
Schritt er auf Fluegeln dahin!

A. I. Winkler.

Ehrentafel

Vom Generalquartiermeister wird uns mitgeteilt:

„Vaterlaendisch gesinnte Maenner haben dem Generalstab eine Anzahl von Geldspenden fuer hervorragende Waffentaten zur Verfuegung gestellt. Auf Rundfrage bei den Truppteilen nach besonders tapfern und wuerdigen Soldaten sind zahlreiche Berichte eingelaufen, die beweisen, mit welcher Unerschrockenheit und Todesverachtung unsere Truppen fuer das Vaterland kaempfen. Jeder der gemeldeten Streiter ist ein Held, aber nicht jeder kann eine Spende erhalten. Ihre Namen und Taten aber sollen jetzt schon oeffentlich bekannt gegeben werden, den Helden zur Ehre, ihren Angehoerigen zum Stolz, den jungen Mannschaften zum Ansporn.“

Wir geben dem Wunsche des Generalquartiermeisters Folge und bringen die Schilderungen unter der wiederkehrenden Ueberschrift „Ehrentafel“.

Eine Erweiterung ist unser Wunsch. Wir bitten daher die Truppteile um geeignete Mitteilungen.

Im Kampfe mit Englaendern haben sich zwei Unteroffiziere des Westfaelischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 16 ausgezeichnet.

Am 14. September 1/26 Uhr morgens erhielt der zweite Zug der Maschinengewehr-Kompagnie bei der Fabrik suedlich Cerny die Meldung, dass eine englische Schwadron von Troyon im Vormarsch sei. Das Maschinengewehr des Unteroffiziers Buete nahm auf der Strasse nach Troyon, 300 Meter oestlich der Fabrik Aufstellung, das des Unteroffiziers Buschmeier etwa 30 Meter noerdlich davon.

Als auf der Strasse von Troyon — Richtung Fabrik — eine englische Schwadron vorgaloppierte, wurde sie von dem Maschinengewehr Buete sofort unter Feuer genommen und zum groessten Teil vernichtet. Waehrend dieses Gefechts entwickelte sich englische Infanterie, der es gelang, beguenstigt durch Regenwetter, bis auf 100 Meter heranzukommen und die beiden Maschinengewehre mit Feuer zu ueberschuetten. Nur dem heldenhaften Verhalten der Maschinengewehrfuehrer ist es zuzuschreiben, da die Richtschuetzen sofort fielen, dass der Gegner am weitem Vorgehen verhindert wurde.

Die Verluste der Englaender betruagen ausser der vernichteten Schwadron gewiss 300 bis 400 Mann.

Die beiden tapfern Unteroffiziere liegen zurzeit beide verwundet in Lazaretten.

Im Waldgefecht bei Zandvoorde hat der Oberjaeger Ludwig Strauss des 1. Bayrischen Jaeger-Bataillons mit nur fuenf Jaegern der 4. Kompagnie den Englaendern einen Verlust von nicht weniger als 50 Mann beigebracht und dann noch mit seinen paar Mann einen englischen Offizier und 60 Mann gefangen. Ihr Abtransport wurde durch einen feindlichen Gegenangriff erschwert, trotzdem gelang es dem energischen Verhalten des Oberjaegers Strauss, saemtliche Gefangene heranzubringen.

Ebenbuertig steht dieser Tat das schneidige Verhalten des Oberjaegers Frey mit fuenf Mann derselben Kompagnie zur Seite, der bei der gleichen Gelegenheit 6 englische Offiziere und 18 Mann zu Gefangenen machte.

Solche Taten zeigen, wie anmassend die stets ausgesprochene englische Behauptung ist, ein Englaender sei so gut wie drei Auslaender. Die Tapferkeit der beiden Oberjaeger und ihrer Handvoll von Leuten hat den Englaendern bewiesen, dass sie in unsern Soldaten ihren Meister gefunden haben.

Der Landwehrmann Ernst Paul Kirchhuel von der 9. Kompagnie des Saechsischen Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 104 hat sich im Gefecht vom 14. September durch besondere Tapferkeit und Unerschrockenheit ausgezeichnet. Ohne Zoegern ist er mit seiner Gruppe ungeachtet des schweren Artilleriefuers vorgegangen und hat durch tapferes und ruecksichtsloses Draufgehen seine Kameraden vorwaerts gerissen. Kirchhuel ist am 23. August 1879 geboren, von Beruf Zuschneider in Zeithain, verheiratet und Vater von neun Kindern. Er ist infolge seiner Verwundung in ein Lazarett gebracht.

Bei den Sturmangriffen auf zwei Ortschaften, die von englischen Truppen gehalten wurden, haben sich einige Soldaten des Saechsischen Infanterie-Regiments Nr. 107 durch heldenmuetiges Verhalten in seltener Weise ausgezeichnet.

Des Unteroffiziers Koch, der nach Verwundung des Zugfuehrers den Zug in moerderischem Feuer gegen die feindliche Stellung fuehrte, persoenlicher Mut wirkte vorbildlich und anfeuernd auf seine Leute. Er wurde an der Spitze seines Zuges schwer verwundet.

An Tapferkeit stand ihm nicht nach der Gefreite Magerod, der sich vor allem als Gefechtsordonnanz auszeichnete. Unter heftigem Feuer hat Magerod Befehle und Meldungen ueberbracht und dadurch seiner Truppe wertvolle Dienste geleistet.

Der Soldat Endesfelder war als Entfernungsschaetzer stets in vorderster Linie und hat dem Zugfuehrer infolge guter Beobachtung zuverlaessige Wahrnehmungen uebermittelt. Als seine Kompagnie nach einem zweiten Sturm durch grosse Verluste gezwungen war, zurueckzugehen, konnte Endesfelder, da er sich bereits sehr nahe an die feindliche Schuetzenlinie herangewagt hatte, nicht mehr in den alten Schuetzen-graben zurueck. Ueber zwoelf Stunden blieb er so vor dem Feinde in aeusserst gefaehrlicher Lage liegen, und schlich sich abends nach Eintritt der Dunkelheit in den Schuetzen-graben zurueck.

Mehrere Vorfaelle, die von der Todesverachtung und Kaltbluetigkeit unserer Soldaten zeugen, werden vom Garde-Jaeger-Bataillon gemeldet. Sie beziehen sich auf blutige Kaempfe gegen englische Truppen.

Der Jaeger Cynpalla der 4. Kompagnie ist bei einem Gefecht, trotzdem die Kompagnie zurueckging, bei seinen schwer verwundeten Kameraden die Nacht und noch den ganzen naechsten Tag geblieben, um sie nachts unter eigener Lebensgefahr zurueckzubringen.

Bei dem Sturmangriff am 31. Oktober wurde durch das moerderische feindliche Feuer die ganze Gruppe ausser Gefecht gesetzt, nur der Jaeger Abraham von derselben Kompagnie blieb uebrig. Mit der groessten Kaltbluetigkeit verband er verwundete Jaeger wie auch den Leutnant Delius im starken feindlichen Feuer und brachte sie zurueck.

Ueber den Vizefeldwebel Braatz von der 4. Kompagnie oben genannten Bataillons wird berichtet, dass er sich bei jeder Gelegenheit ausserordentlich umsichtig und tapfer gezeigt habe. Eines Nachts, als die Kompagnie 400 Meter vom Feinde entfernt lag, ist er ohne besonderen Befehl mit den Pionieren vorgegangen, um Bomben zu werfen und Draethindernisse zu beseitigen.

Am 9. Oktober wurde ein Zug der 1. Batterie des Reserve-Feldartillerie-Regiments auf die Lorettohöhe noerdlich von Ablain mit groesster Anstrengung in Stellung gebracht, um unsere dort schwer bedraengte Infanterie zu unterstuetzen. Bereits waehrend des Instellunggehens wurde der Zug von feindlicher Infanterie, die in Baeumen, Hecken und einem Schuetzengraben 80 Meter vor den Geschuetzen eingenistet war, heftig beschossen.

Die Bedienung des Zuges hatte waehrend dieser Zeit eine der haertesten Proben in bezug auf Mut und Standhaftigkeit zu bestehen, denn das feindliche Feuer kam nicht nur von der Front, sondern auch von beiden Flanken. Insbesondere zeigte der Unteroffizier Betz, Fuehrer des einen Geschuetzes, vorbildliche Kaltbluetigkeit. Seiner Haltung und seiner Einwirkung auf die Bedienungsmannschaft ist das dauernd durchgefuehrte, wohlgezielte Feuer seines Geschuetzes zu verdanken. Unteroffizier Betz musste nach Verlust zweier Kanoniere selbst die Bedienung des Geschuetzes uebernehmen und wurde hierbei durch einen Armschuss und einen Schuss durch den Hals schwer verwundet. Nachdem er verbunden, begab er sich sofort wieder zur Batterie. Hier traf ihn sein Batteriechef auf dem Lafettenschwanz seines Geschuetzes sitzend. Mit Ruecksicht auf seinen Zustand wurde er wiederholt gewarnt, nicht mehr zu seinem Geschuetz zu gehen. Trotzdem versuchte Unteroffizier Betz wieder dahin zu gelangen, bis er, dem Zusammenbrechen nahe, von seinem Vorhaben absehen musste.

In dem Gefecht bei Brehimont am 29. August bildete Unteroffizier Karl Bayer vom Badischen Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 110 mit seiner Gruppe die Flankensicherung der Kompanie. Zweieinhalb Stunden hielt er im staerksten Artillerie-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer stand. Nachweislich ist durch das Feuer seiner Leute eine feindliche Batterie zweimal am Auffahren verhindert worden. Waehrend des moerderischen feindlichen Feuers traf ihn ein Schrapnellschuss, der ihm ein Auge ausschlug.

Am 26. September griff das 3. Bataillon des Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 68 beim Morgengrauen den Gegner, der auf den Hoehen noerdlich Hurlus eine stark verschanzte Stellung innehatte, mit der blanken Waffe an. Die 10. Kompanie stand hierbei in erster Linie, ihr Feldwebel Berthold als Zugfuehrer. Seinem Zuge weit voraus, stuermte er gegen einen stark besetzten Schuetzengraben, geriet in erbittertes Handgemenge mit einem Franzosen, toetete ihn nach kurzem Kampfe, wurde aber durch einen aus naechster Naeh abgegebenen Schuss in die Schulter schwer verwundet. Kurz darauf erhielt er einen zweiten Schuss in den rechten Oberarm. Durch sein braves, aeusserst tapferes Vorgehen hat der Feldwebel seinen Leuten ein vorzuegliches Beispiel gegeben und erreicht, dass die feindliche Stellung in schnellem Ansturm genommen werden konnte.

Vorwaerts!

Seht die vielen Voelker alle, die sich wider uns verschworen,
Unverzagt nur, meine Helden! Schafft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, eurer Hiebe, dass die Menschheit kuenftger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern, tuerm' ein bleibend Ehrenmall

Friedrich der Grosse in der „Ode an die Deutschen“ 1760.

Frankreichs Kirchen.

In hohen Hallen, die vom Himmel zeugen,
Wo Gottes Wort wir fest im Glauben hoeren
Und sich in Demut uns're Kniee beugen,
Kein feindlich Schmaehen soll die Andacht stoeren.
Die Bilderfenster daempfen bunt die Strahlen,
Die vor dem Altar widerglaenzend stehen,
Und an der Heiligen Erinnerungsmalen
Des Weihrauchs leichte Opferschleier wehen.

Doch will's das Schicksal, dass Granateneisen
Entspannen truemmernd jaeh die spitzen Bogen,
Des Chorstuhls zartes Rankenwerk zerreißen
Und hemmen schrill der Orgel brausend Wogen,
Dann sinne, Frankreich! — Die du einst geschaffen,
Die Werke, die den Inhalt fast verloren
Und die dir nur noch Wert zu eitlen Gaffen,
Aus ihrem Schutte wird das Heil geboren:
Das Heil des Friedens, denen zu geniessen,
Die sich durch Krieg und Wunden laeutern liessen.

Rittmeister W. Gelpke.

Die Jungfrau von Orleans

hat einst vor ihren Richtern ausgesagt:

„Quant aux Anglais, la paix qu'il y faut, c'est qu'ils s'en aillent en leur pays, en Angleterre.“

„Si j'étais chef de guerre, c'était pour battre les Anglais.“

Auf deutsch: Was den mit den Englaendern noetigen Frieden anbetrifft, so besteht er darin, dass sie in ihr Land gehen, das heisst nach England.

Wenn ich Heerfuehrer war, so war es, um die Englaender zu schlagen.

(Aufgefuehrt nach H. Wallon: Jeanne d'Arc, Paris 1876, Seite 294 und 296.)

Das schoene Maedchen von Lille.

Als ich mit meiner Kompagnie bei den ersten Kaempfen um Lille, draussen zwischen Ronchin und Faches im Feuer der franzoesischen Geschuetze, Maschinen-gewehre und Fussvolkflinten lag, da hab ich an die Lilloiserinnen wahrhaftig nicht gedacht. Nur einmal kam mir bei der Vorstellung des Stadtnamens Lille die Gedankerverbindung mit einem geheimnisvollen weiblichen Wesen... Husch, flitzte das Bild vorueber... Und erst Mitte Oktober, als ich an der Spitze meiner Kompagnie in die noch rauchende und flammende Stadt einzog, kam mir die fremde junge Dame wieder ins Gedaechnis: das schoene Maedchen von Lille!

Ich kannte bis dahin nur ihren Kopf. In Tausenden von Abbildungen hab' ich ihn gesehen. Aus dem maessig ausgeschnittenen Sommerkleidchen schwingt sich der zarte maedchenhafte Hals mit dem nicht bedeutenden, aber ueberaus lieblichen und ansprechenden Gesichtchen. Das leichtgewellte Haar, im Knoten hinten zusammengefasst, ist schlicht gescheitelt. In dem Ausdruck der Augen vereint sich ein Teilchen

Schwermut mit einem Fuenkchen Schalk. Der Mund ist noch nicht wachgekuesst. Aber das Naeschen — ja, dass ich es ehrlich gestehe, das Naeschen ist mir ein Raetsel geblieben. Ihr steht dem Maedel gegenueber, und dann seht ihr eine griechisch edelgeformte Nase. Sie scheint euch klassisch und fast unpersoendlich. Aber bitte, tretet einmal nur einen halben Schritt nach links, so dass ihr die Kleine mehr im Profil seht, und ich wette: ihr laechelt. Sie hat naemlich ein ganz witziges, drollig herausforderndes Naeschen. Der Franzose drueckt das aus: *Retroussé plus qu'il n'est d'usage*. Und man moechte dem zierlichen Persoenehen sagen: „Hoer' mal, Kleine, du hast's ja faustdick hinter den Ohren!“

Aber die Kleine wuerde einen nicht verstehen.

Demn sie ist von Wachs.

Der Feldzug hat so unendlich viel Erinnerungen geschaffen, dass man so viele, viele Dinge, die einem vordem so fabelhaft wichtig erschienen, fast ganz vergessen hat. Ein ungemein wichtiger Kunststreit taucht in den verborgensten Tiefen des Gedachtnisses auf, und ich sehe mich an einem hellen Fruhjahrstage im Kaiser-Friedrich-Museum vor der Flora-Bueste. Eine ganze Literatur hat man darueber durchgeackert. Aber heute — Exzellenz Bode mag mich schlachten — heute sind mir die Einzelheiten der Auffindung und des Erwerbs, der Synthesen und Antithesen der kunsthistorischen Betrachtung entfallen, und ich entsinne mich nur, dass „La tête de cire“, des „Schoenen Maedchens von Lille“ in all den kunsttriefenden Betrachtungen der internationalen Zeitschriften damals hundertmal, tausendmal erwaeht worden ist.

Die ersten freien Stunden in dieser lebhaften Stadt habe ich natuerlich wahrgenommen, um der blonden Unbekannten von Lille meine Aufwartung zu machen. Ein Kamerad ist ohne weiteres zu der Expedition bereit. (Solche Rendezvous kuenstlerischen Charakters verlieren ja nichts an Reiz durch einen Dritten.) Und so ziehen wir denn los und wandern zum Musée de Lille. „Le musée est fermé.“ Selbstverstaendlich. Wir muessen uns erst den schriftlichen Befehl an die Mairie verschaffen, dass uns der Eintritt zu gestatten sei. Und der Maire, der sich erst seufzend am Kopf kratzt, schreibt ein Briefchen an den Generalkonservator der Sammlungen von Lille, Herrn Emil Theodore. Herr Theodore ist nicht zu Hause, aber seine elegante Frau. Sie ist bestuerzt. Natuerlich vermutet sie in uns die Vorhut einer barbarischen Kunstkommission, die beauftragt ist, die wertvollsten Schaeztes des Museums auszusuchen und unter Anwendung von Waffengewalt nach Deutschland abzuschieben. Aber sie ist bereit, uns zu begleiten und uns die geheimnisvollen Verstaendigungszeichen zu erklaren, durch die man den Sesam oeffnen kann.

Herr Theodore sieht unsern Eintritt nicht minder bekuemmert. Schliesslich aber halten wir doch unsern Einzug in das schoene Haus, ohne jegliche Waffengewalt, hauptsaechlich geleitet durch die befuerwortende Augensprache seiner schoenen jungen Frau.

Auf ein paar Scherben mehr oder weniger kann es uebrigens im Musée de Lille augenblicklich nicht ankommen. Beim Bombardement sind fast saemtliche Glasscheiben des Oberlichtes und eine Unmenge der großen Seitenfenster geborsten. Auch eine Granate hat das Gebaeude gestreift. Unsere kleine Kunstreise, unter der Fuehrung von Herrn und Frau Theodore, vollzog sich also ueber klirrende, springende, krachende Haufen von Glastruemern, und ich habe mir mehrmals die zierlichen Kalblederschuhchen der jungen Konservatorsgattin daraufhin angesehen, ob sie einer solchen Felddienstuebung gewachsen seien.

Wenn ich nun der Generalkonservator der Sammlungen von Lille waere, so haette ich mir gleich am Tage nach Schluss der Belagerung ein paar Dutzend Scheuerfrauen kommen lassen, und die haetten innerhalb einer Woche alle Glassplitter und Scherben entfernen muessen — oder der Deibel haette sie geholt; die Scheuerfrauen natuerlich. Anders liegt es im franzoesischen Charakter eines Generalkonservators.

Zunaechst muss da einmal fuer ein paar Monate der traurige Zustand bewahrt werden, den das Bombardement geschaffen hat. Es ist doch so ergreifend schoen, mit tragischer Gebaerde auf all die Truemmer und Scherben hinzudeuten und sich im stillen zu denken: „Ah, les Barbares!“ Denn die Franzosen — daran ist ja kein Zweifel — haetten bei einem Einmarsch in Deutschland Muenchen, Berlin oder Dresden ihrer kostbaren Kunstsammlungen halber ja niemals beschossen. Nicht wahr?

Als die Beschiessung von Lille begann, haben Herr Theodore und seine Beamten alle kostbaren Gemaelde aus den obern Stockwerken heruntergeholt und im Erdgeschoss und im Keller in dichten Reihen an die Wand gelehnt. Eine kleine Anzahl von Gemaelden ist natuerlich trotzdem beschaedigt worden, so die Waldlandschaft von Troyon, die Davidgruppe von Costa und andere bis dahin wohlbehuetete Schaetze. Aber der ganze Rubenssaal ist gerettet: die Kreuzabnahme, der Tod der hl. Maria Magdalena, der hl. Franziskus und die Jungfrau, Bonaventura, die Ueppigkeit, die Klugheit, die Jagd. Und die Fuelle der beruehmtesten und interessantesten Gemaelde von Snyders, Jordaens, Delacroix, Crayon, van Dyck, Veronese, de Witte, Porbus, Hals, Chardin, Fragonard, die das Museum birgt, koennen wir in unserer Museumseinsamkeit in der eigenartigsten, wenn auch nicht gerade bequemsten Weise kennen lernen. Aus dem dicken Staub holen wir eine Leinwand nach der andern hervor (die Rahmen sind im Obergeschoss haengen geblieben), und waehrend das eine Paar das Bild haelt, schaut und geniesst das andere. Es hat sich bald eine gute Kuenstlerkameradschaft zwischen uns herausgebildet.

So sind wir durch das ganze, maechtig ausgedehnte Museum gewandert und kommen nun zu einem dunkelgetaefelten Sonderkabinett, das ein paar dunkle Lederbaenke und dunkle Lederstuehle enthaelt und sonst nichts als eine uebermannshohe, leere Vitrine.

Es ist das verlassene Gemach des „Schoenen Maedchens von Lille“. Wo sie steckt?

„Elle est partie.“

Herr Theodore weiss natuerlich ganz genau, wohin ihre Reise gegangen ist, aber er wird es nimmermehr verraten. „Bei Beginn der Belagerung, vous savez, ein Vertrauensmann der Stadt Lille hat das Kunstwerk mit sich genommen, ausser Landes vielleicht, wir ahnen nicht, wohin, es bleibt uns nur die Hoffnung, es spaeter einmal wiederzusehen.“ Herr Theodore hat feuchte Augen bekommen. „Cette tête — je l'ai aimée comme si l'était la chère tête de mon enfant.“

Noch immer sehen wir die leere Vitrine an und phantasieren die Wachsbueste der schoenen Lilloiserin hinein.

Vermutlich haben die Ungluecklichen das Werk nach London geschafft und in der Bank von England deponiert.

Na — dann kriegen sie's wohl kaum jemals wieder!

Wir danken fuer die ausgezeichnete Fuehrung und wandern durch die knisternden Glasscherben, die an den Sporen emporspritzen, dem Ausgang zu. Draussen hoeren wir wieder den Donner der Geschuetze...

Vielleicht liegen wir schon morgen wieder im Schuetzengraben. Heute hat uns die Kunst gegruesst.

Schade nur, dass das schoene Maedchen von Lille ausgerissen ist, aus Angst vor uns Barbaren.

H.

Humor im Felde.

Humor ist die Gabe, durch Traenen zu laecheln. Kein Wunder daher, wenn jetzt in der Kriegszeit, wo so viele Bilder des Ernstes auf die Seele einstruermen, der Humor an Bedeutung gewinnt.

Gar viele koestliche Proben deutschen Soldatenhumors habe ich mit erleben duerfen; eines von dem, was mir davon im Gedaechnis geblieben ist, mag nachstehend zur Erheiterung der Kameraden im Felde zum Besten gegeben sein:

„Zutritt verboten!“ An einer Stelle lagen wir dem Feinde auf etwa 200 Meter gegenueber. Ein Laufgraben fuehrte ziemlich nahe an die gegnerische Stellung, um einem nachts vorgeschobenen Posten gedeckte Annaeherung zu ermoeeglichen. Was fuer Augen moegen wohl die da draussen gemacht haben, als sie eines Morgens an der Spitze des Laufgrabens die — von uns von einem zerschossenen Hause losgerissene — Warnungstafel erblickten und darauf in grossen Buchstaben lasen: „Passage interdit“.

Heimweh nach dem Schuetzengraben. Auf der Strassenbahn Lille—Quernoy belauschte ich das Gespraech zweier Infanteristen. Nachdem sich beide in den abenteuerlichsten Plaenen, was fuer schoene Dinge sie sich dereinst im Frieden leisten wollten, ueberboten hatten, setzte der eine von ihnen dem die Krone auf, indem er bemerkte. „Ich weiss, was ich mache: Ich fahre nach der Nordsee, steige dort in den Schuetzengraben ein, laufe die ganze Strecke ab und steige erst an der Schweizer Grenze wieder aus.“

Der unvorsichtige Feind. Seit einer Stunde lag die Kompagnie im Feuer der feindlichen schweren Artillerie, die sich offenbar vorgenommen hatte, den Schuetzengraben „auszuraeuchern“. Bisher war die ganze Schiesserei voellig erfolglos gewesen, nun eben schlug eine Granate dicht vor dem Graben ein und beschaedigte einen Unterstand. Mit missbilligendem Kopfschuettern nach dem Feinde hin, bemerkte einer der Bewohner: „So eine Unvorsichtigkeit! Die da drueben werden es noch so lange treiben, bis mal ein Unglueck passiert. Und dann ist es natuerlich zu spaet!“

Bescheidenheit. Irgendwo in der Umgegend von Lille feuerte bayrische Artillerie auf erbeuteten franzoesischen Geschuetzen mit der gleichzeitig erbeuteten Munition. „Mir san bescheiden,“ sagte ein Kanonier, indem er eine der schoenen grossen Granaten lud, „die Kanonen habn's uns geben, die Herren Franzosen, die Munition habn's uns auch geben; man derf net zuviel annehmen: die Munition solln's wiederhabn!“

Der Schlappschuetze. Der Kompagniefuehrer spaechte eben zum feindlichen Schuetzengraben hinueber, als „von drueben“ ein Infanteriegeschoss angeschwirrt kam und ihm durch die rechte Ohrmuschel fuhr. Seinen Schmerz verbeissend, rief er: „O ein Schlappschuetze; der Kerl hat links verklemmtes Korn genommen.“

Diese Beispiele zeigen wohl zur Genuege, welch' unverwuestlicher Humor, welch' froehliche Unverzagtheit in unserm Heere leben. Moege dieser gute heitere Geist bei uns nimmermehr verloren gehen, sondern allenthalben treue Juenger finden.

Leutnant Fehrmann.

Mund halten.

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, dass unsere Feinde einen guten Nachrichtendienst haben. Diese Tatsache findet ihre Erklärung zum Teil darin, dass die Landeseinwohner ihren Truppen auf jede mögliche Weise Mitteilungen ueber Vorgeaenge auf unserer Seite zugehen lassen. Die Unterbindung dieser Nachrichtenquelle fuer den Feind muss mit allen Mitteln angestrebt werden. Jeder kann dabei helfen. In erster Linie sind dies die Feldgendarmen, die den Verkehr der Zivilbevoelkerung taeglich sehen, die Posten, welche jedes Fuhrwerk, das ueber Land faehrt, anhalten und die Passierscheine pruefen muessen. Wenn diese und die Inhaber nicht ganz einwandfrei sind, dann ist der Wachthabende, wenn moeglich ein Offizier, zur Pruefung und Entscheidung herbeizuholen. Geradezu gewissenlos ist es, Landeseinwohnern irgendwelche Mitteilungen ueber Truppenbewegungen zu machen. Es ist vorgekommen, dass unsere Leute den Franzosen erzählt haben: sie gingen nach Russland. Das darf nicht sein. Auch nach Hause darf derartiges nicht geschrieben werden. Was es an der Front Neues gibt, erfahrt man in der Heimat durch die Zeitungen. Auch die so beliebte Fuehrung von Kriegstagebuechern ist durchaus nicht wuensenswert. Der Inhalt eines solchen Buches kann fuer den Feind wertvolle Fingerzeige enthalten. Jedenfalls muss vermieden werden, dass derartige Aufzeichnungen in Feindeshand fallen. Das gilt auch von dem Inhalt der Brieftaschen der Feldwebel. Sehr gefaehrlich koennen die Angaben werden, die in Gefangenschaft geratene Leute ueber die Verhaeltnisse auf unserer Seite zu machen in der Lage sind. Das Leben Tausender kann dadurch verloren gehen. Es ist Ehrenpflicht eines jeden Deutschen, sich nicht ausfragen zu lassen. Hierbei sei an den Husaren aus dem Siebenjaehrigen Kriege erinnert, der auf die Frage: „Wie stark die Preussen seien“, antwortete: „Geht hin und zaehlet sie!“ Auf die Frage, ob der Koenig noch mehr solcher Soldaten haette, sagte er: „Er waere einer der schlechtesten, sonst waere er nicht gefangen.“

Nochmals zusammenfassend: Augen und Ohren auf, Mund zu!

Kriegssonntag in Flandern.

Der Winternebel wich dem Glanz der Sonne,
Des Himmels Blau strahlt feierlich hiernieder.
Zum Lichte draengt sich zartes Laubgefieder,
Und aus der Knospe bricht des Fruehlings Wonne.

Doch blanke Waffen flammen in der Sonne,
Und Arme recken sich wie Siegesschwingen.
Bereitet jetzt die Brust zum blut'gen Ringen
Und ordnet schweigend euch zur Sturmkolonne.

Im Auge blitzt ein Hoffen auf Gelingen;
Ein einz'ger Wille zuckt durch alle Glieder.
Vorwaerts mit Gott, bis wir sie niederzwingen.

Zum heissesten Gebete knien wir nieder.
Mit uns des Todes Schmerz, des Sieges Klingeln,
Und, heil'ges Deutschland, deine Heldenlieder.

Leutnant Heinrich Schmieden.

Kreideinschriften an Militaerzuegen.

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiss, wie Kruppsche Kanonen, von denen niemand was weiss.“

„Russischer Kaviar, Franzoesischer Sekt, Deutsche Hiebe, Ei — wie das schmeckt!“

„1000 Mark Belohnung, wer einen alten Landsturmann aus der Ruhe bringt.“

Auf einem belgischen Wagen: „Ich bin ein Preusse, wechselt! — meine Farben.“

„Wenn die Verpflegung so weiter geht, kann der Krieg unserthalben 10 Jahre dauern.“

„In diesem Zug findet jedes junge Maedchen bestimmt Anschluss.“

An einem Wagen IV. Klasse: „Gesperrt. Garnisonshotel. Badeeinrichtung, Aufzug, Warmwasserleitung auf dem Zimmer, vorzuegliche Kueche, aufmerksame Bedienung, Tresor fuer Wertpapiere, Fernsprecher und Barbier im Hause. Es wird Franzoesisch, Englisch, Russisch, Serbisch, Montenegroinisch, Portugiesisch und Japanisch gesprochen.“

„Welche von den Damen will einen kleinen Franzosen haben?“

Dank saechsischer Kolonnen.

Wir fahren bei Tage, wir fahren bei Nacht,
Wir fahren beinah' zu des Rheinlandes Wacht!
Es glitzern die Wellen vom Vater Rhein:
Am Ufer ein Kranz von Maegdelein:
Wir gruessen des Rheinlandes Toechter!

Wir fahren weit hin in der Belgier Land,
Am Wege auch manches Maegdelein stand.
Doch Tuecke lauert im falschen Blick:
Sie denkt an Verrat, und wir denken zurueck
Mit Dank an des Rheinlandes Toechter!

Wir fahren durch Waelder, durch Nacht und durch Graus
Vorbei an manchem zerschossenen Haus,
Gespenstisch beleuchtet die rote Glut
Den toten Kameraden in seinem Blut:
Er starb fuer des Rheinlandes Toechter!

Wir fahren geduldig noch manchen Tag,
Wir fahren, solange es dauern mag!
Wir setzen freudig das Leben ein,
Schlaft ruhig, ihr sollt ohne Sorge sein:
Wir schuetzen des Rheinlandes Toechter!

Und ist dann besiegelt der Feinde Geschick,
Zum Rheinland wir bringen das „Sonnenglueck“!
Und holen geschmueckt mit dem Lorbeerreis
Von Euren Lippen den Siegespreis:
Wir kuessen des Rheinlandes Toechter!

Leutnant Scholber.

Der Mutter Traum.

Die alte Wanduhr tickt und tickt,
Still ist die Mutter eingenicht.
Sie sitzt im Lehnstuhl an der Wand
Und haelt ein Briefblatt in der Hand.
Es kam vom Sohn. Der steht im Feld.
Und was er schreibt, das schrieb ein Held.
Er schlich sich durch die Feinde keck
Und sprengte eine Bruecke weg.
Stolz war die Tat und gross sein Glueck:
Er kehrte unversehrt zurueck.
Nun ist er Offizier geworden
Und ist geschmueckt mit einem Orden.
Die Mutter sieht im Traum den Sohn
Und hoert die Friedensglocken schon.
Der Krieg ist aus! Viktoria!
Der Sieger Einzugstag ist da!
Sie kommen froehlich anmarschirt,
Den Helm mit Eichenlaub geziert,
Die Fahnen weh'n, Musik erschallt,
Es singt und jubelt jung und alt.
Und sieh! — ein junger Leutenant,
Geschmueckt mit Kreuz und Ordensband,
Stuermt aus der Schar voll Kindeslust
Und zieht die Mutter an die Brust.

— — — — —
Geduld! Gott wird's in Gnaden geben,
Dass wir die frohe Zeit erleben!

Paul Lang, Wuerzburg.

Verlustliste.

Name an Name in endloser Reih',
Mancher bekannte ist dabei.
Hei, wie sein Traeger das Schwert wohl schwang!
Mancher, den aus dem Aug' man verlor,
Tritt aus dem Dunkel als Held hervor.
Mancher, der da lebte im Licht,
Ruht nun unterm Huegel so schlicht.
Und wieder mancher, mit schwerer Schuld,
Erwarb sich Vergebung, — des Hoechsten Huld.
— Und keiner ist, dem nicht ein Seufzer schwer
Heimlich nachzittert: „Auch er, — auch er.“ Thilo Kieser.

Zur Gesundheitspflege im Felde.

Wenn schon im Frieden das enge Beisammenwohnen von Menschen grosse Gefahren hinsichtlich der Verbreitung ansteckender Krankheiten mit sich bringt, so werden diese noch gesteigert durch die haeufig sehr unguenstigen Verhaeltnisse im Kriege.

Wie durch Kriessseuchen die Schlagfertigkeit einer Armee beeinträchtigt werden kann, bedarf keiner weitern Eroerterung. Wenn nun im gegenwaertigen Feldzuge der

Gesundheitszustand der Armee bisher so guenstig geblieben ist, so wird das mit darauf zurueckzufuehren sein, dass sich die fuer die Gesundheitspflege bestimmten Behoerden ihrer Aufgabe gewachsen zeigten.

Dennoch ist es zweckmaessig, wenn namentlich den Mannschaften in einigen kurzen Saetzen nahegelegt wird, wie sie selbst dazu beitragen koennen, den Gesundheitszustand nach Moeglichkeit zu foerdern. Es kann nicht genug betont werden, wie erfolgreich sich jeder einzelne Mann an einer Seuchenbekämpfung zu beteiligen in der Lage ist!

Von den Kriegsseuchen sind, wenigstens fuer unsere Armee, die wichtigsten die Ruhr, der Typhus und die Cholera. Alle drei sind fieberhafte Erkrankungen, die auf einer, durch bestimmte Bakterien hervorgerufenen entzuendlichen Erkrankung des Darmes herruehren. Alle drei, besonders aber die Cholera, koennen toedlich verlaufen. Fast immer ist mit ihnen heftiger Durchfall verbunden, bei der Ruhr, zu gewissen Zeiten auch beim Typhus, mit Blutbeimischung.

Ruhr und Typhus sind in Frankreich ziemlich verbreitete Volkskrankheiten, und es besteht daher die grosse Gefahr, dass auch innerhalb unserer Armee haeufigere Erkrankungen auftreten koennten, wenn nicht rechtzeitig die Ansteckungsmoeglichkeiten verringert werden. Cholera ist zwar in Frankreich nicht heimisch, wohl aber in Indien. Es waere also nicht unmoeglich, dass durch die von den Englaendern herbeigeschafften Inder eine Einschleppung der Cholera stattfinden koennte.

Die Ansteckung erfolgt bei allen drei Seuchen auf die gleiche Weise, indem durch ungenuegende Beobachtung der erforderlichen Reinlichkeit der Stuhl erkrankter Personen, der massenhaft die Erreger der Krankheit enthaelt, verschleppt wird. Auf diese Weise gelangen die betreffenden Bakterien in den Koeper anderer Personen und fuehren dazu, dass diese erkranken. Es darf aber ohne weiteres behauptet werden, dass bei peinlichster Sauberkeit eine Uebertragungsgefahr derartiger Krankheiten beinahe nicht besteht!

Freilich stoesst die Durchfuehrung der notwendigen Massregeln im Kriege bei dem engen Zusammensein zahlreicher Menschen auf grosse Schwierigkeiten. Dennoch, es kann sehr viel geschehen, um die Gefahr einzuschraenken!

Ich habe bereits erwahnt, dass besonders der Kot, aber auch der Urin der Erkrankten die ansteckenden Bakterien enthaelt. Eine Gefahr besteht darin, dass im Beginn der Krankheit die Leute sich haeufig noch voellig gesund fuehlen und infolgedessen noch kein Verdacht besteht. Es ist also unbedingt noetig, dass durch Anlage von Aborten und Latrinen dafuer gesorgt wird, dass Stuhl und Urin nur an diese, hierfuer bestimmten Orte gelangen und dass jeder Beschmutzung der Umgebung einer Ortschaft, der Gaerten und Strassen, besonders aber der Schuetzengraeben, vorgebeugt wird.



Auch ein Grund.

Russe: Soldat deutscher und russischer jetzt Kamerad und Bruder, weil chabben Laeuse alle zwei beide.

Wuerde diese Regel nicht eingehalten und tritt z. B. ein Mann mit seinen Fuesen an eine derart verunreinigte Stelle, so verschleppt er unbedingt die bazillenhaltige Masse. Es muss also jeder Mann unter allen Umstaenden die vorhandenen Aborte und Latrinen benutzen, und mit allen Mitteln darauf halten, dass eine Beschmutzung der Umgebung oder der Sitzgelegenheit selbst vermieden wird!

Ist aber in einem Hause ein Fall von Typhus vorgekommen, so darf dieses keinesfalls von der Truppe belegt werden, sondern es ist durch einen entsprechenden Anschlag an der Tuer kenntlich zu machen.

Eine weitere unerlaessliche Forderung ist es, dass nach jeder Stuhlentleerung durch ausgiebige Benutzung von Papier die Leute dafuer sorgen, dass sie sich weder Waesche noch Kleider, vor allem aber nicht die Haende beschmutzen. Eine derart verunreinigte Hand wuerde der sicherste Uebertraeger der Krankheit sein! Nach Moeglichkeit soll jeder Mann nach einer Stuhlentleerung sich die Haende waschen, keinesfalls aber Nahrungsmittel beruehren!

Wenn diese Forderungen bei einem Truppenteil mit peinlichster Sorgfalt durchgefuehrt werden, so ist schon damit die Verbreitungsmoeglichkeit dieser verderblichen Krankheiter auf ein Mindestmass eingeschraenkt.

Freilich kommen noch andere Punkte in Betracht. Der Genuss von rohem Wasser; insonderheit darf das Wasser von Fluessen keinesfalls fuer Genussszwecke verwendet werden. Sehr geeignete Ersatzmittel fuer Wasser sind Tee oder Kaffee. Ebenso kann Wein in maessigen Mengen als Erfrischung oder als Kraeftigungsmittel unbedenklich verabfolgt werden. Weiterhin ist zu warnen vor rohem Obst, wenn es nicht vor dem Genuss geschaelt wird. Sehr leicht koennen durch rohen Salat, aber auch durch Kartoffelsalat, die Erreger gefaehrlicher Krankheiten verbreitet werden. Auch rohe Milch, vor allem aber rohes Fleisch darf im Kriege nicht genossen werden. Saemtliche Kochgeschirre, Teller und Essbestecke sind nach jeder Benutzung gruendlich zu reinigen, moeglichst in heissem Wasser, und so aufzubewahren, dass jede Beschmutzung ausgeschlossen ist.

Erkrankt ein Mann an Durchfall, so hat er sich zur Feststellung der Art der Krankheit und im Interesse seiner baldigen Genesung moeglichst schnell in aertzliche Behandlung zu geben.

Gegen eine Reihe von Krankheiten, besonders gegen die hier genannten ansteckenden Darmkrankheiten, hat sich als Vorbeugungsmittel eine Schutzimpfung ausserordentlich bewaehrt.

Einige Worte noch ueber die Geschlechtskrankheiten! Auch in dieser Hinsicht ist allergroesste Vorsicht geboten! Es ist eine vielfach beobachtete Tatsache, dass den Bewegungen der Armeen, besonders beim Aufenthalt in grosseren Staedten, stets eine grosse Zahl von Dirnen folgt, die meist mit Geschlechtskrankheiten behaftet sind. So treten besonders an junge Leute die grossen Versuchungen heran. Und ein gewissenloser Familienvater kann da unter Umstaenden unsagbares Elend ueber Frau und Kinder bringen, ja lebenslaengliches Siechtum heraufbeschworen.

Ist aber jemand der Verfuehrung doch unterlegen, so achte er darauf, ob sich die Folgen einer Ansteckung bemerkbar machen (Ausfluss, Brennen und Jucken, Geschwure) und suche, wenn dies der Fall sein sollte, sofort den zustaendigen Arzt auf!

Nur in einem gesunden Koeerper wohnt ein gesunder Geist! Der deutsche Soldat, der fuer sein von einer Welt von Lug und Trug bekaempftes Vaterland streitet, darf sich in Feindesland nicht der Dirne hingeben, er ist diesen Verzicht dem Schutz der Heimat, dem Vertrauen des ganzen Volkes, das unerschuetterlich auf seine Armee baut und diese mit reichen Gaben bedenkt, schuldig!

Stabsarzt Dr. Hesse.

Nacht vor Ypern.

Wie die Wolken jagen im fahlen Licht!
Ein Rudel Rappen mit Schimmel und Scheck!
Von der Angst verzerrt das gehetzte Gesicht .
Taumelt der Mond von Versteck zu Versteck.
Mit gestraubtem Gezweig, das kein Blatt mehr traegt,
Laeuft der Pappeln windschiefe Flucht durch das Feld.
Vom Dorfe die Turmuhr Mitternacht schlaegt
So atemlos schnell, als stuerbe die Welt.

Stille ... Stille ... Kein Menschenlaut.
Wie ein schwarzer Fittich ein Waldgebiet!
Was birgst du, vor dem es den Wolken graut
Und der Mond wie ertrinkend von dannen flieht —
Ich lausche und lausch' mit gepresstem Mund
Und hoer' nur mein Herz, und es haemmer't so wild...
Eine Eule baeumt auf und kauert sich rund.
So blinzelt der Tod in das Blachgefeld.

Barmherziger Gott — der Wald! der Wald!
Nein, nein, bleib' unbarmherzig, Herr!
Ein grausiges Gurgeln im Walde hallt,
Wie eines Rachens gaehndend Gezerr,
Und hundertzueugig schleckt es das Maul,
Aus klappenden Kiefern speit's flammenden Dampf —
Quer durch das Feld stuermt ein wiehernder Gaul,
Und mein Herz stuermt mit — in den Kampf, in den Kampf.

In den Schanzen, da liegt Engeland.
Aus den Graeben toent gierig ihr Kraemergezisch.
Fegt, Kugeln, dass ihnen zu eng das Land!
Das Meer braucht Futter fuer Vogel und Fisch!
Und rings in der Nacht, der schwarzgrauen Nacht.
Nichts, nichts als Maeuler, die Flammen spei'n
Und schwarz sich schliessen und kaum gedacht
Mit den Eulen aufs neu um die Wette schrei'n.

Und ich sing: Eine Mutter saeugte uns gut.
Du, Zwilling, lagst links an der Brust und ich rechts.
Du Mutterschaender, du sogst auch ihr Blut,
Drum such' ich dich auf in der Wut des Gefechts.
Unsre Mutter, sie strich sich den Sohn von der Hand,
Ihr Abscheuschrei ward dein Sterbebesang
Dort, dort in den Schanzen liegt Engeland —
Hetz, hetz, ihr Kugeln! Die Nacht ist lang.

Denn der Tag ist zu kurz, um die Arbeit zu tun,
Dich auszuloeschen vom Antlitz der Welt.
Kann doch die Mutter vor Scham nicht ruh'n —
Hetz, hetz, ihr Kugeln! Der Jagdruf gellt!
Germanenart: Wer die Mutter verlacht,
Ist verflucht auf dem Land, bis das Meer ihn frisst.
Wir fangen dich ab wie das Tier der Nacht,
Engeland — kein Schlaf, bis hinunter du bist.

Rudolf Herzog.

Von hier und daheim.

Eine Truppe hat Kirchgang gehabt. Nach dessen Beendigung faellt es einem hoehern Vorgesetzten auf, dass die Leute nicht vor der Kirche zum gemeinsamen Abmarsch antreten. Er befragt deshalb einen Mann, warum nicht angetreten, sondern wie Kraut und Rieben durcheinander gelatscht wird. Zur Antwort erhielt er: „Der Pastor hat am Schluss gesagt, ziehet in Frieden eure Strassen!“

Einige Feldartillerie-Regimenter haben juengst probeweise Feldkuechen ueberwiesen bekommen. Natuerlich ist es ein Hauptgespraech der Fahrer und Kanoniere, wo diese marschieren werden. Ob bei der Bagage des Abteilungsstabs, bei der Gefechtsbagage der einzelnen Batterien oder hinter der Leichten Kolonne. Ein Fahrer legt bezueglich dieser Fragen seinen Standpunkt folgendermassen fest: „Die Feldkuechen muessen natuerlich beim Stabe marschieren! Erstens sind sie da unter der besten Aufsicht, zweitens hat unser Kommandeur dann immer was zu futtern, und drittens brauchen wir beim Marsch nur dem Geruch nachzufahren!“ Deli.

Susemihl auf dem Kriegspfade.

In Reserve liegend und unserer Bestimmung harrend, hausten wir wochenlang in den malerischen Erdhoehlen einer weltfernen Waldeinsamkeit.

Diese Art unserer Verwendung fing bald an, etwas langweilig zu werden, da die ganze „Gegend“ um unser Quartier herum aus einem voellig zerstoerten Dorfe, am schmutzigen Bache gelegen, und aus einem zerraederten, zertrampelten und granatenerwühlten, welligen Gelaende bestand, ueber das zahlreiche kleine Waldungen verstreut lagen. Hie und da ein Grabhuegel, mit Helm, Käppi und Kreuz geschmückt, kennzeichnete die blutriefende Spur unseres gegenwaertigen Patrons Mars. Etwas Stimmung — aber eine Stimmung ohne den prickelnden Reiz wohlthuender Abwechslung — breitete sich ueber das Gefilde des Grauens erst, wenn infolge eines Angriffs unseres Gegenuebers die wackeren Kameraden aus der mindestens drei Kilometer vor unserem „Sanssouci“ liegenden Front lebhaft anfangen zu funken. Unsere Gegner waren zurzeit gerade Pundjabinder und Senegalschuetzen, und zwar, wie eine findige Patrouille festgestellt hatte, die gelben fuer den Gebrauch bei Tage, die Niggers fuer die Nacht, als Ausgleich fuer die Unsichtbarkeit unserer Feldgrauen. Nicht mal das Erscheinen feindlicher Flieger vermochte eine belebende Abwechslung in unser Dulderdasein zu bringen, um so weniger als wir auf das Erscheinen eines besonders Dreisten dieser Lufthusaren zweimal taeglich mit zuweilen leider toedlicher Sicherheit rechnen durften. „Bauernschreck“ hatte naturkundiger Landserhumor den verwegenen Gesellen getauft. Angesichts feindlicher Flugzeuge liess unser Trompeter einfach das von langatmigen Eisenbahntransporten her wohlbekannte Signal „Einsteigen“ ertoenen, und schon verschwand alles in bombensicherer Deckung — immer voran unser allzeit bedachtsamer Quartiermeister, dem sein Beduerfnis, vor feindlichen Kugeln moeglichst in einem Keller Schutz zu finden, den Beinamen eines „General Kellermann, der Verschwindsuechtige“ eintrug.

Waehrend nun einerseits das gemuetsbeschwerende Elend zunehmender Tabaknot gar bald seinen Schrecken verlor angesichts der duftenden Vorrathe an duerrem Klee und Kartoffelkraut, an getrockneten Lindenblueten und Walnussblaettern, trug andererseits das Warten auf die Spenden der mit allerhand Schwierigkeiten arbeitenden Feldpost reichlich dazu bei, die Faehigkeiten unserer Geduldswilligkeit auf das Hoechste zu steigern.

Aber bald entsann man sich seiner kleinen Lueste: Der eine erfand Tabakeratzmittel — na, ich versichere, dass es Kunsttabakverstaendige gab, die aus den am Biwakfeuer gedoerrten und in die Pfeife gestopften Teerueckstaenden noch festzustellen vermochten, ob dieselben zuvor in einem Arrak- oder Rumaufguss geschwommen hatten. Der andere zerhackte Hufnaegel zu Kleinschrot und beunruhigte auf einer erbeuteten Franzosenflinte das schon recht dreist gewordene behaarte und gefiederte Wild. Ein Weinhaendler muehte sich — leider auch vergebens! — aus Stiefelwichse, Rindstalg, ranzigem Gewehroel und saurem Weine einen Ersatz fuer die so schmerzlich entbehrten Beleuchtungsmittel herauszudestillieren. Ein wilder Fremdwoertertiger verschwendete seine ganze Kunst darauf, uns zu ueberzeugen, dass unsere „Herbstfrische Sanssouci“ in Anlehnung an den Namen unseres Kommandeurs auf „Wildbad Heringsdorf“ umzutauften sei, und er fuehrte geschichtliche Beispiele dafuer ins Treffen, dass die Ingebrauchnahme der durch Soldatenmund germanisierten Ortsnamen — so Fuhzirsch fuer Vouziers und Bongferwaercher fuer Pont Favarger — einem rein sprachlich begruendeten Anpassungsbeduerfnis entspraechen. Unser Kasinokoch und Kruemperkutscher Laurentius trieb mangels erspriesslicher Kuechentaetigkeit eifrigst Sprachstudien und gluecklich war er, wenn auf sein ermunterndes „Oui, Oui“, zu deutsch „hui, hui!“ die Gaeule sich tapfer in die Sielen legten; war ihm hingegen die Suppe angebrannt, so erlaubten es seine Kenntnisse, die Missetat festzustellen mit einem entschuldigenden: „Oh, grandmalheur, c'est la guerre!“

Susemihl selbst nahm mangels aertzlicher Taetigkeit das Mundharmonikablasen und die geliebte Poesie wieder auf — selbstverstaendlich! Auch einen Maler, einen Diplomaten, einen Requisitionsrat, einen Taktiker, einige Dauerskater und mehrere enfants terribles sahen wir in unserm Waldkasino bei einer weniger lohnenden als vielmehr unterhaltensollenden Beschaeftigung versammelt.

Wie hoch aber all diese Kuenste einzuschaetzen waren, erhellt aus der Geschwindigkeit, mit der alle Sonderwuensche hinweggefegt wurden durch den Jubelsturm, den der sehnlichst erwartete Marschbefehl ausloeste: „Morgen mittag Abmarsch nach dem Bahnhofe von P.-F. zur Verladung —“.

Mit Recht vermutete man, dass es nach dem Nordwesten Frankreichs gehen wuerde. Und diese Fahrt, dafuer wuerde Susemihl schon sorgen, sollte ein Hauptspass werden. Bestand doch seine juengste Kriegsbeute in einer nagelneuen franzoesischen Offiziersuniform, in deren Schmucke er die Kameraden mit seinen neuesten Dichtungen zu ueberraschen gedachte, so etwa als Nachtschiff mangels kulinarischer Genuesse. Die derart mit grossen Erwartungen angetretene Reise war gesegnet mit einer minimalen Geschwindigkeit, um so laenger war der jeweilige Aufenthalt an Blockstationen und Bahnhofen. Die laengs den Bahnlinien aeusserst zahlreich angesammelten Schaulustigen schenkten natuerlich dem vermeintlichen Chasseurkapitain — sonst Herrn Ass.-Arzt d. Res Susemihl — ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. Sollten wir wirklich den Leichtglaebigen das Vergnuegen stoeren, in dem harmlosen Susemihl einen gefangenen Landsmann zu erblicken?! Diesen Eindruck auf die Gaffer zu verschaeerfen, konnten wir uns nicht versagen, indem wir gelegentlich eines besonders langen Aufenthaltes vor dem grossen Bahnhofe der Station V. inmitten verkehrsreicher Strassen vor Susemihls Abteil II. Klasse einen wachsamen Karabinerschuetzen Posten beziehen liessen. „Armer Kerl, armer Chasseur à cheval — ja, ja, die Kavalleristen muessen nun mal so nahe an den Feind ran, dass sie sich der Gefahr aussetzen, abfangen zu werden!“ „Ach was, Kavalleristen! — nur rechtzeitig abzuruecken, dazu haben sie ja ihre Pferde!“ —

„Immerhin, Barbaren bleiben die Deutschen doch!“

„Was soll aus dem armen Teufel erst werden, wenn er fern der Heimat ihrer Fuersorge ueberlassen ist!“

Das Weitere ging in dem vielstimmigen Gemurmel der Menge verloren, und die lebhafteste Bewegung in derselben deutete schon auf etwas Aussergewöhnliches hin. Einzelne rannten in die benachbarten Geschäfte und kehrten mit Paketen beladen zurück. Schulkinder opferten ihr Frühstuecksbrot. Ein Koerbchen ward mit rauchbaren Genusmitteln gefüllt.

Susemihl verlor angesichts der zusammenstreichenden Kostbarkeiten die Sprache völlig, nachdem er schon von vornherein zu eisernem Schweigen verurteilt gewesen war, und ganz feierlich wurde ihm zumute, als ein eleganter älterer Herr vor dem Abteil unseres Transportführers erschien und in gesetzter Rede die Ueberreichung von Liebesgaben an den gefangenen „Landsmann“ sich ausbat. Der Kommandeur war so gnaedig, zu gewahren, wofern die Liebesgaben von guter Beschaffenheit und frei von nachteiligem Einflusse auf Susemihls Gesundheit seien. Nur mit einem freudig wiedernden Magenknurren durfte Susemihl den Empfang der Gaben bestaetigen.

Als jedoch der Zug sich wieder in Bewegung setzte, fand man Susemihl umrahmt von den Zeugnissen vaterlaendischer Opferwilligkeit, in sichtlich gedruckter Stimmung vor! Was hat er nur?

Und seufzend gesteht er: „Ach, auch im Kriege ist alles nur aeusserlich! Fuer meine schoenen Gedichte hatten die Kameraden nicht eine Prise Tabak, nicht einen Brocken Schokolade uebrig — und die lausige Fahne, die mich schmueckt, traegt mir eine kleine Eisenbahnladung von Liebesgaben ein!“

Kasimir Lampe.

Ein Maennerlied vom Sterben.

Dem wird nicht leicht das Sterben,
Dem heiss das Leben lacht,
Doch wenn ich soll verderben
Dann sei's in blut'ger Schlacht.

Dann sei's auf Rosses Ruecken
Durch Kugel oder Speer,
Dann soll uns Sieg begluecken,
Dann sei's zu Deutschlands Ehr'!

Den Stahl in Feindes Rippen,
Der Heimat treu, ob fern,
Ein Hurra! auf den Lippen,
Hurra, so stuerb ich gern!

Wir wollen's schon beweisen,
Dass wir der Vaeter wert!
Du schlichtes Kreuz von Eisen,
Um dich buhlt unser Schwert!

Und wird's kein Kreuz von Eisen,
Wird's nur ein Kreuz von Holz,
Soll'n spaete Enkel weisen
Den Huegel noch mit Stolz.

Frisch auf zum Kampfesreigen!
Mich lockt nicht Band noch Stern;
Wird mir das Kreuz zu eigen,
Hurra, dann stuerb ich gern!

Laßt wehn die stolzen Fahnen.
Die Fahnen schwarz-weiß-rot!
Wenn sie den Sieg uns bahnen,
Was schieert uns dann der Tod.

Wer fragt nach Blut und Wunden,
Nach Gut, nach Weib und Kind,
Wenn nur mit Gruen umwunden,
Siegreich die Fahnen sind.

Es gruenen Lorbeerreiser
In waelschen Landen fern,
Pflueckt ich die meinem Kaiser,
Hurra! dann stuerb ich gern!

Siegfried von Volkmann, Hauptmann d. L.

Die Artillerien unserer Feinde.

I. Die franzoesische Artillerie.

Zur Feldartillerie rechnet der Franzose auch die Gebirgsartillerie und die schwere Artillerie des Feldheeres. Die fahrenden und reitenden Batterien der Feldarmee sind nicht gleich ausgeruestet. Die ersteren haben ein 75-Millimeter-Schnellfeuergeschuetz mit Rohrruecklauf und Schutzschilden. Den reitenden Batterien musste man an Stelle dieses Geschuetzes ein leichteres vom gleichen Kaliber geben, weil die Schnelligkeit der reitenden Batterien zu unguenstig durch die Schwere des Geschuetzes beeintraehtigt wurde.

Von den franzoesischen Korps haben das 14. (Lyon) und 15. (Marseille) Gebirgsbatterien. Aus diesem Grunde hatte man vermutlich das 15. Korps nach den Vogesen geschafft. Diese Gebirgsbatterien haben Geschuetze von 65 Millimeter ohne Schutzsilde. Die in Marokko befindlichen Gebirgsgeschuetze sind anderer Art, beduerfen aber wohl keiner Erwaeung, da sie kaum auf dem augenblicklichen Kriegsschauplatz erscheinen werden. Die schwere Artillerie des Feldheeres besteht aus der 155-Millimeter-Feldhaubitze mit Rohrruecklauf und Schutzschilden. Bei der Vermehrung der schweren Artillerie infolge der wiederingefuehrten dreijaehrigen Dienstzeit sollten einige Batterien die 150-Millimeter-Kanone Schneider-Creuzot bekommen. Ob diese Bewaffnung bei Ausbruch des Krieges durchgefuehrt war, ist zweifelhaft. Ohne Bedienungsmannschaften wiegt das franzoesische Geschuetz aufgeprotzt 1950 Kilogramm, abgeprotzt 1140 Kilogramm. Eigenartig ist bei dem franzoesischen Geschuetz der graublau Anstrich, der sich auch auf das Rohr erstreckt. Das Geschuetz sieht abgeprotzt lang und niedrig aus. Das etwa 2,25 Meter lange Rohr hat 24 Zuege mit zunehmendem Drall. Der Verschluss ist eigenartig. Er wird zum Oeffnen nicht zurueckgezogen, sondern um 180 Grad gedreht, wobei die leere Huelse ausgeworfen und die Seele freigelegt wird. Gegen das Oeffnen beim Fahren und das Abfeuern, ehe der Verschluss geschlossen, schuetzt eine Sicherung.

Das 75-Millimeter-Geschuetz verfeuert Granaten und Schrapnells. Die Granate wiegt 5,316 Kilogramm, das Schrapnell 7,24 Kilogramm. Das letztere enthaelt 290 zweoelf Gramm schwere Kugeln. Diese werden auf 2000 Meter mit ueber 80 Meter Geschwindigkeitszuwachs herausgeschleudert. Die Brandwirkung des Geschosses soll gross sein. Die Sprengwirkung der Granate besteht aus 825 Gramm Melinit. Der Aufschlagzuender wird erst in der Feuerstellung aufgeschraubt. Das Geschoss soll nach dem Aufschlagen und Abprallen vom Boden in der Luft zerspringen. Man versprach sich von diesen Granaten Grossartiges, doch haben englische Offiziere in Feldpostbriefen an englische Zeitungen die Ueberlegenheit der deutschen Feldartillerie zugegeben, freilich in erster Linie der schweren Artillerie.

II. Die russische Artillerie.

Die russische Artillerie-Brigade entspricht dem Deutschen Feldartillerie-Regiment; sie ist in der Regel aus zwei Abteilungen (russisch „Divisionen“) zu 3 fahrenden Batterien zu je 8 Geschuetzen zusammengesetzt, somit enthaelt, unser militaerisches Gefuehl merkwuerdig beruehend, eine Artillerie-Brigade 2 Divisionen.

Die fahrende Batterie, in Russland „leichte Batterie“ genannt, gliedert sich in „Gefechtsbatterie“: 8 Geschuetze — also doppelt so viel als bei einer franzoesischen Batterie — 8 Munitionswagen, 2 Fernspreckarren, ferner „Batterie-reserve“ (8 Reserve-Munitionswagen) und „Batterietrain“ I. und II. Ordnung.

Leichte Feldhaubitzaabteilungen (Moerser-Artillerie-Division genannt), gibt es ebenfalls bei jedem Armeekorps; zur Batterie gehoeren 6 Geschuetze, 18 Munitionswagen, 2 Fernspreckarren, 1 Vorratslafette, 1 Feldkueche.

Reitende oder Kosaken-Batterien sind als Abteilungen zu 2 Batterien zu je 6 Geschuetzen den meisten Kavallerie- und Kosaken-Divisionen zugeteilt.

Gebirgs-Batterien gibt es bei zwei Artillerie-Brigaden. Die 8 Geschuetze einer solchen Batterie werden auf je 7, die Munitionskasten auf 80 Tragetieren befoerdert.

Die schwere Artillerie des Feldheeres, „schwere Feldartillerie“ genannt, bildet Abteilungen zu je 3 Batterien zu je 4 Geschuetzen und 12 Munitionswagen.

Auf dem Marsche folgt jedem Geschuetz ein Munitionswagen (unsere „Leichte Munitions-Kolonne“ wird dort also durch die bei der Batterie befindlichen Munitions- und Reserve-Munitionswagen ersetzt); auf der Lafette sitzen keine Kanoniere, jedoch auf der Geschuetzprotze drei, auf dem Munitionswagen fuefnf.

Fahrende, reitende und Gebirgs-Batterien haben 7,62-cm-Rohrruecklaufgeschuetz mit Schildern, Patronenmunition, Schrapnells mit Doppelzuender, Granaten nur Az., groesste Schussweite Az. 6400 m, beim Gebirgsgeschuetz Bz. nur bis 5100 m.

Leichte Feldhaubitx-Batterien haben 12,19-cm-Rohrruecklaufhaubitzen mit Schildern, Schrapnells mit Doppelzuender, Granaten nur Az., groesste Schussweite Az. 7600 m, Bz. etwa 6400 m. (Schrapnells Bz. werden auch im Bogenschuss verfeuert!)

Die Bewaffnung der schweren Artillerie mit 15,2-cm-Haubitzen mit Rohrruecklauf und Schildern hatte vor einigen Jahren erst begonnen, ob die hierfuer ausgeworfenen Rubel ihrem Bestimmungszweck zugefuehrt worden sind, ist bisher nicht in Erfahrung zu bringen gewesen.

Zurzeit verfuegt Russland ueber folgende Artillerie: 440 Fahrende und 43 Gebirgs-Batterien zu je 8 Geschuetzen, 30 Reitende Batterien, 24 Kosaken-Batterien und 74 Leichte Feldhaubitx-Batterien zu je 6 Geschuetzen, 8 Abteilungen schwere Artillerie, jede aus 2 Batterien schwerer Feldhaubitzen von 15,2-cm-Kaliber zu 4 Geschuetzen und 8 Batterien 10,67-cm-Kanonen zu 4 Geschuetzen, insgesamt etwa 4200 Feldkanonen, 440 leichte Feldhaubitzen, 64 schwere Feldhaubitzen und 32 10,67-cm-Kanonen. Weit ueber 1000 Stueck befinden sich davon in Haenden der deutschen und oesterreichisch-ungarischen Truppen. Der Munitionsvorrat betrug: Bei der Kanonen-Batterie 1232 Schuss (bei den 6 Batterien einer Artillerie-Brigade also 7392 Schuss), bei ihren Munitionsparks 12144 Schuss (mithin bei einer Artillerie-Brigade 19536 Schuss); bei den leichten Feldhaubitx-Batterien in der Batterie 960, im Munitionspark 1080 Schuss, mithin zusammen 2040 Schuss.

III. Die englische Artillerie.

In der Englischen Armee ist die Abteilung (Brigade) der hoechste Artillerieverband. Die fahrende Abteilung (Kanonen oder Haubitzen) besteht aus 3, die reitende aus 2 Batterien. Zu jeder Abteilung gehoert, wie bei uns, eine leichte Munitionskolonne. (Diese hat also nur die englische Armee ausser uns, nicht aber die franzoesische und russische.) Die Gefechtsbatterie besteht aus 6 Geschuetzen und 12 Munitionswagen. In der Kolonne zu einem folgen jedem Geschuetz zwei Munitionswagen, der zweite wird vor dem Gefecht ausgeschieden und bildet mit den andern zweiten Wagen die Staffel. Beobachtungswagen, nach unserem Muster, sollen in der Einfuehrung begriffen sein.

Die fahrenden Kanonenbatterien haben 8,4-cm (18-Pfuender), reitende 7,6 (13-Pfuender) Rohrruecklaufgeschuetz mit Schutzschildern, Patronenmunition, kleine Granaten, nur Bodenkammerschrapnells. Die Bz. reicht bis 5600 m.

Die Haubitxbatterien haben 11,7-cm-Haubitzen mit Rohrruecklauf und Schutzschildern, sowohl Granate wie Schrapnell, erstere nur Az., letztere Bz. bis 6700 m. Alle Fahrzeuge sind sechsspaeennig, Anstrich graugruen, Rohr brueniert. Protzen haben Fahrsitze fuer drei Mann, Geschuetze haben keine Achssitze (wie die Kanonen unserer reitenden Batterien). Die Geschuetze koennen schnell unbrauchbar gemacht werden durch Zerstoerung der Ruecklaufbremsvorrichtung, wichtiger Ver-

schlussstelle oder der Richtvorrichtungen. Bei fahrenden Batterien sind 36 Kanoniere mit Gewehren bewaffnet, bei reitenden fuehrt jeder Mann eine Mehrladepistole.

Die schwere Artillerie des Feldheeres hat Batterien zu 4 Geschuetzen, 8 Munitionswagen und eine leichte Munitions-Kolonne. Jede Infanterie-Division hat eine Batterie schwerer 12,6-cm-Kanonen (heavy battery). Die Geschuetze sind achtspaennig, die Munitionswagen vierspaennig. Mannschaften koennen nur auf den Munitionswagen aufsitzen.

Die 12,8-cm-Kanonen (60-Pfuender) haben Rohrruecklauf, keine Schutzschilder. Das Rohr ist sehr lang und wird auf dem Marsch auf der Lafette zurueckgezogen. Munition ist Granate Bz. bis 9500 m, Schrapnell Bz. bis 8700 m; Az. beide Geschosse bis 12000 m. Die grosse Schussweite der englischen schweren Artillerie machte sich in den Kaempfen um Armentières sehr fuehlbar, so dass die Korpsreserven bis dicht an Lille zurueckgezogen werden mussten, um nicht unter dem feindlichen Feuer zu liegen.

An Belagerungsartillerie (siege artillery) koennen der Feldarmee 4 Batterien zu je 4 bespannten 15-cm-Haubitzen (wirksame Schussweite bis 6000 m) und 2 Batterien zu je 4 unbespannten schweren Haubitzen (wahrscheinlich 24 cm, wirksame Schussweite bis 7000 m) beigegeben werden.

Eine Schilderung der englischen Artillerie, ohne auf die Geschuetze der englischen Marine hauptsaechlich einzugehen, waere verfehlt. Leider steht mir hier im Felde das Taschenbuch der Kriegsflotten 1914 nicht zur Verfuegung. Jedenfalls ist das beste englische Marinegeschuetz die 38,1-cm-Schiffskanone L 45, deren Geschoss 885 kg wiegt und eine Anfangsgeschwindigkeit von 760 m hat. Gegen dieses Geschuetz hat Krupp, wie bekannt ist, ein 40,64-cm-Schiffsgeschuetz (L/50) hergestellt, dessen Geschoss 920 kg wiegt und eine Anfangsgeschwindigkeit von 940 m hat. Die Muendungswucht dieses Geschosses ist um 58 Proz. groesser als die der englischen Schiffskanone. Wie weit das Geschuetz schiessen kann, darueber liegen keine Angaben vor, jedenfalls duerfte England aber keine Geschuetze besitzen, die ueber den Kanal schiessen, waehrend wir mit unserer Krupp-Kanone (40,64 cm) bei Erhoehung von 30 Grad 42 Kilometer weit schiessen koennen. Da der Kanal an der schmalsten Stelle etwa 33 Kilometer breit ist, so koennten wir also nicht nur die englische Kanalkueste durch dieses Geschuetz beherrschen, sondern noch einen Kuestenstrich des englischen Festlandes von 9 Kilometern Breite. Hauptmann de Liagre.

Bei Lille. Deutsche Reitersonette.

I.

Kuehn sind am ersten Tag wir fortgeritten.
Heiss war der Abschied von dem Fest der Rosen,
Das unser Leben war — in holdem Kosen.
Bereit zu sterben, sind wir stolz geschritten.

Nach langen Maerschen braust' um uns inmitten
Der Sommerpracht der Schlachten wildes Tosen:
Da wurden wir gestampft, eckig gestossen
Und lernten heiss zu unserm Gotte bitten:

Er solle uns im Donner und beim Blitzen,
Am hellen Tag und in der bangen Nacht
Vor aller Feinde Lug und Trug beschuetzen.

Er solle mit uns halten treue Wacht,
Dass stets, was deutsch ist, maechtiger nur werde
Und — wie die Sonne — fass' die ganze Erde!

II.

An manchen Tagen standen wir, zu sterben, —
Die Lanze in der Faust, das Ross am Zuegel, —
Bereit, und stemmten fest uns in dem Buegel:
Wir wollten nur des tueck'schen Feinds Verderben!

Dann war's, als sollten wir von Vaetern erben
Den Mut, den Sieg. Und wie auf Sturmesfluegeln
Durchbrauste uns das Blut, bis hinter Huegeln
Die Sonne ging, im fernen Meer zu sterben.

Dann seufzten wir und hockten uns ins Stroh
Und schiefen muerrisch, nimmer kampfesfroh.
Und ruhig zogen ueber uns die Sterne — —

Und Wolken kamen, gingen, — Regen fiel, —
Wir knirschten nur und hofften dann erst viel,
Wenn neues Morgenrot glomm in der Fernel!

III.

In manchen Naechten sind wir dann gezogen,
Dem Feinde zu, im tiefen Strassenstaub, —
Als noch die Baeume trugen dunkles Laub,
Und dann auch, als es schon herabgeflogen.

Und muede wogten wir im grossen Wogen
Der Massen mit, — bereit zu keckem Raub.
Und ueber Schmutz und Schlamm, Geruch und Staub,
Am Himmel stetig die Gestirne zogen.

Dann blickten wir empor, und heisses Schauern
Umging uns: Denn der Sterne Strahlenblicke
Sahen uns an, voll Bittens, voller Inbrunst:

Es loesten von des Himmels hohen Mauern
Sich Maenner deutschen Koennens, deutscher Kunst
Und segneten uns und der Schlacht Geschicke.

IV.

Und wenn wir tief im Schuetzengraben liegen,
Und Krachen, Donnern jedes Hirn durchschuettert,
Dass selbst das Haar uns auf dem Haupte zittert, —
Und die Geschosse zischend, heulend fliegen...

Wenn dann die Flieger, die im Osten stiegen,
Stolz herziehn, unbekuemmert, wie's gewittert
Und dass ein Schuss schon ihr Gestaeng zersplittert,
— Dann traeumen wir von neuen, grossen Siegen.

Dann sind wir aller Furcht, des Zauderns bar.
Dann moechten wir den Feind nur stuermen, stuermen!
Dann ist's, als rauschte kuehn der deutsche Aar
Was deutsch ist, bieder, fromm und rein und gut: —
Und immer heisser kocht uns dann das Blut.

Nun ward es nass und kalt — und uns beschieden
 Viel Kampf und Muehsal, bitterer Schmerz und Not.
 Und oftmals pochte an der grause Tod,
 Der uns so lange noch verschont, gemieden...

Da reden aengstlich sie von nahem Frieden,
 Der grimme Winter an der Tuere droht...
 Da ist es maechtig in uns aufgelobt:
 Wir wollen nicht den feigen, feilen Frieden!

Wir wollen kaempfen, bis der Feinde Spott
 Erstirbt vor unsrer Kraft, bis unser Gott
 Als Siegeshelden uns aufs neue kroent, —

Bis dass vergoss'nes Blut ist all versoehnt, —
 Bis alles Deutsche wieder echt und stark,
 Von Schrot und Korn, von altem, deutschem Mark!

Paul Lingens.

Zum Advent!

„Gott hat besucht und erloeset sein Volk...“

Es klingt wie eine ungeheure Anmassung, wenn wir sagen: Dies Volk Gottes ist derzeit unser deutsches Volk. Aber wir sagen es nicht, um ausdruetzen zu wollen, dass Gott alle andern Voelker verdamme, sondern wir wagen diesen Gedanken deshalb auszusprechen, weil wir wissen: das deutsche Volk hat noch eine ungeheuer grosse geschichtliche Aufgabe zu erfuellen nach der religioesen wie nach der kulturellen Seite. Es hat die Religion wie die Kultur zu verinnerlichen und zu verbreiten. Das gibt uns naechst dem Vertrauen auf Gott, der der gerechten Sache zuletzt doch den Sieg schenkt, die Gewissheit: Wir siegen in diesem Krieg.

Damit wir aber diesen grossen Beruf erfuellen koennen, ist uns Gott auch innerlich nahegetreten. Er hat uns besucht. Zunaechst scheint das Gegenteil wirklich zu sein. Er scheint uns verlassen zu haben. Ganz andere als goettliche Maechte sind am Werk. Der Neid Englands, die Gier Russlands, der Hass Frankreichs. Und Sorgen, bange Sorgen druecken viele daheim und draussen im Felde nieder.

Dennoch ist nichts gewisser als dies: Gott hat uns in diesen schweren Tagen besucht. Das deutsche Volk war aeusserlich emporgestiegen, religioes gesunken. Wir waren in Gefahr, englischem Kraemegeist und franzoesischer Unsittlichkeit anheimzufallen.

Nun haben wir unter dem Donner der Schlachten unsern Gott wiedergefunden. Kameraden! Als wir von daheim Abschied nahmen, hatten wir da nicht alle die Empfindung: Nun koennen wir nichts, gar nichts mehr tun. Nun muessen wir alle unsere Sorgen einem Hoeheren uebertragen? Und als ihr dem Donner der Schlacht entgegenmarschieret, als die ersten Granaten einschlugen, haben da nicht alle Leib und Seele ihrem Vater im Himmel befohlen?

Das ist ein Advent. Da ist Gott zu uns gekommen.

Und er hat uns erloest. Gewiss denken wir in diesen Tagen auch daran, dass er seinen Sohn in die Welt gesandt, um uns von Suenden zu erloesen. Aber hat er uns in dieser schweren Zeit nicht auch von Selbstsucht erloest? Freudig geben Tausende ihr Leben fuer andere zum Opfer. Willig lassen Vaeter und Muetter die Soehne ins Feld ziehen und Frauen die Maenner. Wir geben Gold fuer Eisen.

Ein grosser Schwung geht durch unser Volk, der Unsittlichkeit und Parteigeist
hinwegfegt.

Pflichtbewusstsein, Opfermut, Glaube sind kraeftiger denn je. Gelobt sei der
Herr. Gott hat uns besucht und erloest.

Nun moege diese herrliche Saat zum Sonnenlichte des Friedens emporwachsen.
A. Kaepfel.

Feier vor der Schlacht.

Und wenn die Welt von Feinden starrt,	Was glaubst nun du, was glaube ich?
Uns bleibt der tiefe Glaube,	Kein Mund vermag's zu sagen,
Der macht so klar, der macht so hart,	Weil wir es unveraeusserlich
Facellt keiner Faust zum Raube.	Inwendig in uns tragen.
Nun ist er ueber Nacht erwacht	Doch schau'n wir uns in das Gesicht.
Und leuchtet uns in dunkler Schlacht.	Steht Einfalt da mit ihrem Licht
Helm ab, ihr deutschen Maenner!	Im Leben und im Sterben.

Nun wollen wir im Kampf vereint
Die treue Wehr umfassen,
Von Tag zu Tag waechst unser Feind,
Das gibt ein stolzes Hassen.
Was auf der Erde ficht uns an!
Wir stehen eisern Mann fuer Mann.
Helm auf und hoch die Fahnen!

Emanuel von Bodmann.

Brot.

Von Ernst Lissauer.

Verkuendigung.

Sie koennen uns nicht zwingen mit Wehren,
Sie wollen uns mit Hunger verheeren.
Feinde bei Feinden steh'n in der Runde,
Draengt ueber die Grenzen Elend und Not?
Ich will euch singen die Fruehjahrskunde:
Unsrer Erde ist mit uns im Bunde;
Schon waechst im Boden das neue Brot.

Mahnung.

Spart die Speise und wahr't und ehrt!
Brot ist Schwert.

Gebet.

Die Bauern haben den Samen gesaet.
Nun tretet zusammen und betet das Fruchtgebet:
Erde unsrer Landes,
Sie koennen uns nicht zwingen mit Wehren;
Sie wollen uns mit Hunger verheeren.
Stehe du auf in Erntezorn!
Blueche dicht das Gras, trage reich das Korn!
Liebste Erde auf Erden,
Erhoere unsern Psalm:
Lass sie zuschanden werden
An Aehre und Halm!

Grossherzogs Geburtstag im Felde.

Wer daheim noch in die Schule geht, der darf vor allen Dingen laenger im Bett liegen bleiben als sonst. Mit dieser angenehmen Tatsache pflegt Grossherzogs Geburtstag zu beginnen. Denn die Schulfeier mit Liedern viel und schoenen Reden ist zumeist auf eine spaete Vormittagsstunde angesetzt. Und wenn dann die Schulbuben im Sonntagsstaat durch die Strassen gehen, dann flattern von allen Haeusern die Fahnen, und die Kirchenglocken laeuten alle zusammen den Festtag ein. Nach der Schulfeier aber ist fuer die Jugend der Tag frei, offen fuer tausend Schulbubestreiche.

Und fuer die Soldaten steht im Frieden des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr einmal still, und nach der Parade ist gerade noch Zeit, sich fuer das abendliche Fest zu ruesten, fuer das seit langem schon in der Schwadron emsige Vorbereitungen getroffen wurden. Wer jedoch diese heitere Reihe von Spiel und Tanz und wieder Tanz — das Festessen nicht zu vergessen — einmal miterlebt hat, dem braucht man es nicht wieder in das Gedaechnis zu rufen, denn was sitzt dort wohl fester als derartige angenehme Erinnerungen.

Und fuer die, die Schulzeit und Soldatenzeit hinter sich haben und die der Ernst des Lebens jeden Morgen unerbittlich um dieselbe Stunde zur Arbeit ruft, ist es zwar vorbei mit dem Langeschlafen und mit Parade und Festeslaerm, aber auch in ihrem Alltag gibt es an Grossherzogs Geburtstag einen feierlichen Klang, und wenn es sich auch nur um einen Festtagsbraten am Mittagstisch handelt und um einen Extraschoppen am Abend im Freundeskreis.

Jetzt stehen wir im Felde und erleben den Tag dem Feinde gegenueber. Auf stets bereiter Wacht ist auch im Standquartier kein Raum fuer ruhige Friedensfeier. Nur ein wenig, so viel gerade die Kriegslage zulaesst, lockert sich der Zwang des Tagesdienstes. Und bei den Festzigarren und dem seltenen, lang entbehrten Genuss von deutschem Bier schweifen die Gedanken heimwaerts, und Grossherzogs Geburtstag wird ein Fest der Erinnerung.

Raubereift und nebelverhaengt liegt das ebene Land da, und wie durch einen Schleier gedaempft dringt der rollende Donner der Geschuetze von der Schlachtlinie ins Quartier. Daheim aber wehen jetzt wie sonst auch an diesem Tage die Fahnen, die Kirchenglocken laeuten, die Mutter stellt den Festtagsbraten auf den Tisch, und die kleinen Geschwister haben schulfrei. Aller Gedanken moegen bei uns weilen, die wir hier mit den Waffen in der Hand fuer ihren Frieden einstehen, den Frieden unseres Herdes, unserer Heimat, fuer Fuerst und Reich.

Frueher als sonst ist heute der Dienst beendet, die Lieder der Heimat machen am Tisch die Runde, und das Bild, das sie malen, gibt neuen Mut und neue Kraft, den Feind niederzuwerfen, damit bald in der Heimat wiederum die Flaggen ueber Stadt und Land wehen und die Kirchenglocken den Frieden einlaeuten koennen.

In dem Bauernhof, in dem wir einquartiert sind, feiert man heute noch einen Geburtstag. Die Baeuerin, deren Mann irgendwo im Felde gegen die Deutschen kaempft und schon lange keine Nachricht hat nach Hause senden koennen, lag schon lang darnieder und just heute um die sechste Stunde hat sie einem kleinen Jungen das Leben geschenkt. Das gibt doppelte Freude bei den Soldaten. Jeder will Pate sein. Schliesslich knobelt sich der Koch die Ehre aus. Und selbstverstaendlich ist, dass der junge Erdenbuerger Ernst Ludwig heissen muss. Die glueckliche Mutter, der man das mit einiger Muehe klar gemacht hat, willigt laechelnd ein, und so ist die Sache im Reinen.

Die Nacht hat sich inzwischen herabgesenkt, die Sterne streuen ihr Licht ueber das schneeschimmernde Land hier wie zu Hause wohl auch. Immer noch rollt ferne und gedaempft der Geschuetzdonner, ein Hund bellt in der stillen Nacht, und aus einem Estaminet klingt es aus deutschen Soldatenkehlen: „Gruess mir mein Muetterlein...“

So haben wir diesmal Grossherzogs Geburtstag gefeiert, mehr innerlich als mit lautem Festgepraenge, aber wie ehemals mit dem gleichen treuen und dankbaren Herzen im Felde draussen im Standquartier. E. Lachmann, Leib-Drig.-Rgt.

Ein Fliegerabenteuer im Osten.

Von einer abenteuerlichen Erkundungsfahrt in einem Winterwetter, das die Bezeichnung Hundewetter verdiente, erzahlt ein bekannter Berliner Flieger, der im Osten kaempft: Leutnant M. und ich hatten den Auftrag, eine 80 km entfernte feindliche Stellung zu erkunden und so segelten wir denn am Vormittag los. Waehrend der Nacht hatte es wieder geschneit, und das Thermometer zeigte 6 Grad unter Null. Also angenehmes Flugwetter. Meinen Motor hatte ich schon am Abend schon warm eingewickelt und so konnten wir ohne Schwierigkeiten losbrummen. Das Wetter war merkwuerdigerweise klar; wir konnten daher unsern vorgeschriebenen Weg ohne grosse Schwierigkeiten finden. Ueber den feindlichen Stellungen bekamen wir, wie stets, einen „freundlichen Empfang“, bestehend aus Infanteriefeuer, das uns in unserer Hoehe nur belustigte, und wenige Augenblicke spaeter piffen uns auch die Schrapnells um die Ohren. Ausser einigen Lufterschuetterungen, an die man sich laengst gewohnt hat, bekamen wir aber nichts ab und konnten unsern Auftrag glatt erledigen. Nach etwa einer Stunde wendete ich und steuerte mit Vollgas unsern Linien zu. Wir waren gehoerig ausgefroren und ich freute mich schon im voraus auf einen steifen Grog, den ich mir aus den Resten meiner Rum-Liebesgabe zu bereiten gedachte. Aber so schnell wie sonst ging es diesmal nicht. Wir bekamen naemlich Schneesturm, an den ich denken werde. Durch den scharfen Luftzug flogen uns die halbgefrorenen Flocken ins Gesicht, dass die Haut schmerzte. Wir verkrochen uns so gut als moeglich in die Karosserie und weiter ging's, immer im 120-km-Tempo. Ploetzlich schreckte ich auf. Der Motor hatte eben fuer einen Augenblick ausgesetzt, verlangsamte sein Tempo. Zwar erholte er sich wieder, aber die Erstickungsanfaelle kehrten nach einigen Minuten wieder. Die Tourenzahl der Maschine ging langsam, aber stetig zurueck. Alle Wetter, da konnten wir in eine schoene Patsche geraten. In Ordnung war die Maschine von oben bis unten, also musste der Vergaser bocken. Richtig. Auch Leutnant M., der Motorenverstand besitzt, war aufmerksam geworden und beugte sich weit vornueber, um zu sehen, was es gaebe. Dann kritzelte er etwas nieder und reichte mir einen Zettel: „Eis im Vergaser“. Wir konnten unmoeglich weit von unseren Stellungen sein, und so schlepten wir uns weiter. Die Maschine hatte keine bedeutende Hoehe mehr, doch war es gleichgueltig, da die Russen uns in dem Schneetreiben kaum bemerken konnten. Schliesslich aber trat der gefuerchtete Augenblick ein. Der Motor stand und wir mussten landen. Kaum hielten wir auf der Erde, als sich uns ein Trupp von etwa 30 Russen unter der Fuehrung eines Unteroffiziers nahte. Obwohl die Leute eigentlich keinen sehr feindlichen Eindruck machten, zogen wir die Revolver, um unser Leben so teuer als moeglich zu verkaufen. Es kam aber anders. Der Unteroffizier gruesste militaerisch und erklarte uns in gebrochenem Deutsch, dass er mit seinen Leuten sich ergeben wolle, wenn wir ihm das Leben garantieren und vor allen Dingen etwas zu essen geben wuerden. Da sich unsere Vorposten kaum zwei Kilometer weiter entfernt befanden, machten wir uns mit unseren „Gefangenen“ auf den Weg und trafen bald darauf mit den Burschen wohlbehalten im Lager ein, wo unser Erscheinen mit dem „Anhaengsel“ unter lautem Halloh begruesst wurde. Eine Stunde spaeter machten wir uns auf den Weg, um unsere Maschine zu holen, die ich denn schliesslich wohlbehalten nach Hause bringen konnte. Jedenfalls ist ueber unser Abenteuer an diesem und am naechsten Tage viel gesprochen und gelacht worden.

Feldpostbriefe des Eusebius Schmiedramsl von Klachlharting.

Liper Bruder Joseph!

Heud bin i im Schtande und schreib dir an Feldpostbrief aus'm Schizngrabn wei grad Zeid is indem das inserne Freunde die geehrten Haern Englender nichd feiern wei eahne s' Pulver ausganga is. I schreib grad af meina Drummi af der da Goasbauan Simerl, da Pratzntoni un i alwei an Darog kloffen. Zwoamal ham mas Drummifehl scho durchigschlogn wei ma so schene Solo in de Pratzn ghab ham. Jezd hod heud da Feldwewi gsag Schmiedramsl hod a gsag, wenst ma no a oanziges mal as Drummifehl durchihaust na las i dir d' Haud vo dein Hindern abaziagn un af Drummi auffispana. Jezd hob i gsag entschuldigens Haer Feldwewi aba does hod a scho a Loch. A woasd do hod er a lacha mueassn. A so was woasd, a so was woasd.

Liper Joseph! Jezd muasd an die Babir riachn wie does nach Bulfer schmeckd, den bei ins is gefahrli. Ensd blos an Kobf a bissei ueban Schizngrabn aussihebsd glei sausn a Stukera a paar Websen, aba koane Deitschen, am Orwaschl vobei. Sinst wars gans scheen im Schizngrabn aba wen mir die Gedanken an da Huababauan Vroni kohmen dun, koend i glei weunen un wen i mir denge wos eppa jezd fier a Vadalandskriebel bei eahr fensterln tuat, so wer i da so fuxdeifiswuid, das i so an zaudirn Englender in a Gweroelflaschl einblasn kand. Were woll.

also liper Bruder i mag nimma dro dengen un bin mid den herzlichden Grisen

deun liper Bruada

Eusebius Schmiedramsl

keniglich heierischer Dambur beim

Infanterie-Regimend in Frangreich.



Euch in der Heimat!

Hoert ihr daheim nicht unsre Tritte,
Millionen Tritte durch die Nacht?
Seid ihr nicht oftmals aufgewacht,
Als zogen wir durch eure Mitte?
Seht, wir marschieren,
Kolonnen von Maennern, Kolonnen von Tieren,
Durch Regen, Rauch und Brand,
Die unsere mueden Stirnen schwaerzen,
Um euren Schlaf, um eure Herzen,
Um deine Seele, deutsches Land.
Spuert ihr das Froesteln unsrer Glieder
Im Schuetzengraben, wenn der Morgen graut?
Wir liegen da fuer euch, ihr Brueder,
Ihr habt euch guten Huetern anvertraut.
Seht ihr die hoellischen Granaten
Den armen Himmel ueber unsern Koepfen pfluegen?

Wir sind des Vaterlands ergebene Soldaten,
 Wir harren aus bis zu den letzten Sterbezeugen.
 Wisst ihr, dass keiner je erblasst?
 Nur haerter nehmen Faecuste die Gewehre,
 Wenn der Befehl zum Sturm die Reihen fasst.
 Ihr, fern daheim, es geht um unsre Ehre...
 Ja, wir fuer uns, uns selbst, geschart zur Front,
 Stehn gross gereckt am Voelkerhorizont.
 In uns, du Volk, von deinem Geist beschirmt,
 In uns, du Heimaterde, wehrhaft aufgetuermt;
 Wir sind der feierlichen Alpen Bergesstille,
 Und unserer Staedte flammgleicher Wille,
 Wir sind das Abendlied am seligen See,
 Sind das Gehoeft in Roggenblaeue,
 Der Tannenwald im raubereiften Schnee
 Und sind die unsagbare Menschheitstreue
 Des Heimatblutes in der fremden Welt.
 Auf uns ist Sieg und Friede schicksalhaft gestellt.

I. P. Kriegsfreiwilliger.

Was man in franzoesischen Kasernen findet.

Indem ich diese Ueberschrift niederschreibe, faehrt es mir durch den Sinn, dass mich im Augenblick eigentlich das Kasernenthema gerade von dieser Seite am wenigsten interessiert. Denn morgen Mittag soll ich mit meiner Landsturm-Kompagnie gleich von der Wache weg in so eine franzoesische Kaserne Einzug halten, und da haben wir uns schon eine gute Woche lang ueber all das geaergert, was man dort nicht findet. Es ist recht, recht viel, aber es laesst sich schliesslich kurz zusammenfassen: Sauberkeit und Ordnung und alles das, was aus diesen beiden erwaechst, und was dazu dient, sie aufrecht zu erhalten — alles das findet man dort nicht!

Was man aber findet, an dauernder Einrichtung und zufaelliger Hinterlassenschaft, ist fuer uns alle lehrreich genug, um etwas schaefer ins Auge gefasst zu werden. Wir begegnen ueberall den Zeugnissen einer sehr ernstesten patriotischen und militaerischen Arbeit, die ganz deutlich auf ein festes Ziel eingestellt ist. Da finden wir eine ganze Reihe von Handbuechern: vom Umfang weniger Bogen bis zu dickleibigen Werken von 600—1000 engbedruckten Seiten, in welchen die Vorbereitung der Jugend fuer die Soldatenzeit, die Ausbildung des Soldaten, die Fortbildung der Unteroffiziere hoechst eindringlich behandelt wird. Dass das Ziel dieser Ausbildung nicht einfach die militaerische Ertuechtigung der vielfach zum Wohlleben neigenden Nation, sondern der Krieg, ein ganz bestimmter Krieg ist, tritt deutlich zu Tage: farbige Abbildungen aller Waffengattungen der deutschen Armee, und nur dieser allein, weisen darauf hin, und dutzendaehn Gelegenheitserguesse in Wort und Bild, mit Bleistift und Kreide bezeugen, dass die Erziehung in dieser Richtung gut eingeschlagen ist. Gestaeerkt wird der Geist des trotzigen Stolzes und der Zuversicht durch die Pflege der kriegerischen Erinnerungen: die Republik von heute ist im Kultus des kriegerischen Ruhms von Frankreich allen vorausgegangenen Regierungsformen ueberlegen, einerlei, ob es sich hier um die Feldherren und um die Siege des franzoesischen Heeres unter dem Koenigtum, dem Kaisertum oder der Demokratie handelt. Boufflers, Vauban und Turenne sind dem franzoesischen Soldaten ebenso vertraut, wie Kleber, der Strassburger, oder Vandamme, der Sohn des franzoesischen Flanderns, oder Faidherbe und Chanzy. Auf der Ruhmestafel des 43. Linienregiments

auf der Zitadelle von Lille, die als Geburtsjahr 1638 nennt, liest man als die beiden ersten Oberst-Inhaber den Cardinal Richelieu und den Cardinal Mazarin — in der Wachtstube der Kleber-Kaserne liegt als einzige Lektuere die praechtig ausgestattete hundertjaehrige Geschichte des 19. Regiments Jaeger zu Pferde (1792 bis 1892) aus.

Ueberblickt man das gedruckte Verzeichnis der Vortraege, welche im Winter 1913 auf 1914 fuer die Offiziere und passend abgestuft fuer die Unteroffiziere auf der Zitadelle gehalten worden sind, so tritt die ebenso bewusste wie gewissenhafte Vorbereitung auf den Krieg mit Deutschland ueberall zu Tage: hier sind alle Stoffe aktuell, die Kriegsgeschichte scheidet vollstaendig aus. Gegenstaende wie das Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie, die Rolle der Feldbefestigungen in der modernen Schlacht stehn im Vordergrund. Kartenmaterial, besonders fuer Lothringen und die Vogesen, fand sich ein ganzer Pack vor: er war offenbar nicht zur Verteilung gelangt, da das erste franzoesische Armeekorps (wenn es ueberhaupt jemals fuer die Verteidigung der franzoesischen Westfront bestimmt gewesen sein sollte, worauf die Karten doch hinweisen), durch die Gestaltung des Kriegsbeginns andere Aufgaben erhielt. Franzoesische Karten von Nordfrankreich habe ich unter dem Wust, den man dort zusammengestellt hatte, nicht gefunden, wohl aber wurde auf einer Offizierstube eine solche Karte — mit Lille als Mittelpunkt — gefunden, die in der Druckerei des englischen Generalstabs „Southampton 1912“ hergestellt, und natuerlich „only for official use“ („nur fuer amtlichen Gebrauch“) bestimmt war: ob fuer Franzosen oder fuer Englaender, das war offenbar schon 1912 ganz gleichgueltig; die weniger beschaeftigte topographische Abteilung des englischen Generalstabs unterstuetzte die mit dringender Arbeit ueberhaeuft franzoesische Schwesteranstalt!

An den Waenden der Kasernen, besonders der Kaserne Vandamme, haben sich Witzbolde der Kompagnie, die zeichnerischen Talente — und die Schreier und Praehaense vielfach betaeigt: vor dem Kriege und nach seinem Ausbruch. Geschmacklose und gemeine Karikaturen unseres Kaisers, aus schlechten Witzblaettern kopierte Darstellungen, alles mit kindischen Unterschriften, sind an der Tagesordnung — der saeubernde Kalkbesen unserer Landsturmmaenner hat diese Erzeugnisse eines frueh genug gebrochenen Uebermutes vernichtet. Auch eines der bei unsern Gegnern so beliebten Zukunftsbilder haben wir gefunden. In breitem, flottem Wurf zierte „eine Karte Europas“ avant la guerre, und eine solche „après la guerre“ die beiden Waendhaelften: nach dem Kriege gibt es nur noch ein ganz kleines, vom Meer abgeschnittenes Deutschland im oberen Wesergebiet! Italien, auf das dieser Prophet also fest gerechnet hatte, reicht bis Boehmen und grenzt hier an den Grossstaat Serbien. Belgien ist (wohl friedlich?) in Frankreich aufgegangen, waehrend Holland eine nicht unbetraechtliche Ausdehnung an der Nordsee zugestanden wird. Durch Sachsen und Franken hindurch aber drueckt Russland kraeftig die Bruderhand dem franzoesischen Bundesgenossen, der sich mit dem Westen und Suedwesten Deutschlands begnuet.

Es war gewiss kein Staatsmann und kein Feldherr, der auf einer franzoesischen Mannschaftsstube vor dem Beginn des Krieges dies Zukunftsbild entwarf: aber bis zu welcher tollen Verwirrung man die Phantasie des gemeinen Soldaten erhitzt hatte, dafuer darf dies Kartenbild immerhin als Zeugnis gelten, an dem die Offiziere der Kompagnie mit wohlgefaelligem Schmunzeln voruebergegangen sein moegen.

In deutschen Gefangenen-Lagern haben jetzt Franzosen und Russen reichlich Gelegenheit, sich die Bruderhand zu druecken — ich glaube nicht, dass sie davon begeistert Gebrauch machen werden.

Hauptmann Schroeder.

Ehrentafel.

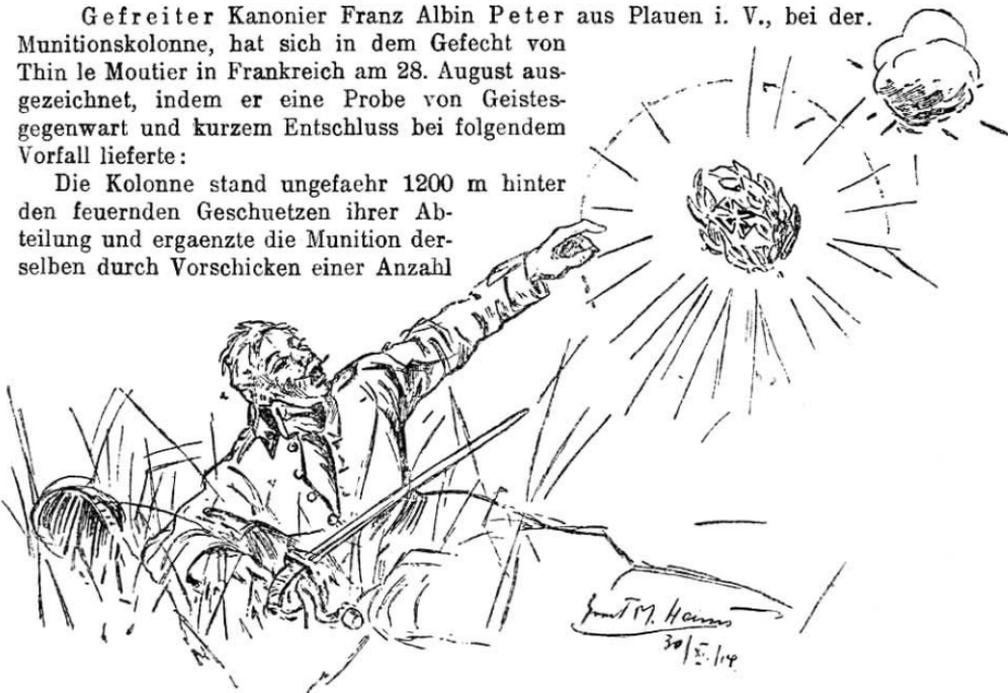
Jaeger-Bataillon Nr. 13. 4. Kompagnie.

Ein Mann, der wie wenig andere wegen seiner militaerischen Tuechtigkeit und seiner Unerschrockenheit von Vorgesetzten und Kameraden geschaezt wurde, war der Oberjaeger Aehnelt aus Dresden, der auch als erster der Kompagnie sich das Eiserne Kreuz erworben hatte. Eine besonders dankbare Erinnerung wird ihm wegen folgenden Beweises an Mut und Entschlossenheit bewahrt: Vor dem Eingang zu einem Unterstande, in dem sich gerade ein Offizier und mehrere Jaeger befanden, waren voruebergehend zwei schadhafte Handgranaten niedergelegt worden. Infolge eines ungluecklichen Zufalles — vermutlich durch ein feindliches Geschoss — gerieten Zuendschnur und Umhuellung der einen Granate in Brand. Als das die in der Naehel stehenden Jaeger bemerkten, beeilten sie sich, sich in Deckung zu bringen; nicht so Aehnelt, der nur an die Leute im Unterstande dachte. Der eigenen hoechsten Lebensgefahr nicht achtend, sprang er schnell hinzu, ergriff die glimmende Handgranate und warf sie, so weit er konnte, vor die Brustwehr; noch im Fluge explodierte sie; verletzte aber nur einen Mann leicht. So rettete Aehnelt mehrere Menschen vom Tode oder von schwerer Verwundung. Leider fuegte es das Schicksal, dass er die ihm fuer diese Tat zugedachte weitere Auszeichnung nicht mehr erlebte. Kaum eine Stunde spaeter traf ihn ein feindliches Infanterie-Geschoss mitten ins Herz.

Feldartillerie-Regiment Nr. 77. 1. leichte Munitions-Kolonne

Gefreiter Kanonier Franz Albin Peter aus Plauen i. V., bei der Munitionskolonne, hat sich in dem Gefecht von Thin le Moutier in Frankreich am 28. August ausgezeichnet, indem er eine Probe von Geistesgegenwart und kurzem Entschluss bei folgendem Vorfall lieferte:

Die Kolonne stand ungefaehr 1200 m hinter den feuernden Geschuetzen ihrer Abteilung und ergaenzte die Munition derselben durch Vorschicken einer Anzahl



Des sterbenden Kriegers Traum.

Auf dem Tischtuch eines Speisetisches in der Offiziersverpflegungsstaette der Stadt Bonn im Nordbahnhof von Lille fanden wir die hier wiedergegebene Bleistiftzeichnung. Beim Warten auf die Abfahrt des Lazarettzuges mag da ein verwundeter Kamerad, vielleicht um ueber Schmerzen hinwegzukommen, in seiner Kunst Ablenkung gesucht haben. Hoffen wir, dass der schoenste Traum des deutschen Soldaten — der Besitz des Eisernen Kreuzes — ihm in Erfuellung gegangen ist und dass er, genesen und zurueckgekehrt zur Front, den Feldzug siegreich mit zu Ende fuehren darf.

Munitionswagen. Bei Ablassen des dritten Wagens kreperte eine feindliche Granate ungefaehr 20 Schritt neben dem Munitionswagen im Acker. Die Spitzen- und Mittelpferde scheuten, verwickelten sich in die Tauer, und die Vorderbracke musste abgehackt werden. Der Munitionswagen fuhr, nur zweispaennig bespannt, mit Fahrer Hutschenreuter im Galopp in die Feuerstellung. Beim Abschicken des Wagens bemerkte der Fuehrer der Kolonne, der den Wagen den Weg wies, dass an diesem gerade abgaloppierenden Wagen die Kanoniere fehlten, welche noch mit den scheengewordenen Spitzen- und Mittelpferden beschaeftigt waren. Er rief, waehrend der Stangenfahrer Hutschenreuter schon angaloppierte: „Schnell ein Kanonier nach und auf den Wagen!“ Lediglich dem Gefreiten Peter, dem wohlbeleibtesten Kanonier der leichten Kolonne, gelang es, in schnellem Lauf von hinten das Trittbrett des Munitionswagens zu erfassen und sich, waehrend der Wagen im Galopp davonfuhr, allmaechlich aus seiner haengenden Lage in die Hoehe zu ziehen. Da von der Flanke der Wagen durch Infanterie stark beschossen wurde, musste er, nachdem er sich endlich hoch gezogen hatte, in halb liegender, halb kauender Stellung auf dem Hinterwagen hocken bleiben, bis der Munitionswagen bei der 1. Batterie, wohin die Munition zu schaffen war, eintraf. Er hat sodann dort, ganz allein, im feindlichen Feuer die Munitionskoebe ausgeladen und vorgeschafft — bei seinem Leibesumfang eine ganz besondere Leistung —, und traf mit seinem Fahrer Hutschenreuter spaeter, obwohl stark beschossen, unversehrt wieder im Galopp bei der leichten Kolonne ein.

Pionier-Bataillon Nr. 14. 1. Kompagnie.

Zu den verlustreichen Tagen, die die 3. Kompagnie in Vermelles erlebte, gehoerte auch der 26. Oktober 1914. Die Kompagnie war in jener Zeit im Keller des Schloesschens, zusammen mit der 2. Kompagnie des Pionier-Bataillons 14, untergebracht. Jedoch hatte nicht die ganze Kompagnie Platz, und so musste der 3. Zug unter Vizefeldwebel Leiferling einige Keller belegen.

Es war ungefaehr nachmittags 3 Uhr, als die Franzosen einen Vorstoss gegen die Stellung der 1. Kompagnie unternahmen. Ein furchtbares Artilleriefeuer setzte ein, und krachend schlugen die Geschosse in das Schloesschen und dessen Naehel. Der 1. und 2. Zug besetzte sogleich den Schuetzengraben und die Mauer des Schlossgartens, sofort begruessert von einem wahren Geschosshagel. Und nun galt es, den 3. Zug herbeizuholen. Feldwebel Scheuermann uebernahm es selbst, die fast unmoeglich erscheinende Aufgabe zu loesen. Unbekuemmert um die krepierenden Granaten und Schrapnelle erreichte er die Strasse. Diese aber wurde bestrichen durch ein rasendes Maschinengewehrfeuer. Im Strassengraben entlang kriechend, eine runde Strecke von 50 Metern, gelangte er endlich zu den Haeusern, in deren Kellern der Zug untergebracht war. Es lag klar auf der Hand, dass der Zug auf diesem Wege nicht ins Schloesschen gelangen konnte, ohne schwere Verluste zu erhalten. Auch trat der Umstand hinzu, dass die jungen Kriegsfreiwilligen, des Gelaendes unkundig, zum ersten Male ins feindliche Feuer gefuehrt werden mussten. Nur dem unerschrockenen und zielbewussten Handeln unseres Kompagniefeldwebels war es zu verdanken, dass die Aufgabe gluecklich und nur mit dem Verluste von einem Mann geloest wurde. Hinter Haeusern entlang schleichend, ueber Mauern, durch Fenster hindurch und sonst noch ueber viele Hindernisse gelangte der Zug unter der sichern Fuehrung noch rechtzeitig an Ort und Stelle. Rechtzeitig, denn gerade wollten die Franzosen, von Haus zu Haus springend, links an der Barrikade vorgehen, wahrscheinlich nicht bemerkt von der 1. Kompagnie. Durch das energische Feuer dieses Zuges wurde aber dieses Vorhaben vereitelt, und unter Zuruecklassung mehrerer Toter gab der Feind den Versuch auf. Und wahrscheinlich wurde auch dadurch einem noch groessern Verlust unsererseits vorgebeugt.

Durch diese und andere Taten hat Feldwebel Scheuermann (aus Reichenbach,

Amt Mosbach in Baden) seiner Kompagnie gezeigt, dass sie in ihm einen unerschrockenen und energischen Zugfuhrer hat, dem sie vertrauensvoll ueberall hin folgen kann.

Infanterie-Regiment Nr. 104. 6. Kompagnie.

Ausgeschwaermt lagen sie bei P., nur noch einige zwanzig Mann stark von der 6. Kompagnie, dicht besetzten englischen Schuetzengraeben gegeneuber; der Fahnen-traeger mit der Fahne in der Mitte. Viel Blut war geflossen, aber Mann fuer Mann hielt das tapfere Haeuflein im wuetendsten Feuer die gewonnene Stellung mit zaehem Widerstand fest, indem es jeden Angriff der Englaender zurueckschlug. Als aber ein Kamerad nach dem andern tot oder verwundet das Gewehr aus der Hand sinken lassen musste, als links und rechts der vordringende Feind sie zu ueberfluegeln drohte, da wussten sie's alle, dass sie dieser erdrueckenden Uebermacht gegeneuber nur noch in Ehren sterben, nicht mehr siegen konnten. Jetzt durfte ihnen eins noch heiligste Pflicht sein: die Fahne zum Regiment zurueckzubringen.

Schritt fuer Schritt, das feindliche Feuer immer erwidern, gingen sie zurueck, um die Fahne geschart. Die Englaender aber nahmen nun, nachdem sie beobachtet hatten, warum sie sich zurueckzogen, die Schar der Getreuen besonders scharf aufs Korn. Fahnentraeger war Sergeant Franke aus Mittweida. Er hatte seine Fahne durch Schlachten und Gefechte getragen, er hielt sie auch jetzt fest in den Haenden. Ein Geschoss zerschlug ihm den Arm, die Fahne liess er nicht los. Da traf's ihn zum zweiten Mal, in den anderen Arm; nun musste er sie fallen lassen. Ein Mann, Ehre seinem Andenken, hob sie auf. Er fiel. Nun ergriff sie Unteroffizier Engel aus Haplan. Aus seiner Hand empfang sie, als Engel ermattet zu Boden stuerzte, Kriegsfreiwilliger Kuehn aus Leipzig, der bald darauf fuer den hierbei bewiesenen Mut zum Unteroffizier befoerdert wurde. Wie klein war die Schar, als sie sich in sicherer Deckung endlich sammelte. Sieben Mann; viermal soviel waren vorm Feinde geblieben. Die Fahne aber war geborgen.

Pionier-Bataillon Nr. 22. 2. Feld-Kompagnie.

Leutnant der Reserve Engler berichtet folgendes: Ungefaehr 50 Meter vor der Front des ... Regiments lag ein englisches Erdwerk, meisterhaft eingebaut; unmerklich hoben sich die Umriss vom Ackerboden ab. Nur fuenf lange dunkle Schiessschlitze gaehnten uns entgegen. Ganz vorsichtig und nur auf kurze Zeit durften wir uns ueber unserem Grabenrande sehen lassen, oder die Klappe unseres Schiessschlitzes oeffnen; denn geradezu mit fabelhafter Sicherheit bedienten die englischen Kopfjaeger ihre mit Zielfernrohr ausgeruesteten Buechsen und hatten schon einigen unserer Kameraden durch einen Kopfschuss das Lebenslicht ausgeloescht. Jedoch gar bald sollte den Englaendern das Handwerk gelegt werden.

Ich hatte den Befehl erhalten, mit meinem Zuge jenes englische Werk zu unterminieren und in die Luft zu sprengen. Zwei Tage schon arbeiteten wir daran und kamen infolge der schwierigen Boden- und Wasserverhaeltnisse nur langsam vorwaerts.

Da kurz entschlossen: „Wer meldet sich freiwillig, mit mir das Erdwerk zu sprengen?“ Vor meinen Zug treten: Der Unteroffizier d. L. Fritsch aus Reichenbach i. V., ein alter Afrikakrieger, Pionier Mueller IV aus Fischendorf (Schwarzburg-Rudolstadt) und Pionier Sauer aus Bad Bibra i. Th. Jeder von uns mit Handgranaten und Drahtschere ausgeruestet, kriechen wir gegen Mitternacht langsam vor. Zentimeter um Zentimeter. Fast eine Stunde dauert es, bis wir auf zehn Meter auf ein Drahthindernis stossen. Drahtscheren frei und vorsichtig fangen wir an zu schneiden. Fast sind wir fertig, da beginnt es auf einmal zu klingeln.

Die Englaender hatten in ihrem Hindernis ein Laeutewerk eingebaut. Im Nu begann ein furchtbares Schiessen. Wir springen rasch in eine kleine Bodensenkung, volle Deckung nehmend. Nach einer halben Stunde wird es ruhiger. Da sehen wir die Englaender auf jeder Seite des Werkes drei Mann als Sicherung vorschieben. Ganz langsam kriechen wir in unseren Graben zurueck, um auf guenstige Gelegenheit zu warten. Der Morgen graut. Die ersten Strahlen der November-Sonne brechen durch die Wolken.

Es wird 7 Uhr, da wird es auch drueben im Werke stiller und stiller. Allem Anschein nach nehmen die Englaender ihren Morgenkaffee ein.

Fuer mich schien jetzt der geeignete Augenblick gekommen zu sein. Mit dem Rufe: „Gott strafe England!“ stuerzen wir vier vor, ueber die letzten Draechte des Hindernisses hinweg, zuenden unsere Handgranaten, werfen sie durch die Schiessschlitze und springen zurueck in jene kleine Mulde vor dem Werke, volle Deckung nehmend. Einige Sekunden darnach entsteht eine furchtbare Detonation, Balkensplitter, Brettstuecke und Erdklumpen wirbeln durch die Luft. Gleich darnach besetzen wir und zwei Gruppen Infanterie das vollkommen zerstoerte Werk und richten es fuer uns zur Verteidigung ein. Jeder Versuch, es uns zu entreissen scheiterte vollkommen.

Fuer diese Tat erhielten Unteroffizier Fritsch das Eiserne Kreuz, die Pioniere Mueller IV und Sauer die Friedrich August-Medaille.

Der Verbuedeten Klage.

Frei nach Joseph Victor von Scheffel.

Das ist in Frankreich haesslich eingerichtet,
Muss Poincaré nun endlich eingesteh'n,
Dass unser Heer, das schon so arg gelichtet,
Zum Schlusse stets muss rasch nach rueckwaerts geh'n.
Wir wollten stuermen ueber die Vogesen
Und weiter dann bis an den gruenen Rhein:
Behuet' Dich Gott, es waer' so schoen gewesen,
Behuet' Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Die Hieb' von Hindenburg hab' ich empfunden,
So hub der arme Zar zu klagen an,
Wie bin ich nun zerschlagen und zerschunden,
Ich fang' so bald gewiss nicht wieder an.
Die Friedensklauseln wollt' ich selbst euch lesen,
Ich glaubte schon, ganz Preussen waere mein:
Behuet' Dich Gott, es waer' so schoen gewesen,
Behuet' Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Von deutschen Siegen schreiben alle Blaetter,
Der Wahrheit Licht dringt siegreich durch die Welt,
Sir Edward Grey spricht: „Goddam, Donnerwetter!
Jetzt ist mein ganzer feiner Plan zerschellt!“
Wegkehren wollt' ich Deutschland mit dem Besen,
Vernichten es bis auf den letzten Stein:
Behuet' Dich Gott, es waer' so schoen gewesen,
Behuet' Dich Gott, es hat nicht sollen sein.

H. S.

Erfreuliches von den Deutsch-Amerikanern.

Bekanntlich ist die Auffassung der Neutralen von Neutralitaet bisweilen eine recht merkwuerdige. Wir wissen, dass einzelne hollaendische Zeitungen lediglich die Nachrichten unserer Gegner als bare Muenze wiedergeben und es unterlassen, zum wenigsten unsere Angaben daneben zu setzen. Wir haben gehoert, wie feindselig man sich zeigt im franzoesischen Teile der Schweiz, der in Friedenszeiten von deutschen Vergnuegungsreisenden und von deutschen jungen Leuten, die franzoesisch lernen wollten, gelebt hat. In Haeusern, die einst nur deutsche Pensionaere hatten, und deutsches Geld einsteckten, finden sich Zettel angeschlagen, dass Deutsche hier nicht aufgenommen werden. Von der Haltung eines grossen Teiles der Bevoelkerung jenes Staates, der viele Jahre zu uns in nahem Bundesverhaeltnis stand, mag gar nicht gesprochen werden. Ebenso bekannt ist es, dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika bei Waffen- und Munitionslieferungen ihre Neutralitaet zum mindesten auf eigene Art auffassen. Genau wie einst 1870 die Englaender, die Frankreich mit Waffen versorgten. Da ist es um so erfreulicher, dass wenigstens die Amerikaner deutscher Abstammung ihr Blut nicht verleugnen. Die Neuyorker Staatszeitung hat Zeichnungen und Scherze gebracht, die ihre Gefuehle fuer uns deutlich zeigen. Nachstehend seien aus den letzten Nummern ein paar von ihnen herausgegriffen:

Verzehnfachung. „Was, Ihr wollt eine ganze franzoesische Kompagnie angreifen? Ihr seid aber doch bloss 7 Mann!“

„Macht nischt, Herr Hauptmann, wir machen's wie 70.“

Hindenburg und Koenig Eduard VII. Hindenburg wurde von einem Besucher gefragt, wer seine Hauptvorbilder in der Kriegskunst gewesen seien. „Hannibal, Caesar, Friedrich der Grosse, Napoleon, Moltke und Koenig Eduard VII.“, erwiderte der Generalfeldmarschall.

„Exzellenz belieben zu scherzen,“ gab der Besucher zurueck; „worin kann Ihnen Koenig Eduard VII. ein Vorbild gewesen sein?“ — „Im Einkreisen,“ sagte schmunzelnd Hindenburg.

Der schlaue Russe. Ich fragte einen gefangenen Russen, der auch deutsch spricht, wieso er gefangen wurde. Verschmitzt laechelnd sagte der Russe: „Gab ich Wachtmeister Rubel, damit er mich laesst auf Vorposten, und richtig geschah dann so, wie ich wollte.“

Abfuhr. Russischer Leutnant: „Wie ich mich auf den Einzug in Berlin und das dortige beruehmte Nachtleben freue!“

Nicht-Russe: „Glauben Sie denn wirklich, dass man den Gefangenen so viel Freiheit gestatten wird?“

Maerchen. „Es war einmal ein Englaender, der wahrheitsgetreue Kriegsberichte erstattete.“

Glosse. Frankreich, England und Russland nennen sich noch immer die Verbundeten, sind aber in Wirklichkeit heute die Verbundenen!

Seltene Ware. Herr zum Hausierer, der im Wirtshaus seine Waren feilbietet: „Haben Sie englisches Pflaster?“

Hausierer: „Ne, det brauchen die Englaender jetzt selba!“

Die Radfahr-Ferme.

Das Dorf war genommen, wir hatten lange am Ausgange bei der Muehle gelegen. Die Sonne war schon tief gesunken, als wir weiter in westlicher Richtung antraten, 10. Kompagnie rechts gestaffelt, als 2. Linie. Bald war die Ferme erreicht, und da von rechts, ja sogar rechts rueckwaerts noch einzelne feindliche Schuesse fielen, besetzte die Kompagnie, kehrtmachend, zum Schutze des Bataillons die Hecke, welche die Ferme umschloss. Jeder suchte sich einen guten Platz zum Schiessen, die Spaten waren gerade geloest, da kam auch schon der Befehl: „10. Kompagnie besetzt die naechste Ferme.“ Die Ferme war nur 500 Meter entfernt, aber verdeckt durch einen etwa 150 Meter breiten dichten Waldstreifen. Zunaechst gingen wir in lichten Linien dagegen vor. Es regte sich nichts. Allmaechlich wurde es dunkel. Wir sammelten, entluden, pflanzten das Seitengewehr auf, dann ging es auf einer schmalen Strasse ganz leise durch den Wald. Jenseits, inmitten von Weideplaetzen, lag die Ferme. Friedlich weideten daneben einige Pferde. Wir mieden den Haupteingang und gingen an den Mauern entlang hinten herum. Auf der anderen Seite fand sich eine kleine Pforte, nur angelehnt. Vorsichtig einzelne herein. Keine Menschenseele war zu sehen. In den Staellen stand das schoenste Vieh, die Pferde scharrend vor Hunger, die Kuehe bruellend, weil sich seit Stunden niemand ihrer angenommen hatte. In Haus und Staellen sah man die Spuren der vorigen Einquartierung, unseres Gegners.

Schnell wurden Wache und Posten ausgesetzt, die Raeume verteilt und Vorbereitungen fuer eine Mahlzeit getroffen. Eine Anzahl Huehner musste daran glauben. Das Wasser lief uns schon im Munde zusammen, denn seit einhalb zwei Uhr frueh hatten wir nichts zu essen bekommen. Buttermilch aus dem Keller und ein vorgefundener Buttevvorrat wurde verteilt, jeder bekam einen Trinkbecher voll und ein kleines Stueckchen Butter.

Durch eine zum Absuchen der naeheren Umgebung entsandte Unteroffizierpatrouille wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass jenseits der Ferme an einer Hecke Stimmen zu hoeren seien. Ich gehe hinaus, und sehr bald taucht vor mir aus dem Dunkel eine Gestalt auf. Deutlich erkenne ich, es ist kein Feind, sondern ein friedlicher Buerger. Auf mein leises freundliches „Bon soir Monsieur“ ertoent eine recht laute Antwort. Er tut betrunken. Ich befehle ihm „Schweigen“ und lasse ihn abfuehren. Er lallt wieder recht laut: „Il n'y pas de Français“; aber kraeftige Fuesilierfaeste verhinderten jede weitere Stoerung. Ich gehe weiter und sehe die jenseits der Hecke bergab fuehrende Strasse entlang. Deutlich hell hebt sie sich vom umliegenden Gelaende ab. Da ploetzlich, was ist das? Kaum 100 Meter vor mir eine dunkle Nase und dazwischen in halber Hoehe helleuchtend die Lenkstangen von Fahr-raedern. Also war der Kerl doch ein Spion. Gewiss sollte er erst mal nachsehen, ob die prussiens schon da waeren. Nun, seine Absicht war vereitelt.

Im Nu hatten wir das Gittertor der Ferme besetzt, dichtgedraengt eine kniende, eine stehende Reihe. Langsam sahen wir die Kolonne sich naehern, die meisten zu Fuss. Raeder fuehrend, aber auch einige Reiter dabei. Der drohenden Gefahr nicht ahnend, hofften sie wohl auf ein recht schoenes Quartier.

„Halt, wer da?“ droehnt es ihnen durch die Nacht entgegen. — Die Kolonne stuzt. — „Halt, wer da?“ — Irgend jemand winselt ein paar franzoesische Worte. — „Schuetzenfeuer.“ — „Sauve qui peut!“ Alles jagt von dannen, und Raeder, Gewehre, Maentel, Tornister, was nur moeglich war, blieb liegen.

Ein Ausfall aus unserer festen Burg, um den Feind, der nach Angabe einer nachgesandten Patrouille an der Hecke halt gemacht haben sollte, nochmals zu fassen, stiess leider ins Leere. Aber 22 Raeder und 22 Gewehre sammelten wir ein, und als uns der Bataillonsbefehl — leider — in ein weiter rueckwaerts liegendes Ruhequartier rief, hatten wir eine Kompagnie-Radfahrer-Abteilung. Die Huehner wurden natuerlich auch nicht vergessen; sie schmeckten am naechsten Tage, in der Feldkueche gekocht, vorzueglich.

Dimensionen einer neuen Kanone. Die nieuwe 84 cm „Matjes Kanone“. Das slanke „Wilhelminche“.

Diskret vor dem Feinde zu bewahren!

Rohrtaenge: Von Lille bis Calais.

Geschuetzlaenge: Noch laenger.

Ganzgewicht: Ein Viertel des Mondgewichtes.

Schussweite: Ueber den Kanal bis London. Auf Wunsch weiter.

Flugbahnhoeh: zweimal die Hoeh: des Montblanc.

Geschoss: 10 Granaten auf einen Ueberdreadnought gelegt, bringen ihn sofort zum Sinken.

Pulverladung: Im Raummass soviel als wie drei fette John Bulls.

Durchschlag: Durchschlaegt glatt den englischen Erdboden an jeder Stelle, beziehentlich die Erdkruste. Und an jeder Einschlagstelle entsteht eine feuerspeiende Saeule aus dem Erdinnern.

Der seitliche Luftdruck ist so stark, dass bei einem Schuss, von Lille in der Richtung Le Havre abgefeuert, saemtliche Lichter in Paris und London verloeschen. — Der Knall wird noch drei Monate nach Friedensschluss gehoert. — Die Geschwindigkeit ist eine so rapide, dass die Geschosse eine halbe bis eine Stunde frueher auf-treffen, als sie abgeschossen. England hat von der Wirkung dieser Moerser bereits durch Liebknecht gehoert und wiederholt um Frieden gebeten. Es will Indien, Kanada, Aegypten, Australien an Deutschland abtreten, Gibraltar, Suez, Malta und alle Nationen des Ozeans freigeben: Grey, Kitchener und Genossen als Meuchelmordbuben entweder zur Aburteilung ausliefern, oder selbst zu ewigem Gedenken als „rarebits“ fuer das „Museum of culture and human sense“ ausstopfen lassen. Ferner: England hat angeboten, 30 Milliarden Kriegskontribution zu zahlen, wenn Deutschland die Geschuetze nicht in Aktion treten laesst. Deutschland hat glatt abgelehnt.

Gespraech im Schuetzen-graben.

Beim Durchzaehlen seines Geldes fragt ploetzlich ein Grenadier den anderen, ob er nicht einen neuen Zweimarkschein bei sich habe.

„Ja, hier! Wat ist denn damit?“

„Na, weeste denn noch nicht, dass dadruff een neuet Wasserzeichen zu sehen ist, und zwar ‚U 9‘? Halt’ et mal gegens Licht!“

„Ja, aber ick sehe nischt.“

„Na, dafuer kannste ooch nischt, denn is et man jerade ebend unterjetaucht.“

Alwin.

Indien und seine Soldaten.

In seinem ersten Korpsbefehl an die indischen Soldaten in Frankreich hat der englische Brigadegeneral Wilcox an die grossen geschichtlichen Erinnerungen der Inder gemahnt. — Ihr steht zum ersten Male, sagt er, einem Feind gegenueber, der auf eine alte Geschichte zurueckblickt; aber, faehrt er fort, wie viel aelter ist eure Geschichte.

Es ist richtig, die indische Geschichte ist aelter als die deutsche und es ist eine wirkliche und grosse Kultur, die von den arischen Indern im Laufe dieser uralten Geschichte aufgebaut ist. Aber diese Kultur ist rein literarisch, philosophisch, von des Gedankens Blaesse angekraenket, eine Kultur ohne Blut und Eisen, eine Kultur, die seit Jahrtausenden in den Zaubergarten des Mythos und des Maerchens gebannt ist. In diesem Zaubergarten sind im Laufe der Geschichte nur grosse ver-traeumte Kinder, aber keine handelnden Maenner gewachsen. — Es zeugt daher von

einer nur sehr oberflächlichen Kenntnis indischer Verhältnisse, der indischen Soldaten und der indischen Geschichte, wenn der General Wilcox zum Schluss seines Korpsbefehls die seinem Kommando unterstellten grossen Kinder auffordert, auf Frankreichs Boden Geschichte zu machen. Diese indischen Soldaten, gezwungene und niedergehaltene Kulis der englischen Fremdherrschaft, werden im Kampfe gegen Deutschland keine Geschichte machen.

Die phantasiereiche indische Weltanschauung, die uralte, religiös geheiligte Kastengliederung und die grosse Zersplitterung Indiens in hunderte von Fürstentümern hat seit Anfang der uns bekannten Geschichte jedem Eroberer die Unterjochung des Landes leicht gemacht. So überwaltigte Alexander mit einer kleinen Schar streitbarer Männer ganz Nordindien. Andere Eroberer folgten, und mit dem Jahre 1000 beginnen die Einfälle der Heere des Islams. —

Ein tapferer Mann mit einem guten Schwert und einem guten Pferd kann in Indien ein Kaiserreich gründen, so erzählten sich damals die kriegsgewohnten persischen Edelleute an den Wachtfeuern der Feldlager und auf den Soellern von Bagdad. Khoressan und Damaskus zauberten ihnen die Märchen aus 1000 und 1 Nacht-Träume von unermesslicher Beute an Gold und Silber, kostbare Perlen und Edelsteinen, rauschender Seide und an Frauen schön wie Paradiestöchter vor die Seele. Also zog der in langen Jahrhunderten friedenssüchtiger Arbeit gewonnene Reichtum die fremden Eroberer an, weil der Schwertsinn fehlte, ihn zu sichern und zu halten. Der Islam brachte den grössten Teil Indiens in seine Gewalt. Glänzende Reiche entstanden. In der Eroberung Indiens feierte der Islam seinen höchsten Triumph — aber — an der Eroberung Indiens brach sich seine staatenbildende Kraft. Zugleich aber wurde er in der indischen Geschichte ein weiteres Element der Schwäche. Die indische Kultur zerfällt von nun an in Brahmanismus und Islam.

Es wurde den europäischen Kolonialmächten im Ausgang des Mittelalters leicht, Niederlassungen in Indien zu gründen. Von den Portugiesen, Holländern, Franzosen und Engländern gelang es den letzteren die Oberhand zu gewinnen. Sie schürten und benutzten die Rivalitäten auf dem europäischen Festlande, spielten die indischen Fürstentümer, Kasten und Religionen gegeneinander aus und brachten so mit einem verhältnismässig geringen Aufwand eigener Kräfte ihr indisches Kolonialreich zusammen.

Nur einmal haben die Inder zu einem grossen Schlage gegen die Engländer ausgeholt. Als England von 1853—56 den Krimkrieg gegen Russland führte, entstand eine tiefgehende Gaerung. Im Jahre 1857 brach der Aufstand los. Es war zu spät! Englands Haende waren wieder frei, Russland hatte kein Interesse mehr, nach dem eben vollzogenen Friedensschluss den Aufstand zu stützen, und die eingeborenen indischen Truppen machten nicht geschlossen mit. Der Aufstand wurde grausam nieder-



„Geschick den Engländern ganz recht, wenn ich an die Finger friere, warum kaufen sie uns keine Handschuh.“

geschlagen und die Fuehrer vor die Muedungen der Kanonen gebunden und durch Kartaetschen angesichts einer zitternden und bebenden Volksmenge hingerichtet.

Seitdem herrscht die Friedhofsstille des britannischen Friedens ueber Indien und unter der Flage der englischen Freiheit wird das Land kommerziell ausgebeutet, planmaessig industriell niedergehalten und die Bevoelkerung von 320 Millionen in politischer Sklaverei gehalten. — Erst wenn sie ihr eigenes Land von der Fremdherrschaft befreit haben, koennen sie mitreden. Dazu aber hilft keine Philosophie und Literatur, dazu gibt es nur ein Mittel: „Blut und Eisen“.

Walter.

Von hier und daheim.

Unsern Feldgrauen ist bekanntlich das eigenmaechtige Requirieren streng verboten. Besonders Huehner und Enten muessen der Eier wegen geschont werden. Nur ein gefiedertes Wesen ist vogelfrei: die Brieftaube. Trifft nun ein Leutnant einen seiner Leute beim Rupfen eines erstaunlich grossen Viehes und fragt nach der Herkunft, so kommt todsicher die Antwort ohne Wimpernzucken: „Briefente, Herr Leutnant!“

Ein Junge daheim fragt seinen Vater: „Werden denn nun Gefangene auch zu Leutnants befoerdert?“ — „Ach, keine Spur!“ — „Ja, hier in der Zeitung steht aber doch, der Gefangene wurde zum Leutnant befoerdert und einem Verhoer unterzogen.“

Unsere englischen Vettern, die Stoerer des Weltverkehrs, erklaren jetzt: „Schwefel ist unbedingte Kriegskonterbandel!“ — Die neutralen Staaten erklaren: „Die Stoerer des Weltverkehrs sind unbedingt Schwefelbandel!“

Heimatlicher Gruss: „Na, wie geht's“ — „Danke, uneinberufen gut!“

Ein Feldgrauer schreibt nach Hause: „Wir kommen hier nur langsam vorwaerts, jeden Zoll Boden muessen wir erkaempfen — es ist der reinste Zollkrieg!“

Humor im Schuetzengraben.

Dem Brief eines aktiven jungen Leutnants eines rheinischen Regiments, der seit September bei Perthes im Schuetzengraben liegt, entnimmt die „K. V.“ folgendes: „Nun muss ich euch noch ueber einige Lebensgewohnheiten unterrichten, die ich mir hier zugelegt habe, und die mir so in Fleisch und Blut uebergegangen sind, dass ich sie auch demnaechst zu Hause beizubehalten beabsichtige. Ich nenne folgende:

1. Ich schlafe auf Stroh; es muessen aber stets ein paar dicke Steine drin sein, sonst kann ich nicht einschlafen.
2. Mein Essbesteck darf nur aus einem Taschenmesser bestehen.
3. Im „Hause“ kann ich nur mit der Muetze auf dem Kopfe herumgehen.
4. Waschen tue ich mich grundsaeztlich nur alle drei bis vier Tage, und bedarf dann unbedingt eines Kochgeschirrs als Waschschiessel.
5. Um den mir unentbehrlich gewordenen Unterstand im Schuetzengraben zu ersetzen, werde ich zu Hause unter dem Tisch wohnen. An diesem muessen aber spitze Zapfen herausstehen, an die ich ab und zu mit dem Kopf stosse.
6. Wenn ich Besuch mache, pflege ich stets Stuhl, Tasse, Glas und Lampe mitzunehmen. Hierauf bitte ich unsere Bekannten besonders vorzubereiten.
7. Ueber meinem Strohlager muss eine Brause angebracht werden, die in bestimmten Abstaenden troepfelt.
8. Ich bedarf fuer einen gesunden Schlaf einer Vorrichtung, die Kanonendonner und Granatengeheul taeschend nachahmt, deren Erfindung ich euch besonders ans Herz lege.



Weihnachten im Felde.

Weihnachten 1914.

Heil'ger Abend ist's, der Wind geht kalt,
 Der Schnee faellt in dichten Flocken,
 Wild tobt der Kampf und die Flinte knallt
 Geschuetzdonner — unsere Weihnachtsglocken.
 Wir lauern im Graben finsterentschlossen
 Erwarten zum Angriff die Befehle.
 Die Hand haelt die Waffe fest umschlossen,
 Echte Soldaten! Und durch die Seele
 Ziehen die Bilder vergangener Tage.
 Ich sehe die Heimat — und frage
 Mich immer und immer wieder —
 Wer singt daheim jetzt die Weihnachtslieder? —

Ich wache, doch ist mir's wie ein Traum —
 Was werden die Lieben jetzt machen?
 Ich sehe deutlich den Weihnachtsbaum
 Mit Lichtern und glaenzenden Sachen;
 Ich sehe die Kleinen, wie sie sich freu'n
 Die Alten, wie gluecklich sie laecheln...
 Weg mit den Traeumen — hier darf's nicht sein —
 Klang da nicht leises Roecheln?
 Im Graben links, ein fluechtiger Blick
 Bringt zur Gegenwart mich zurueck —
 Still liegt er — gefallen wie ein Mann. —
 Befehl ertoeint: „Brigade greift an!“

Hell liest die Stimme des Adjutanten
Die klaren Befehle vom Kommandeur,
Wir hoerten's und unsere Herzen entbrannten:
Mit Hurra ging's ins brausende Meer.
Das Dorf vor uns, im Feuerschein,
Vom Feinde besetzt mit gewaltiger Macht,
In zwei Stunden muss es unser sein:
„Auf Leute! — Dann feiern wir heilige Nacht!
Schlagt zu, schlagt drein, dass uns die Frechen
Die deutsche Feier nicht unterbrechen.
Gebt kein' Pardon! Die Schuld traegt der Feind,
Dass ihr mit den Lieben heut' nicht vereint.“

Des Hauptmanns Befehl, wir hoerten ihn froh,
Dann ging es im Sturm dem Feinde entgegen,
Und Hass und Zorn brannten lichterloh
Im wildesten Tanze, im Kugelregen.
Ein Flankenfeuer — der Angriff stockt,
Die Unterstuetzung schwaermt jetzt ein.
„Vorwaerts ihr Braven.“ Das Christkind lockt,
Entscheidender Sieg soll Belohnung sein.
„Dort — in der Richtung der hohe Turm —
Gewehr pflanzt auf! Hornist zum Sturm
Geblasen! Gebt ihnen den Rest.
Denkt, nach der Arbeit ist Weihnachtsfest. —“

Wir fochten wie Loewen — zwei gegen drei,
Schulter an Schulter und Mann gegen Mann,
Der Donner erstickt vom Siegesgeschrei:
„Hurral Zur letzten Arbeit heran. —“
Die Stellung geraeumt — ein wildes Rasen
Und kopflos, verworren, eilige Flucht. —
Signal: Es wird zum „Sammeln“ geblasen.
Der Tod hat manchen da droben gebucht.
Erschuetternde Feier —. Gedenket der Braven,
Die heute wieder als Helden entschlafen.
Ein Hoch dem Kaiser! Wir haben's vollbracht!
So feierten „Vierzehn“ wir heilige Nacht!

Unteroffizier Selig.

Wie's zu Weihnachten in Lille aussah.

Fast ununterbrochen donnerten die Kanonen Tag und Nacht die ganze letzte Adventwoche hindurch. In stiller Nacht konnte man auch das Schuetzenfeuer und Knattern der Maschinengewehre hoeren. Uebernaechtlich und verschuechtert erschienen morgens die Quartiergeber: Y a-t-il de danger? De danger? ist die bange Frage. — Das Bombardement liegt ihnen noch in den Gliedern, nicht wenig bangt ihnen auch vor ihren Freunden, den Englaendern, dass diese vielleicht doch noch einmal versuchen moechten, der Stadt naeher zu kommen. In dieser selbst aber steigert sich, wenn noch moeglich, das bunte Leben und Treiben. Mars regiert die Welt immer noch, aber das militaerische Leben hat doch einen eigentuemlichen Einschlag erhalten. Nicht nur, dass sich fast alle Geschaefte nach und nach wieder geoeffnet haben — denn die Soldaten sind gute Kunden —, nicht nur, dass auch der feinere Teil der Bevoelkerung — soweit er nicht geflohen ist — wieder die Strassen belebt:

eine grosse Anzahl Herren in buergerlicher Kleidung, und die deutsche Militaermütze auf dem Haupte, sie trifft man auf den Strassen und in den Wirtslokalen, willkommene Gaeste, sind es doch die „Liebesgabenonkel“, die Begleiter der reichen Weihnachtsgaben, die das Vaterland hinaussendet, denn es hat seiner Soehne nicht vergessen. Manchem wird das Donnern der Geschuetze eine dauernde Erinnerung bleiben an General Joffres vergebliche Offensive auf der ganzen Linie; die Gaben aber finden ihren Weg, denn am Bahnhofplatz staut sich eine Menge von Autos und Wagen aller erdenklichen Art, zumeist mit dem Roten Kreuz kenntlich gemacht, um fuer die einzelnen, auch kleinsten Abteilungen des Vaterlandes Gaben in Empfang zu nehmen. Ununterbrochen ertoenen Rufe, Hupen, Pfeifen und alle andern erdenklichen Warnungssignale fuer den Fussgaenger, der sich in dieses Getriebe hineinwagt, dazwischen laesst die Elektrische ihre Warnungszeichen ertoenen, marschieren Truppenabteilungen in festem Gleichschritt von und zur Bahn, kommen Autos und die blauen Transportwagen der Sanitaetskolonnen mit Verwundeten fuer die bereitstehenden Lazarettzuege, kurz — ein Treiben, wie man es wohl selten sehen mag. Da, ein Recken der Haelse: von einigen Husaren geleitet kommt ein Trupp von 200 bis 300 englischen Gefangenen an, kraefftige Gestalten, aber ziemlich gleichmuetige Gesichter — alle gut gekleidet, auch Abteilungen stolzer Indier, schoene Gestalten mit gebraeunten sympathischen Gesichtern, dazwischen auch kleine Leute von mongolenhaftem Aussehen, an Japaner erinnernd, auch Bewohner des suedasiatischen Wunderlandes. Klagend steht die Einwohnererschaft dabei, bekuemmert um ihre Bundesgenossen.

Und so geht das Leben und Treiben am Bahnhof seinen Gang, Zuege kommen, Zuege gehen — und in all diesem Getriebe stehen unsere Soldaten und Eisenbahner um maechtige Tannen beschaeffigt, die es zu schmuecken gilt, um auch der maechtigen Bahnhofshalle ein weihnachtliches Gepraege zu geben, waehrend in irgendeinem Seitenraum ein Saengerchor das: „O, du froehliche Weihnachtszeit“ oder „Dies ist der Tag des Herrn“ einstudiert.

Unterdessen beladen sich die Fuhrwerke mit den Gaben, es wird „gefasst“, was einem zugedacht ist, vielleicht auch etwas mehr, was gerade zufaellig dabei steht. Und weiter geht's mit tannengeschmuecktem Fuhrwerk hinaus zu den Truppen.

Doch auch die Verwundeten hat man nicht vergessen. Auch in den Lazaretten sind Kisten mit Gaben eingetroffen. Da kommen Schachteln heraus voller kleiner Paeckchen: Es schickt die kleine Christine aus Waldgirmes und die Elise und Katharina, auch der Karl und wie sie alle heissen, Kinder und Erwachsene, ihre Weihnachtsgaben den verwundeten Kriegern heraus. Wie viele Liebe ist in die selbstgestrickten Pulswaermer mithineingeflochten, wie manche Entsagung mag es gekostet haben, bis sich der kleine Heinrich das Geld gespart hatte, um mit kleiner Gabe einen Verwundeten erfreuen zu koennen; und an allen Geschenken finden sich Zettel mit dem Namen des Gebers, oft von ungefueger Mannes- oder ungeuebter Kinderhand beschrieben. Und nun geht es an ein Verteilen der Gaben, die in bunte Taschentuecher verpackt, mit Tannengruen geschmueckt werden von fleissigen Schwesterhaenden in Nachtstunden, die der Ruhe abgestohlen werden, denn der Tag verlangt andere Taetigkeit. Die Tannenbaeume sind beschafft — wie mancher gleicht einem andern, den man in irgendeiner benachbarten franzoesischen Waldanlage gesehen und der sicher nicht mit der Absicht gepflanzt war, einmal als deutscher Weihnachtsbaum in Feindesland Kriegerherzen zu erfreuen, denn alle, alle freuen sich der Gaben und der geschmueckten Baeume, wie sie es vielleicht seit ihrer Kindheit nicht mehr getan.

In tiefen Nebel gehuellt trifft der Weihnachtsmorgen die Stadt, kalt ist es ueber Nacht geworden, wieder Gottesdienst in allen Kirchen, emsiges Leben und Treiben auf den Strassen. Da ertoenen Trommeln und Pfeifen und muntere Marschweisen: Die Landsturmwache zieht zur Abloesung auf, stramm kommen die baertigen Krieger im Gleichschritt an, tadellose Richtung wird genommen, exakt klappen die Griffe, die franzoesische Bevoelkerung hat sich zahlreicher denn je eingefunden und lauscht der

Parademusik: dem trauten „O du froehliche Weihnachtszeit“, dem hehren „Grosser Gott wir loben dich“ und den schneidigen Maerschen. Und immer noch ist Friede auf Erden. — Der Schlachtenlaerm schweigt am hoechsten Festtage, Erkrankte, die aus den Schuetzengraeben kommen, erzaehlen, wie auch dorten die Christbaeume auf freiem Felde gebrannt, wie Weihnachtslieder und „Deutschland ueber alles“ von rauhen Kehlen gesungen emporstieg und die Feinde, auch die Englaender, die Waffen ruhen liessen.

Doch auch der Weihnachtstag geht zu Ende, und in der Nacht erheben die Kanonen wieder ihre droehnende Stimme — die Weihnachtsruhe ist vorbei — zur Erkaempfung dauernden Friedens fuer unser geliebtes Vaterland. Dr. Becker.

Friede auf Erden.

Die Erscheinungsweise des heutigen Staates ist die Macht, — Macht zur Sicherung seiner Existenz nach innen und nach aussen. So erklart sich staatsphilosophisch auch der gegenwaertige Krieg als etwas trotz unserer Kulturhoehe Unvermeidliches. Wir stossen eben im menschlichen Leben wie in der Natur im allgemeinen vielfach auf eine Zweiheit, die schroffe Gegensaezte enthaelt. So vor allem auf dem Gebiete des geistigen Lebens. Der Mensch ist in seiner Idee frei, „und sollte er auch in Ketten geboren werden“. Er kann sich einen Verkehr zwischen unserer Erde und anderen Planeten in seiner frei waltenden Idee so gut vorstellen wie ein tausendjaehriges Reich, wie ein Reich der Isis und Osiris, in deren heiligen Hallen man die Rache nicht kennt. Aber die Ausfuehrung dieser Idee ist an die Schranken der begrenzten menschlichen Erfahrung gebunden. Ideal und Wirklichkeit stehen sich als unversoehnliche Gegensaezte im Geistesleben der Menschheit gegenueber. „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute, das finde ich nicht.“ Daher moegen Millionen und Abermillionen in diesen ernsten Kriegszeiten bedauern, dass die Voelker immer noch kein anderes Verstaendigungsmittel haben als den Krieg mit all seinem Herzeleid, Kummer und Elend, mit seiner trostlosen Zerstoerung und Verwuestung. Nach dem gegenwaertigen Stand der geistigen und sittlichen Reife der Mehrzahl der Voelker sind das Gefuehlsaenderungen der frei waltenden Idee, die den Erdgeruch ignorieren, der dem Menschengeschlecht im allgemeinen immer noch anhaftet.

Fuer wie lange noch?

Soviel ist sicher, dass, wenn die unglueckseligen Triumvirn Frankreich, England und Russland nicht den Glauben gehabt haetten, uns an militaerischer Staerke ueberlegen zu sein, wir den gegenwaertigen Krieg noch nicht oder ueberhaupt nicht bekommen haetten. Was ist einfacher und logischer, als dass wir fortan vor allem zur See noch viel staerker werden muessen, wie wir bisher waren? Wir muessen so stark werden, dass keine Verbindung es weiter wagen wird, gegen Deutschland Krieg zu fuehren.

Das ist der dauernde Weltfrieden, der „Friede auf Erden“.

Wir kennen uns und unser deutsches Volk, das jetzt freudig Gut und Leben fuer sein Vaterland, seine Ehre und seine Kultur opfert, um zu wissen, dass trotz allem kriegerischen Geist und Heldentum tief auf dem Grunde unseres Volksgemuetes eine starke Friedfertigkeit fest verankert ist. Das deutsche Volk neidet keinem Volke sein Dasein und seine Wohlfahrt. Wir wollen mit allen Voelkern in Frieden leben und die Gueter des geistigen und wirtschaftlichen Lebens mit ihnen austauschen. Wir koennen militaerisch noch so stark sein: Ja, wir sind und werden dann erst recht ein Herrenvolk. Aber wir werden es nicht sein, um die Brandfackel des Krieges in die Welt zu schleudern, andere Voelker zu vernichten und ihre Laender zu erobern, sondern um die Voelker der Erde in ihrem nationalen Leben zu sichern und in ihrer Kulturentwicklung zu foerdern. Wir werden es sein, um einen Zwang auszuueben, nicht um zu unterjochen, sondern um der Welt den Frieden zu bringen.

In dieser aus der Tiefe des deutschen Volksgemuets fließenden Auffassung klafft der Unterschied, der uns von fast allen andern Voelkern trennt. Deutschlands militaerische Ohnmacht wuerde mit Sicherheit Deutschlands Vernichtung zur Folge haben. Frankreichs, Englands und Russlands militaerische Ohnmacht dagegen lassen uns nicht die Knochen eines einzigen Musketiers oder Grenadiers angriffsweise preisgeben.

Wir muessen also militaerisch ueberragend stark werden. D. h. mit anderen Worten, dass das Kleeblatt, das den gegenwaertigen Krieg auf seinem Gewissen hat, in hoffnungsloser Ohnmacht unserer Macht gegenueberstehn muss. Dann scheinen die Voraussetzungen fuer einen dauernden Weltfrieden um so eher gegeben, als die Ohnmacht unserer Feinde notwendig zu einer Abruestung bei ihnen fuehren wird. Denn wenn unsere Feinde absolut gar keine Moeglichkeit sehen, gegen uns militaerisch erfolgreich vorzugehen, — wozu dann ihre Ruestung?

Nur aus dem dargelegten Grunde koennen nicht wir es sein, die mit Abruestung beginnen. Wir muessen vielmehr noch erheblich mehr wie bisher ruesten, um die uns feindlichen Maechte zu zwingen, ihrerseits abzuruesten. Erst wenn das geschehen, ist fuer uns die Moeglichkeit einer Ruestungsverminderung gegeben.

Die Sachlage ist so klar und zwingend, dass wir nicht anders koennen, als in Demut eine uns von der Vorsehung gestellte Aufgabe darin erblicken, durch ungeheure Opfer an Gut und Blut der Welt den endlichen Frieden zu bringen. Daher liegt denn auch in dem gegenwaertigen Krieg kein Widerspruch zu der Heilsbotschaft von Bethlehem. Es braucht eben alles Zeit zur Reife und Vollendung. Und die Ueberzeugung duerfen wir haben, dass wir der Erfuellung der Weihnachtsbotschaft in dem Masse naeher kommen, in dem wir unsere saemtlichen Feinde kraftvoll niederwerfen und selber gestaerkt und gebietender aus diesem Kriege hervorgehen. In dieser Ueberzeugung moege sich jeder Kamerad, im West wie im Ost, als ein Werkzeug zur Vollstreckung des Willens der ueber uns waltenden Vorsehung betrachten mit dem unueberwindlichen Willen auf herrlichen Sieg und mit dem festen Glauben im Herzen, durch unsern Sieg die endliche Erfuellung der Weihnachtsbotschaft vorzubereiten:

Friede auf Erden!

Ein 46jaehriger Kriegsfreiwilliger.

Weihnachten 1914.

Von Paul Schweder.

Rausche auf mit tausend Zungen,
Hehres deutsches Weihnachtslied,

Die da kaempfen, die da siegen
Gegen eine ganze Welt.

Dass es unsern grauen Jungen
Maechtig durch die Seele zieht.

Fuell' die Herzen aller Mueden
Mit dem Klang aus alter Zeit.

Die in Nacht und Stille liegen
Gleich den Hirten auf dem Feld,

Deutsche Weihnacht, bring' uns Frieden,
Bring' uns Sieg nach langem Streit!

Wahre Geschichte.

Ort der Handlung: Schuetzengraben des Jaegerbataillons. Zeit: 26. Dezember, 11 Uhr vormittags, waehrend des Angriffs auf den Geckenhof.

Ein junger Kriegsfreiwilliger steht hinter dem Schutzschild im heftigsten Kugelregen und hat eben einen Schuss abgegeben. Ein Offizier, der neben ihm steht, hoert, wie er, noch im Anschlag, ruhig meldet: „Auge auf! — Finger lang! — Absetzen!“ — Es fehlt nur noch der Zielkontrollapparat!!!

Das bayrische Koenigspaar an die Truppen im Felde.

Die Fuelle der Liebesgaben, die zum Weihnachtsfest Koenig Ludwig III. von Bayern und seine Gemahlin, die Koenigin Maria Therese, ueber die im Felde stehenden Truppen in herzlicher Gebefreudigkeit ausschuetteteten, begleiteten innige Gedenk- und Segensworte beider Majestaeten.

Die in Muenchen am 20. Dezember aufgegebenen Weihnachtsdepeschen hatten folgenden Wortlaut:

Zum Weihnachtsabend gedenke ich besonders herzlich all meiner lieben Landeskinde, die fern von der Heimat vor dem Feinde stehen. Ich gedenke ihrer mit Stolz und Dank und in der vertrauensvollen Zuversicht, dass ihre eperfreudige Pflichterfuellung von Erfolgen gekroent sein wird, die Gewaehr da fuer bieten, dass kuenftig niemand mehr es wagt, den deutschen Weihnachtsfrieden zu stoeren. Ludwig.

Vom Weihnachtsbaum eilen meine Gedanken hinaus zu Euch wackern Soldaten, die Ihr das Weihnachtsfest nicht im Familienkreise feiern koennt. Aber eines moege Euch beruhigen. In jeder Stadt, in jedem Dorfe sind aufopfernde Haende bemueht, Euere Angehoerigen vor Not zu bewahren und Euern Kindern eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Damit zollen wir Euch den Dank des Vaterlandes, von dessen Grenzen Ihr die Schrecken des Krieges ferngehalten habt. Gott befohlen. Maria Therese.

Lustiges aus Lazaretten.

Unter den in Berlin eingetroffenen Verwundeten befindet sich auch ein junger Gardedragoner, dem eine Kugel beide Wangen durchbohrt hat, ohne sonst viel Schaden anzurichten.

Auf die Frage, wie er sich denn fuehle, erwiderte er ganz vergnuegt: „Och, sonst jeh't's mir ja janz jut, bloss de Wacht am Rhein kann ick nich mehr pfeifen, ick hab' zu ville Luft!“

Ein Verwundeter liegt still und steif in einem Saal, in dem die sachverstaendigen Hilfskraefte vom Roten Kreuz ruhig und gut ihr schweres Amt versehen. Aber da kommen ausser ihnen auch noch eine Reihe Damen im Laufe des Tages durch den Saal. Damen aus den besten Staenden. Damen, die nicht sachverstaendig sind. Damen, die aber einen unbezwinglichen Drang haben, ihren sicher guten Willen doch zu zeigen. Sie haben allerlei gestiftet, und da glaubt man denn, ihnen den Zutritt nicht gut verwehren zu koennen.

Eine solche Dame kommt also zu dem Verwundeten, der regungslos daliegen muss. „Kann ich Ihnen vielleicht etwas tun?“ — „Nein, ich danke Ihnen.“ — „Aber vielleicht darf ich Ihnen das Gesicht ein wenig mit Essigwasser abwischen?“ — „Hm.“ — Die Dame nimmt das bereitliegende Schwaemmchen, taucht es in das bereitstehende Wasser und faehrt dem ebenfalls bereitliegenden Verwundeten uebers Gesicht, eine Prozedur, die man ihr gezeigt hat. „Wuenschen Sie noch etwas, bitte?“ Jetzt kann es der biedere Bayer nicht mehr laenger verhalten. „Wiss'n S'," sagt er, „i hab' Eahna die Freid net verderb'n woll'n, aber Sie san heit scho die Sechzehnt die wo mir mei' G'sicht abg'wasch'n hat.“

Lille's Ringbilderbogen

Nummer 21.

Lille, den 16. Februar 1915.

Maenner, Frauen und Kinder

aller kultivierten und wilden Voelkerstaemme,
tretet in die glorreiche englische Armee ein!

Reichliche Loehnung! Gute Verpflegung! Liebevolle Behandlung!



So sieht verfluchtes German aus,
Es faßt Euch an ein kaltes Craus,
Von Kopf bis Fuß mit Blut beschmieret,
Mit spüße Zaehne ausstaffiert.
So rüeck er aus, o große Not,
Und sticht und trampelt alles tot!

Ach Belgien, wie liebt ich Dir,
Doch fuer Dein Los kann nix dafuer,
Unschuldig warst Du wie ein Kind
Und lebtest nur, wie Kinder sind.
Da stampft der Wueterich an - pardaus!
Und schlaegt Dir auf Dein arms Schnauz.



Im Bild ist er hier dargestellt -
My friend, the greatest Friedensheld,
Und weil er kann nicht boese sein,
Traegt er den Saebel nur zum Schein,
Zum Schmuck auch seine Flinte bloß,
Weil seine Pulver geht nicht los.

Was hat der arme Mann getan,
Dall er ihn greift von hinten an?
Cetuechvoll ist hier jeder Mensch,
Ineed, besonders it's the French.
O no - that is kein fairer play,
Denn hier - da tat's ja viel zu weh!

Was ist dagegen doch der Russ'
In meinem Herz ein Hochgenuss!
Er ist so lieb, so friedlich sanft
Als wie ein Schaf an Baches Ranft.
Hier sitzt er without any Groll
Und trinkt sich still an Wutki voll.



Soviel Liebe — und kein Maedel!

Stoßseufzer aus dem Schuetzengraben.

Liebeshandschuh trag ich an den Haenden,
Liebesbinden waermen meine Lenden,
Liebesschals schling nachts ich um den Kragen,
Liebeskognak waermt den kuehlen Magen,
Liebestabak fuellt die Liebespfeife,
Morgens wasch ich mich mit Liebesseife,
Liebesschokolade ist erlabend,
Liebeskerzen leuchten mir am Abend,
Schreib ich mit dem Liebesbleistift tiefe
Liebesgabendankesagebriefe.
Waermt der Liebeskopfschlauch nachts den Schaedel,
Seufz ich: „So viel Liebe — und kein Maedel!“

Soviel Liebe und kein Mann.

Antwort auf: „So viel Liebe und kein Maedel“ in Nr. 6 der Liller Kriegszeitung.

Liebeshandschuh stricken fleiss'ge Haende,
Liebesbinden finden gar kein Ende,
Liebesdauerwuerste schicken ohne Zahl
Wir den Braven fuer ein Schuetzengrabenmahl,
Liebeszigaretten und -zigarren
Fuer die Tapfern, die im Felde harren
Tag fuer Tag auf Liebesfeldpostbriefe,
Und es ist, als ob im Herzen schliefe
Still der Wunsch — er regt sich dann und wann
Seufzend: „So viel Liebe und kein Mann“.
Ein Maedel.

An der flandrischen Kueste.

Gedicht von Franz Kunzendorf.

Sie jagten hinter den Fliehenden her
Mit jauchzendem Siegerruf,
Da leckte mit weissen Wellen das Meer
An ihrer Rosse Huf.
Und der Oberst, der in den Buegeln stand,
Wies in den Dunst mit erhobener Hand.
„Meine Herren,“ — und seiner Stimme Schall
Klang wie schneidender Peitschenknall —
„Da drueben liegt England!“
„England?“ ein jung-junger Leutnant rief.
„Nun schoen, dann schwimmen wir mal
Anstatt zu Hause im Haveltief
Ein bisschen uebern Kanal.
Hat keiner 'ne Badehose hier?
Ostende — Dover, das machen wir.
Kopfsprung los!“ — Alles lachte dazu,
Aber der Oberst in steinerner Ruh
Sah hinueber nach England.

Die Wellen schlugen an den Strand,
 Und der Herbststurm flog daher,
 Und eine bleigraue Nebelwand
 Hing ferne ueber dem Meer.
 Der Leutnant sog die Salzluft ein.
 „Herr Oberst, wann werden wir drueben sein?“
 Da hob sich im Sattel die Riesengestalt
 Und stiess durch die Zaehne ein scharfes: „Bald!“
 Und die Reiter alle zuhauf
 Hielten die Faeuste am Saebelknauf. —

Deutscher Wille, deutscher Schneid,
 Wir wissen's: wenn ihr beieinander seid —
 Wehe dir, England!

Brieftauben.

Wenn in einem Orte Brieftauben gefunden werden, so ist seitens der Truppenteile nach folgendem zu verfahren:

1. Kennzeichen der Brieftauben.

Der Kenner erkennt Brieftauben an ihrem allgemeinen Koerperbau, der Laie daran, dass sie Fussringe tragen. In diese ist Vereinsnummer, Besitzernummer und der Name des Ortes, in dem sich der Heimatschlag befindet, eingeaetzt.

2. Einfangen der Brieftauben.

Sollen Tauben eingefangen werden, so begibt sich nur ein Mann auf den Schlag, sucht durch Pfeifen oder Locken die Tierchen zu beruhigen, treibt dieselben moeglichst in eine Ecke des Schlages und fasst mit der rechten Hand von oben auf die Taube, welche er fangen will. Dabei muessen die vier Finger unter die Taube gebracht werden, so dass sich die beiden Fuesschen zwischen Zeige- und Mittelfinger befinden. Der Daumen liegt auf der Schwanzwurzel. Durch unvorsichtiges und rohes Zugreifen werden die Tauben beschaedigt, fluegellahm usw.

3. Bestimmen der Brieftauben.

Man sieht nun bei der eingefangenen Taube die Aufschrift des Fussringes nach und traegt dieselbe in eine mit folgenden Abschnitten versehene Liste ein:

Lfd. Nr.	Art der Taube	Vereins-Nr.	Besitzer-Nr.	Heimatschlag	Bemerkungen.
Beispiel:)	1. schwarz	2373	14	POPERINGE	—
	2. rotgehaemert	1	12	D. F.	—

Bei Brieftauben ohne Ringe wird die Anzahl angegeben.

4. Meldung ueber den Brieftaubenfund.

Der naechsten vorgesetzten Behoerde bis einschl. Generalkommando ist unter Beifuegung der Liste von dem Funde sofort Meldung zu machen.

5. Bewachung und Pflege der Tauben.

Bis zu dem Zeitpunkt, an welchem von den vorgesetzten Behoerden ueber die Tauben weiter verfuegt wird, sind folgende Massnahmen zu treffen:

Der Ausflug des Schlages ist so zu verschliessen, dass die Tauben nicht wegfliegen koennen. Ausserdem ist ein Posten an den Schlag zu stellen, um ihn vor Unberufenen zu bewachen. Der Schlag muss trocken gehalten, jede Woche mindestens

einmal gereinigt und die Bodenflaeche mit reinem trockenem Sand bestreut werden. Die Fuetterung besteht zur Haelfte aus Mais, zur Haelfte aus Wicken. Es empfiehlt sich, ausserdem noch etwas Webbelbohnen und Weizen zu geben. Die Fuetterung muss regelmaessig morgens, mittags und abends stattfinden. Frisches Trinkwasser muss den Tauben immer zugaenglich sein.

6. Befoerderung von Brieftauben.

Sollen Tauben verschickt werden, so schliesst man sie in die sogenannten grossen Reisekoerbe, welche sich fast immer bei den Schlaegen befinden. Grosse gewoehnlich $1,80 \times 0,80$ qm. In einem solchen Korb haben 20—30 Brieftauben Platz. Befindet sich in dem Korb eine Zwischenwand, so sind in der einen Haelfte die Tauber und in der anderen die Tauben unterzubringen, um Zaenkereien zu vermeiden. Den Tauben muss auf die Reise Futter und Trinkwasser mitgegeben werden. Gefaesse dazu befinden sich in den Vereinsraeumen, wenn dieselben nicht schon an den Koerben angebracht sind. Es empfiehlt sich, die Koerbe gut zu verschliessen, u. U. auch zu plombieren, um Diebstahl zu vermeiden.

7. Wert der Brieftauben.

Die in meiner Gegend befindlichen Brieftauben sind von besonders guter Rasse und sehr leistungsaehig. Das Paar hat einen Wert von 50 bis 100 Mk. Sie duerfen deshalb keinesfalls getoetet werden.

M., Hauptmann.

Von hier und daheim.

Ein seltsamer Ort. Wir fuhren von daheim nach Frankreich in vollbesetztem Soldatenzug. Auf franzoesischem Boden, in einem kleinen Orte, gab es den ersten Aufenthalt, der neben der Einnahme des Mittagessens auch zum Schreiben von Feldpostkarten verwendet wurde. Aber wie heisst der Ort? Da erblickt man an einem kleinen Haeschen neben dem Bahnhofsgebaeude eine Aufschrift, und bald werden mehrere Karten aufgegeben mit der Bezeichnung: „Hommes, den 15. Januar 1915.“

Der Schreiber ruehmt sich im Kreise seiner Kameraden seines „fliessenden“ Franzoesisch. Da erscheint eine Frau und verlangt einen Passierschein. Um den Zweck zu erfahren, fragt er: „Le motive?“ und erhaelt zur Antwort: „Ma sceur.“ Schon schreibt er: „Will zum Masseur!“

Gefr. Lorenz.

Sein Standpunkt. Ein Knirps wird von seinem Vater wegen eines Vergehens bestraft. Als er seine Keile weg hat, stellt er sich vor seinen Vater hin und sagt: „Das ist doch geradezu unglauublich, dass in diesen Zeiten ein Deutscher den andern verhaut!“

Franzoesischer Zeitungs-Bericht. Ueberall muessen sich die Deutschen einschraenken. Im feinsten Berliner Westen kann man sehen, wie gleichzeitig zwei Personen ein Klavier benutzen. — An Kopfbedeckung mangelt's, so dass man dort Leute der verschiedensten politischen Gesinnung unter einen Hut gebracht hat. — Auch die Waesche wird knapp. An einem Keller stand bereits angeschrieben: Waeschemangel! — Was Lebensmittel anbelangt, so kann es im Osten kaum noch Reis geben: Die Russen haben ueberall Reis aus genommen! — Das Kriegsmaterial soll schlecht sein. Bestimmt weiss ich's von den deutschen Lafetten. Die sollen unter jeder Kanone sein. — Wir glauben an den Sieg der Verbueudeten.

Deutsch-amerikanische Kriegsverse. In einer amerikanischen Apo-
thekerzeitung sind folgende treffende Kriegsverse abgedruckt:

Wie fuehren die Grossmaechte den Krieg?

Der Deutsche mit dem Mut,
Der Franzmann mit der Wut,
Der Russe mit der Knut',
Der Brite mit der Schnut'!

An die deutschfeindliche Neuyorker Presse.

O lueg', so lang du luegen kannst,
O lueg' verfranzt', verbrit'scht, verrusst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du die Wahrheit sagen muusst.

Silvester.

Von Reinhold Fuchs.



Das junge Jahr 1915 meldet sich zur Stelle.

Froher Jugend heitre Spiele,
Muedem Alter sanfte Ruh',
Ruest'gem Streben hohe Ziele,
Junges Jahr, gewaehre du!

Glockenstimmen in den Lueften,
Sterne hoch in stillem Lauf, —
Ueber Wiegen, ueber Gruetten
Zieht ein neues Jahr herauf.

Aus der Flut des Zeitenbornes
Taucht's, verhuellten Angesichts; —
Wird es sein ein Jahr des Zornes,
Wird es sein ein Jahr des Lichts?

Neue Pflichten wird es bringen,
Neue Muehsal, neues Leid,
Eh' es sinkt auf mueden Schwingen
In das Meer der Ewigkeit.

Manche Hoffnung wird es truegen,
Wuchern sehn manch trueben Wahn,
Ob der Mensch zu Adlerfluegen
Auch erschloss der Luefte Bahn.

Doch auch Rosen werden bluehen
In der Sonne heiterm Glanz,
Segnen wird getreues Muehen,
Goldner Ernten Ehrenkranz.

Sei gegruesst mit Herz und Haenden
Und in glaeubigem Vertraun;
Was wir selber nicht vollenden,
Werden andere nach uns baun!

Glockenklang toent dir entgegen,
Denn auch dich hat Gott gesandt;
Bringe Frieden, spende Segen
Uns und all dem deutschen Land!



Wachtparade in Lille am Neujahrstage 1915.

Gruess Gott zum Neuen Jahr!

Ein Siegesjahr soll uns das Jahr 1915 werden. So lenke es der Herr der Welt.

Das deutsche Volk ist im Sommer 1914 aufs neue zusammengeschmiedet worden: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche,“ hat unser Kaiser gesagt. Und Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Reich und Arm folgten seinem Kampfruf gegen eine ganze Welt von Feinden, Neidern und Hassern, die unser schoenes, gastliches Vaterland erwuergeren und zerstampfen wollten.

In gottgesegnetem Siegeslauf vergingen Sommer und Herbst. Die ungeheure Ausdehnung der Schlachtfrenten gegen Russen, Franzosen, Englaender und Belgier hat auch ungeheure Anstrengungen an unser Heer und unsere Flotte gestellt. Auf

den Blaettern der Weltgeschichte steht ein Kampf von solchem Umfang noch nicht verzeichnet, so weit auch das Erinnern der Kriegskundigen an fruhere Jahrhunderte und Jahrtausende zurueckreicht. Ein einzig Volk von Bruedern, haben die Deutschen, Oesterreicher und Ungarn der russischen Dampfwalze Widerstand geboten, die, von halbasiatischen Voelkerschaften in schier erdrueckender Ueberzahl gebildet, auf Berlin und Wien hereinbrechen und alles, was deutsche Kultur ist, vernichten wollte. Waehrend die Weihnachtsglocken des scheidenden Jahres erklangen, konnten wir ein Dankgebet zu Gott aufsteigen lassen, der uns half, es in Ost und West und Nord so herrlich weit zu bringen!

Belgien sowie der schoenste und wichtigste Teil von Frankreich sind in unserer Hand. Aber noch steht der Kampf um den endgueltigen Sieg. Die grosse Abrechnung besonders mit dem niedrigsten und haemischsten unserer Gegner gilt es noch, der feige daheimbleibt und fuer das Geld seines Kraemerlandes Soeldnertruppen und das Gesindel aller Weltteile auf uns hetzt.

Im Sommer, Herbst und Winter hat Gott unsere Waffen auf allen Schlachtfeldern gesegnet. Und so treten wir kampferuестet ins neue Jahr hinein. Wir wissen: Das Jahr 1915 wird eine weltgeschichtliche Bedeutung haben. Und die heute diese Weltgeschichte schaffen, unser Kaiser, unsere Fuersten, die Heerfuehrer, die Soldaten, die in den vordersten Reihen kaempfen, auch alle Beamten und freiwilligen Helfer, die den Truppen das Kaempfen ermoeeglichen, — sie duerfen froh und stolz das Haupt erheben, um zu Gottes Himmel emporzuschauen:

„Du, Herr, bist bei uns!“

Rueckzug der Russen aus Polen.

Wir Deutsche fuerchten Gott allein
Und sonst nichts in der Welt!
Das soll das Flammenzeichen sein,
Das uns den Pfad erhellt,
Auf dem mit ungebeugter Kraft
Umtost von Sturm und Wettern
Das Deutschtum weiter Bahn sich schafft,
Die Gegner zu zerschmettern!

Das Herz zu Gott, die Faust dem Feind,
Der Kaiser sprach's zum Heere,
Da fuhr ganz Deutschland neu geeint
Mit starker Faust zur Wehre.
Gab's seither auch viel Not und Tod —
Kein Teufel kann uns halten,
Es muss die Fahne Schwarz-Weiss-Rot
Den Sieg, den Sieg behalten!

Wer von uns hat nicht himmelwaerts,
Als alle Glocken klangen,
Gedankt aus uebervollem Herz,
Weil sie den Sieg besangen,
Den Deutschland, Oestreich Hand in Hand
In Polen sich errungen,
Wen hat die Lieb zum Vaterland
Nicht siedend heiss durchdrungen?

Und draussen droehnt es Tag und Nacht,
Kein Rasten gibt's, kein Schlafen,
Sie halten treu fuer uns die Wacht
In Frankreich auch die Braven!
Und weiter geht es, Schritt fuer Schritt,
Ist auch der Kampf ein heisser,
Wir zwingen Russ', Franzos' und Brit',
Hoch Deutschland, hoch sein Kaiser!

Fritz Hoetzer.

Stimmungsbild aus dem Felde.

... Lang hab ich gesucht und endlich fand ich dein letztes Quartier: einen Friedhof am Ende jener franzoesischen Ortschaft. Es daemmerte und der Nebel begann, seinen feuchten Schleier langsam tastend auf die Erde zu senken. Druieben vom Gefechtsfeld fiel hin und wieder ein Schuss, sonst stoerte nichts die Ruhe der einbrechenden Nacht. ... Ich fand das Grab meines lieben Kameraden. Frisch glanzte noch die liebevoll aufgezeichnete deutsche Druckschrift am Kreuz... Dort

hinter den Kreuzen der Friedhofsmauer legte die Sonne ihr rotes Band rund am Himmel entlang, als wollte sie den heutigen Tag zum Abschied umarmen.

Tief versunken betrachtete ich dieses wundervolle Bild ... Da klingt leise von ferne eine Melodie an mein Ohr, ein Chorall — Ist das ein unsichtbarer Engelchor? — Nein, in der Heimat hab ich das schon gehoert. — Wie wundervoll das klang! Es war Musik, die hundert Jahre die gleiche geblieben: tiefe, ernstempfundene Kunst.

Hinter dem Gottesacker steht das Gotteshaus. In dieses folgte ich der Musik und schluepfte leise durch den Tuerspalt in den fast dunkel gewordenen Raum. Durch die bunten Scheiben drang das Licht gedaempft und unbestimmt herein. Ich drueckte mich still auf den naechsten Stuhl, um weiter zu lauschen; kein Mensch war sonst in der Kirche. Allmaechlich dunkelte es mehr und scharf umrahmten die strammen gotischen Pfeiler und Bogen den Altar mit dem Christusbild ... Lange Zeit sass ich da, und meine Seele beugte sich vor der hier empfundenen Groesse und nie hab ich ernster gefuehlt, dass wir armen Menschenwesen uns im Letzten gleich einem Blinden fuehren lassen muessen.

Als ich mich an dieser Andacht erbaut hatte und die Musik zu Ende war, trat ich wieder aus der Kirche. Und wer kommt vom „Chor“ herunter? Einige Kameraden, die zusammen das Harmonium und eine irgendwo aufgefundene Geige gespielt hatten. Der Turm der Kirche war — die Beobachtungsstaette einer unserer Batterien.

Gefreiter d. Landw. Vanoli.

Englisches — Allzu Englisches!

So eine Werferei! England wirft seine Truppen nach Belgien und Frankreich. Um die Insel nicht ohne Schutz zu lassen, wirft England seine marokkanischen Truppen nach England. Dafuer wirft England die aegyptischen Truppen nach Marokko, die indischen Truppen nach Aegypten, Russland seine Truppen nach Indien, Serbien seine Truppen nach Russland, und dann — kommen Deutschland und Oesterreich-Ungarn und werfen sie alle!

„England beherrscht die Meere!“ so hiess es frueher! „England beherrscht die Maerchen!“ so heisst es jetzt!

Kleine U-sachen — grosse Wirkungen!

Auffassung in England: „Du sollst den Feiertag heiligen, — und nur an den Werktagen stehlen!“ — „Deine Rede sei: Ja, ja, nein, nein, — du kannst ja hinterher immer noch tun, was du willst!“ — „Du sollst nicht begehren deines Naechsten Gut! — Du nimmst es einfach, dann brauchst du's gar nicht erst zu begehren!“ — „Du sollst nicht schwören! — Wenn du wirklich einen Eid halten willst, brauchst du erst recht nicht zu schwören!“

Von hier und daheim.

Umfassungsversuch. Ein deutscher Soldat sagte letzten Herbst zu einem franzoesischen Maedchen: „Die gewaltigen Umfassungsversuche der Franzosen helfen ihnen nichts.“ Das Maedchen gab zurueck: „Da ist gewiss der Diener von unserer Herrschaft dabei, der einruecken musste. Der wollte mich auch immer gewaltsam umfassen.“

Da wir jetzt im Zeichen des Papiergeldes stehen, haben unsere Zahlmeister den Titel „Schein-Werfer“ erhalten.

Wir essen bereits K-Brot! Unsere Gegner werden bald Ka Brot haben!

Stossseufzer eines russischen Armeefuehrers: „Schade, dass ich in meiner Jugend nicht besseren Rechenunterricht gehabt habe! — Bei meinen Divisionen ergibt sich immer zuviel!“

Wodurch unterscheidet sich der deutsche Zivilist vom deutschen Soldaten? Der Zivilist sagt: „Fort mit dem franzoesischen Adieu!“ — Der Soldat sagt: „Adieu mit dem franzoesischen Fort!“ —

Der franzoesische Soldat traegt statt das Marschallstabs den Zivilanzug im Tornister.

Unser Artillerie-Material besteht doch eigentlich nur aus „Krupp-Zeug!“

Wendung in Russland: „Vaeterchens Segen baut den Kindern Konzentrationsbaracken.“

Die beruechtigte, luegenhafte „Entente“ enthaelt eigentlich die „Ente“ schon doppelt in sich! —

In P... bei Lille wird fuer ein neuengerichtetes Offizierskasino ein Oekonom gebraucht. Der Feldwebel fragt also beim Appell: „Was sind Sie?“ — „Schuster, Herr Feldwebel!“ — „Sie?“ — „Kaufmann, Herr Feldwebel!“ — So geht es der Reihe nach, bis er an einen Kriegsfreiwilligen kommt, dessen rote Wangen praechtige Schmisse zieren. „Was sind Sie?“ — „Nationaloekonom, Herr Feldwebel!“ — „Sie sind mein Mann!“ — — — Und der zukuenftige Professor erhielt sofort Gelegenheit, seine akademisch erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerten.

Zwei handfeste Bayern geraten in Streit. Da meint der eine: „Noch a Wort, und morgen stehst in der Verlustlist!“ —

Frl. Mueller in der Heimat ist eine begeisterte Verehrerin unserer tapferen Unterseeboote. Sogar bei gewoehnlichen Gespraechen bringt sie das zum Ausdruck. Sie antwortet z. B. nie: „O nein!“, sondern nur noch „U neun!“ —

Die Parole. Ein ostpreussischer Landsturmmann steht Wache. Es ist finsterer Abend. Da naehert sich jemand dem Feldlager. „Halt, wer da!“ ruft der treue Waechter pflichtgemaess. „Achott, achott, mein Trautester, Baster, hab' ich janz verjassen Parole!“ Darauf der Posten beschwichtigend: „Sagst du schon Trautester, Baster, da bist du Freund, kannst passieren.“

Neuerdings erhalten unsere besten Kameraden, die Pferde, eine geringere Menge Hafer wie bisher. Dies teilte ich meinem Futtermeister mit, unter ausdruuecklicher Betonung, Requirieren, auf Deutsch Mausen von Futtermitteln sei streng verboten! Diesen meinen Befehl fasste er in die sophistischen Worte zusammen: „Lerne zu fuettern, ohne zu stehlen!“

Es war den Franzosen gelungen, einen Funkspruch der Deutschen aufzufangen. Er lautete: „Sendet sofort vier Moerser!“ — Daraufhin raemten sie schleunigst eine wichtige Hoehel Die Ahnungslosen! Wenn sie gewusst haetten, dass der Funkspruch von der Feldapotheke ausgegangen war! —

In unserem Feldheere sind laut amtlicher Bekanntmachung jetzt „Feldproviandamtsinspektorstellvertreter“ ernannt worden. Dies beweist, dass die deutsche Heeresverwaltung damit rechnet, dass der Krieg noch mindestens ein Jahr dauert, denn in kuerzerer Zeit laesst sich dieser Titel nicht erlernen!

Nach den juengsten Kaempfen bei La Bassée findet sich im Tornister eines Mannes abends ein Blindgaenger vor, der in den Stiefeln im Tornister stecken geblieben war, als der Tornister auf einer Munitionswagenprotze gelegen hatte. „Du, Karle,“ meinte ein Kamerad des Tornisterbesitzers, „da haste aber Schwein gehabt, dass de die Stiebeln nich jade angehabt hast!“ —

Vom Recht des Kriegers.

Soll ich mich auch noch um „Rechtsfragen“ kuemmern, denkt der Krieger, welcher die Ueberschrift liest, jetzt im Felde, wo ich doch zu Hause sie gaenzlich unbeachtet liess? Gewiss, denn der Ernst des Lebens, die Moeglichkeit nahen Todes, zwingt uns Gedanken ab und auf, die uns zu Hause, im Betriebe des Alltagslebens, voellig fern gelegen haben.

Das Daheim fehlt dem im Felde stehenden Soldaten. Er fehlt seinem Daheim. Es koennen leicht Ereignisse und Umstaende eintreten, wo sein Fehlen hier fuehlbar wird. Es ist deshalb seine Pflicht, — so aeussert sich Dr. Cantor in den Mitteilungen der Gesellschaft Sinner Karlsruhe-Gruenwinkel — daran zu denken: wie kann ich mein Fehlen zu Hause so wenig fuehlbar machen als moeglich, wie kann ich mein Fehlen ersetzen, wie kann ich mich vertreten lassen? Es ist Pflicht des im Felde stehenden Kriegers, zu Hause rechtlich fuer seine Vertretung zu sorgen. Tut er dies nicht, so koennen seine Lieben zu Hause die ungelegentlichsten Schwierigkeiten bekommen. Es sind geschaeftliche Aussenstaende vorhanden. Man braucht das Geld, man will es einziehen. Der Schuldner zahlt nicht und sagt: Ja, wer ist denn der Vertreter meines Glaebigers, an den ich zahlen kann? Man will den Schuldner verklagen. Man kann es nicht, weil kein Vertreter da ist, der vor Gericht auftreten und Antraege stellen kann. Man hat Grundstuecke, man hat einen kleinen Viehstand. Man will die Grundstueckertraegnisse, man will ein Kalb, ein Schwein verkaufen. Der Kaeufer sagt: Ja, hier ist kein Vertreter des Verkaeufers, da gewaertige ich spaeter dessen Missbilligung und einen Prozess, da kaufe ich nicht oder zahle fuer die Gefahr nur einen erheblich kleineren Preis. Die Schluesselgewalt der Frau gibt ihr eine ganz beschraenkte, keineswegs ausreichende Befugnis zur rechtswirksamen Vornahme von Rechtshandlungen des taeglichen Lebens ohne besondere Vertretungsmacht. Ganz schlimm ist es, wenn ein Grundstueck verkauft, eine Grundlast auf ein solches aufgenommen oder geloescht werden soll, wenn ein Erbfall eintritt. Dann ist meist ohne Vertreter, der eine vom Notar beglaubigte Vollmacht hat, gar nichts zu wollen.

Eine geeignete Persoenlichkeit, der er Vertrauen schenken kann, wird wohl jeder Krieger zu Hause zurueckgelassen haben: die Frau, den Bruder, den Vater. Denn Vertrauen muss man dem schenken koennen, dem man Vollmacht erteilt. An alles, was der Bevollmaechtigte im Rahmen seiner Vertretungsmacht tut, ist der Vertretene unrettbar dem Dritten gegenueber gebunden. Darauf muss man es aber an-

kommen lassen. Unbedingt sollte mithin jeder Krieger im Felde einer vertrauenswuerdigen Person zu Hause eine Vollmacht zu seiner Vertretung zuruecklassen, oder aus dem Felde heimsenden, und zwar, sobald er Grundstuecke oder Hypotheken besitzt, eine oeffentlich beglaubigte Vollmacht. Die oeffentliche Beglaubigung geschieht auf deutschem Gebiet am besten durch einen Notar (sie kostet z. B. in Baden 1 Mk.). Draussen kann sie durch den Etappen-Kriegsgerichtsrat erfolgen. Fuer die Vollmacht ist keine besondere Form des Inhalts vorgeschrieben. Sie kann sehr kurz gefasst sein, z. B.: „Ich erteile hiermit dem X. Y. Generalvollmacht, jedwede Rechtshandlung im geschäftlichen Verkehr, vor Gericht und sonstigen Behoerden fuer mich vorzunehmen, Willenserklaerungen jeder Art fuer mich abzugeben, insbesondere ueber Grundstuecke und ueber Rechte an solchen fuer mich zu verfuegen.“

Will der Vollmachtgeber, dass der Bevollmaechtigte, auch wenn er faellt, noch weiter fuer die Erben bevollmaechtigt bleibt, was bei der Langsamkeit und Schwierigkeit der Feststellung des Kriegertodes sehr erwuenscht ist, so fuegt er seiner Vollmacht noch bei:

„Die Vollmacht soll mit meinem Tode nicht erloeschen.“

Da waeren wir nun bei dem Todesgedanken, der dem Krieger so oft taeglich, stuendlich begegnet. Ist es nicht auch Pflicht des Kriegers, fuer eine Regelung seines Nachlasses nach seinem etwaigen Tode zu sorgen? Wer will, dass im Falle seines Todes einfach die gesetzliche Nachlassauseinandersetzung und Erbfolge eintritt, der braucht letztwillige Verfuegungen nicht zu treffen. Wer aber eine andere Regelung will, wer der Frau, einem Kinde, einem Dritten etwas besonderes zuzuwenden wuenscht, der muss ein Testament machen. Die Form ist sehr einfach. Er schreibt am besten gleich eigenhaendig selbst nieder, was er bestimmen will, vergisst ja nicht Ort und Datum beizufuegen und bezeichnet das Ganze als Testament oder letzter Wille. Die Unterschrift bildet den Beschluss. Ist der Krieger verwundet oder erkrankt und kann deshalb nicht selbst schreiben, so macht er das Soldatentestament, vor einem Offizier oder Militaerarzt oder Feldprediger und zwei Zeugen, welche dasselbe schriftlich fuer ihn aufnehmen. Die Auseinandersetzung und Verteilung eines Nachlasses nach den gesetzlichen Regeln, also ohne Testament gibt meist folgendes Bild. Ist der Erblasser verheiratet, so muss zunaechst die ganze vorhandene Nachlassmasse geschieden werden in Vermoegen, welches der Witwe gehoert, und in das Erbvermoegen. Was nun zur einen und zur anderen dieser Massen gehoert, dafuer kommt zunaechst ein etwaiger Ehevertrag und sein Inhalt in Betracht. Liegt kein Ehevertrag vor, so gehoeren, nach dem gesetzlichen Gueterrecht des buergerlichen Gesetzbuches, die Grundstuecke, welche die Frau schon vor der Eheschliessung besessen oder waehrend der Ehe ererbt oder auf ihren alleinigen Namen erworben hat, der Witwe. Die Grundstuecke, welche der Mann schon vor der Ehe besessen, waehrend der Ehe ererbt oder auf seinen alleinigen Namen erworben hat, gehoeren der Erbmasse. Alles andere, insbesondere Fahrnisse, Forderungen und auch die Schulden, faellt haeltig der Witwe zu, haeltig der Erbmasse.

Von der Erbmasse erbt dann die Witwe zusammen mit Abkoemmlingen des Erblassers ein Viertel, wenn keine Abkoemmlinge des Erblassers, sondern nur Abkoemmlinge von dessen Eltern (also Geschwister oder deren Kinder) oder seine Grosseltern vorhanden sind, die Haelfte, und wenn auch derartige Verwandte nicht da sind, das Ganze. Die Abkoemmlinge teilen sich gleichmaessig in die ihnen anfallende Erbmasse nach Staemmen.

Durch Testament kann der Erblasser beliebig anderweite Verfuegung treffen, nur behaelt die Witwe und behalten die Abkoemmlinge immer den Anspruch auf ihr Pflichtteil in Hoehe von der Haelfte ihres gesetzlichen Erbteils.

Soll der Krieger im Felde jedenfalls an diesen rechtlichen Betrachtungen zur Regelung seiner Verhaeltnisse in der Heimat nicht achtlos voreubergehen, so muss

er auch anderseits dessen sich bewusst werden, welches Recht er im Feindesland hat.

Im Jahre 1870 hat Koenig Wilhelm den Ausspruch getan:

„Ich fuehre Krieg mit den franzoesischen Soldaten und nicht mit den franzoesischen Buergern. Diese werden deshalb fortfahren, die Sicherheit fuer ihre Person und Gueter zu geniessen, solange sie nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen mir das Recht nehmen, ihnen meinen Schutz zu gewaehren.“

Das Haager Abkommen vom 18. Oktober 1907 hat sich auf den gleichen Standpunkt gestellt. „Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Buerger, das Privateigentum, die religioesen Ueberzeugungen und die gottesdienstlichen Handlungen sollen geachtet werden.“

Diesen Rechtssatz sollte jeder Krieger in Feindesland sich aufs schaeferste einpraegen. Er gilt nicht nur fuer die Heeresleitungen und die Armeen als Ganzes. Er gilt fuer jeden einzelnen Soldaten. Gott sei Dank ist im deutschen Heere der Gedanke dieses Rechtssatzes in Fleisch und Blut uebergegangen. Trotz dieses Rechtssatzes ist aber als Recht des Siegers anerkannt und zwar auch im Haager Abkommen, das Recht auf „Requisitionen“ und „Kontributionen“. Kontributionen sind nur zulaessig auf Grund schriftlichen Befehls unter Verantwortung eines selbstaendig kommandierenden Generals. Auch Requisitionen sind nur auf Befehl zulaessig, und alles, was requiriert wird, muss sofort bar bezahlt werden oder ist nur gegen spaeter zu honorierende Empfangsbescheinigung zu entnehmen.

Nur im Notfall entscheiden Beduerfnisse der Armee und sind Requisitionen gegen Ausstellung von Empfangsbescheinigung auch ohne besonderen Befehl als zulaessig zu erachten.

In scharfem Gegensatz zu diesen Requisitionen steht das Marodieren und Pluendern in Feindesland, was auch in unserm Militaerstrafgesetzbuch mit schwerer Strafe bedroht ist.

Wer pluendert und marodiert, ist ein „Barbar“. Unsere Leute sind es nicht.

Soldatentreue.

Bei unserer Division — so schreibt ein wuerttembergischer Artillerieoffizier an seine Kinder — befand sich ein famoser Kerl, der immer der erste war, wenn's auf den Feind ging; er war jung und jugendfroh, sah aus wie Milch und Blut und hatte einen koestlichen, echt bayrischen Humor, so dass wir ihn alle von Herzen lieb hatten. Gab es nachts einen schwierigen Auftrag oder tags eine Stellung beim Feinde zu erspaehen, war mit sicherem Schuss auf grosse Entfernung eine Rothose zu treffen, so rief man ihn herbei, und er kam nie zurueck, ohne seinen Auftrag ausgefuehrt zu haben.

Er hatte einen treuen, anhaenglichen Burschen, der hiess „Sepp“ und tat alles, was er seinem Herrn an den Augen absehen konnte; beim Gefecht im dichten Kugelregen lag er neben ihm und lud seinem nie fehlenden Herrn das Gewehr. Dieser Sepp nun konnte wunderschoen Mundharmonika spielen, Volkslieder, Jodler, Taenze, was man nur wollte; wir freuten uns manche Stunde ueber seine froehlichen Melodien. Der junge Leutnant sagte darum auch zu Sepp, als eines Tages eine Granate gar nicht weit von beiden eingeschlagen hatte: „Sepp, wenn's mich amol trifft, dann tust du mir's Grablied blasen, du weisst schon wie; und meiner Mutter schickst dann die paar Erinnerungen; alles andere, auch 's Geld, kannst du b'halten.“

Als dritter im Bunde kam noch der treue Hund Karo dazu, der aber im Gefecht nicht dabei sein durfte, sondern tagsueber mit der Bagage marschieren musste und

dafuer abends vor seines Herrn Tuere schief und der ausser Sepp niemand hineinliess: Oft hatte er sich bei den Fahrzeugen losgemacht und war, wenn auch der Oberst schimpfte, bis zur Schuetzenlinie vorgeschlichen, um an der Seite seines Herrn dessen Gefahren zu teilen.

Eines schoenen Tages (vor drei Wochen an der Yser) kam nun das Verhaengnis: ein toedliches Geschoss traf unseren jungen Leutnant mitten in die Stirne, dass er, ohne sich zu regen, auf der Stelle liegen blieb. Ein freundliches Laecheln verklaerte seine Zuege, wie wir es nie zuvor an einem Toten gesehen hatten! Unsere Trauer war gross, aber der Soldat hat nicht lange Zeit zum Weinen. So wurde denn in einem kleinen Ziergarten ein Grab geschaufelt und der tapfere Junge hineingelegt; wir nahmen den Helm ab zum Gebet, und einer sprach ein schlichtes Vaterunser. Auf den Grabhuegel legten wir eine letzte Rose, die Kompagnie machte ein Kreuz dazu. Als die letzten Worte des Hauptmanns gesprochen waren, da fing Sepp an zu spielen: „Gott sei getreu“ und „Befiehl du deine Seele“, so wunderschoen, wie wir es nie zuvor gehoert hatten. Kein Orgelspiel hat mir je so gefallen! Wir hatten alle Traenen in den Augen. Dann spielte er das alte, schoene, unvergaengliche Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden — Die Voeglein im Walde — In der Heimat, da gib'ts ein Wiederseh'n“. Immer und immer, bis es Nacht wurde und wir gehen mussten.

Der Sepp war nicht vom Grab seines Herrn zu bringen; er setzte sich darauf, weinte und blies abwechselnd, was ihm an schoenen Liedern einfiel und was sein Herr einst so gerne gehoert hatte. Da auf einmal, wir waren fast schon weggegangen, kam auch Karo irgendwoher, als ob er den Tod seines Herrn geahnt haette. Der winselte, scharrte und heulte, da er genau wusste, dass es um seinen Herrn gesehen sei. Ueber diese Abschiedsszene droehnten und donnerten die Kanonen ihr Lied und piffen die Kugeln aus den Gewehren nur so hin und her. Tief ergriffen gingen wir, die Englaender kamen heran und machten einen Vorstoss. Aber noch immer blies der Sepp im Abenddunkel sein Lied „In der Heimat...“, bis er mit Gewalt fortgeholt werden musste, um nicht in Feindeshand zu fallen. Nur Karo blieb und wich nicht ...

Als wir zwei Tage spaeter die Englaender geworfen hatten und an derselben Stelle vorbeerkamen, lag der treue Karo tot auf dem Grab. Den treuen Hund liessen wir zu Fuessen seines Herrn einscharren. Seit jenen Tagen blaest Sepp keinen Ton mehr; er hat seine Harmonika aus Gram ins Wasser geworfen.

Russische Reime.

In Polen liegt ein Staedtchen, namens Lodz (sprich: Ludsch).
Hier wagte Russland einen kuehnen podz (sprich: Putsch),
Schwang sich voran mit einem festen hodz (sprich: Hutsch) —
Doch gleich beim ersten Sprung gab's einen rodz (sprich: Rutsch).

Fuer Russlands grimmen, zottelbraunen botz (sprich: Betz)
War aufgestellt ein dichtgewobenes notz (sprich: Netz),
Das er nicht sah von wegen jenes brotz (sprich: Bretts),
Womit vernagelt war sein dicker dotz (sprich: Detz).

Freund Hindenburg, er, unser deutscher scodz (sprich: Schatz),
War frueher als Herr Rennenkampf am plodz (sprich: Platz).
Zu schwerem Schlage schwang er seine todz (sprich: Tatz'),
Und Russlands Tapferkeit war fuer die codz (sprich: Katz')!

Der deutsche Hieb fuhr nieder wie ein blotz (sprich: Blitz).
Da sprang der Russe unter Dampf und swotz (sprich: Schwitz),
Und als er inne hielt in grosser hotz (sprich: Hitz'),
Befuehlte er hoechst schmerzvoll seinen sozt (sprich: Sitz).

Nikolajéwitsch, in der flinken kodz (sprich: Kutsch')
Begann zu rasen und verschwand witsch wodz (sprich: wutsch),
Und Vaeterchens Armee war gruendlich fodz (sprich: futsch)
Bei dem beruehmten Polenstaedtchen Lodz (sprich: Ludsch).

Ludwig Ganghofer.

Mut!

Wir wissen jetzt, wer die Schuld an diesem maennermordenden Kriege traegt, der im Osten und Westen an der Grenze unseres Vaterlandes die Staedte und Doerfer auflodern liess, der erbarmungslos hundertjaehrige Kulturwerke und Reichthum zerstoeert, der, wenn er zu unsern Ungunsten entschieden wuerde, Europa der russischen Barbarei, der englischen Erbarmungslosigkeit preisgaebe.

Eine schwere Zeit ist dadurch ueber unser Vaterland gekommen, — so aeußert sich C. Hauptmann in einer geschichtlichen Darlegung: „Der grosse Weltkrieg: Das Werk Englands“ — eine schwere Zeit, die nicht zu tragen waere, wenn unser ganzes Volk nicht von der Gerechtigkeit unserer Sache ueberzeugt waere! Durch slawische Unkultur moechte England die geistige Ueberlegenheit Deutschlands vernichten und in Mitteleuropa den Zustand der Barbarei einfuehren, den die Koenigs- und Kaiser-morde in Belgrad und Petersburg so schauerlich kennzeichnen. Wider ihren Willen, aber durch Vertraege gefesselt, muss die hochstehende franzoesische Kultur jetzt Unrecht und Unkultur und Verbrechen unterstuetzen, sie hat es gewusst, sie hat es gewollt, das eherne Schicksal zwingt sie nun, einen Weg zu gehen, der zu ihrem Verderben fuehrt.

Die franzoesische Nation weiss dieses, sie straubt sich, aber sie kann nicht mehr anders und mit dem Gefuehl, dass sie der Zerschmetterung entgegengeht, trat sie zagend in den Kampf. Sie nahm den Kampf auf mit dem Gefuehl, dass ihre Soehne von Fuehrern geleitet werden, die unter sich selbst uneinig, einer einheitlichen Leitung die groessten Schwierigkeiten bereiten werden.

Sie nahm den Kampf auf, mit dem Bewusstsein, dass der franzoesische Soldat gerade so wie im Jahre 1870 mangelhaft ausgeruestet und schlecht gepflegt war. Mit Zagen trat sie in den Kampf, mit gelaehmtem Mut, mit erkuenstelter Begeisterung, mit dem Vorgefuehl der Niederlage und dem Wissen, dass sie eine schlechte und hoffnungslose Sache vertritt.

Aber sie nahm ihn auf in der Hoffnung auf die Hilfe Englands, obgleich sie aus hundertjaehriger Erfahrung wissen konnte, dass England, wie immer so auch jetzt, ihr Vertrauen missbrauchen, ihre Hoffnung taeuschen wuerde.

Anders bei uns. Niemals sind so viele Dinge zusammengetreten, wie jetzt, um unser Volk in gerechten Zorn, in lodernde Empoerung ueber eine nie dagewesene Niedertracht, ueber unerhoerte Unwahrhaftigkeit, ueber frivole Verachtung der hoechsten menschlichen Gueter zu versetzen.

Bereitwillig hat das deutsche Volk im vorletzten Jahre die schwere Ruestung, die schweren Lasten auf sich genommen, von ihrer Notwendigkeit ueberzeugt.

Niemand haette geahnt, dass der Beweis dieser Notwendigkeit so rasch geliefert wuerde! Aber noch weniger haette jemand geahnt, dass ein solcher Krieg hervorgerufen wuerde, dessen Ursachen: Recht oder Unrecht, Notwendigkeit oder frevler Uebermut, so klar, so deutlich, jedem vor Augen staende.

Deshalb zogen Deutschlands Soehne mit so hohem Mute in den Kampf, bei ihnen besteht kein Zweifel darueber, ob der Kampf zu vermeiden gewesen waere oder nicht.

Er ist Deutschland aufgezungen worden; das sieht jeder, das weiss jeder, davon ist jeder ueberzeugt.

Und deshalb sahen wir die Juenglinge, die kaum das Alter der Wehrpflicht erreicht hatten, freiwillig sich melden in nie dagewesenem Andrang!

Und alles draengte sich heran, das war kein Zwang, das war alles nur freier Wille, das war Zorn ueber ein unerhoert grosses Verbrechen, das an allen gesitteten Voelkern von England mit der Hilfe einer halbbarbarischen Nation begangen werden soll.

Das ist Zorn wie in der grossen Voelkerschlacht in den Catalaunischen Gefilden, wo das gesittete Europa die Hunnen zerschmetterte!

Und wenn wir sagen, dass wir unsere Gegner zerschmettern werden, so ist das nicht eitle Ueberhebung oder Grosssprecherei. Es ist ruhiges Wissen, es ist die Kenntnis, die wir von unserer Armee, ihren Fuehrern und ihrem obersten Kriegsherrn besitzen. Und da alle und da jeder die Kenntnis davon besitzt, waere es eine Abschwachung derselben, sie ueberhaupt hervorzuheben, denn diese Kenntnis ist gleichbedeutend mit Siegesgewissheit.

Und wie unser Kaiser uns die langen Friedensjahre geschenkt hat, so wissen wir auch jetzt, dass er bis zu dem letzten Augenblick die einzige Hoffnung des Friedens geblieben ist. Aber das Schicksal hat anders beschlossen, und wenn jeder von uns mutvoll seine Pflicht tut, und dieses Geloebnis geben wir alle, werden auch wieder weitere segensreiche Jahre aus der gegenwaertigen blutigen Saat erspriesen, denn dem Mutigen gehoert die Welt. Voelker Europas, wahret eure heiligsten Gueter!

Das walte Gott!

Von hier und daheim!

Ein neuer Feind! Zu den vielen Feinden, die gegen Deutschland kaempfen, scheint juengst noch ein neuer getreten zu sein! Nachdem die Portugiesen uns nun auch den Krieg erklart haben, ist juengst eine spanische Kavalleriedivision vor unserer Front gesichtet worden! — An die 6000 „spanische Reiter“!!

Ein Kriegsfreiwilliger, von einem Offizier nach einer in der Naeheliegenden Ortschaft befragt, gab mit der liebenswuerdigsten Miene der Welt zur Antwort: „Verzeihen, Herr Leutnant, ich bin selbst fremd hier!“

Deutscher „Militarismus“. Das Bataillon sollte einen Divisions-schreiber stellen. Als der Dienst den Herrn Divisionskommandeur zu diesem Truppenteil fuehrte, dessen Kompagnien im Schuetzen-graben lagen, wuenschte Seine Exzellenz den neuen Schreiber zu sehen. „Musketier XI“ erklang die Stimme des Bataillons-Kommandeurs. Schon entwickelte sich aus dem Schuetzen-graben ein Lehmkloss, der in gerader Haltung vor dem General Aufstellung nimmt. „Also du willst Divisions-schreiber werden? Kannst du denn auch schreiben, mein Sohn?“ — „Zu Befehl!“ — „Was bist du im Zivilberuf?“ — „Landgerichts-rat.“

Der letzte Ton. Ein bayrischer Hornist der Landwehr hat ueber dem Bett im Reservelazarett seine Trompete haengen. Sie ist durchschlagen. Zum Sturmangriff beim „Marsch, Marsch, Hurra!“ setzt er die Trompete an; eine Kugel kommt geflogen, durchbohrt den Leutnant neben ihm, der tot hinstuerzt, durchschlaegt die Trompete und verwundet noch den Hornisten an der Schulter... Stark blutend und halb ohnmaechtig verbindet er noch im dichtesten Kugelregen den durchschossenen Arm eines Kameraden und schleppt sich dann zurueck. Der wackere Mann kennt keinen sehnlicheren Wunsch, als bald geheilt zu werden, um von neuem dabei zu sein, wenn's im Sturme vorgeht gegen den Feind.

Eine hochstehende Dame besucht in ihrer Heimat ein mit ihrer Geldhilfe erbautes Reservelazarett. Die Freude der Verwundeten ist gross. In herzlicher Weise erkundigt sie sich bei den Einzelnen nach ihren Verletzungen. „Ach, Sie Aermster, mussten wohl auch viele Schmerzen ausstehen? — Wo wurden Sie denn verwundet? An der Ostfront oder an der Westfront?“ — Und zoegernd kommt die Antwort: „Durchlaucht, an — an — an der Hinterfront!“

Ein Esel trottet in Berlin die Ackerstrasse entlang. „Kiek mal, Karle,“ ruft ploetzlich ein kleiner Junge seinem Bruder zu. „Kiek mal, da looft een feldjraues Ferd!“

Auf einer Station fern im Hinterland einer englischen Kolonie in Afrika erhaelt der diensttuende Offizier gegen Ende August von seiner vorgesetzten Behoerde die Mitteilung: „Der Krieg ist erklart. Alle feindlichen Staatsangehoerigen sind zu verhaften.“ Zwei Wochen spaeter erhaelt die Zentralstelle prompt die Antwort: „Ich habe sieben Deutsche, vier Russen, zwei Franzosen, fuenf Italiener, zwei Rumaenen und einen Amerikaner festnehmen lassen. Bitte mir mitzuteilen, mit wem wir Krieg haben.“

„Was ist der Unterschied zwischen dem Dreibund und der Ehe?“ — „Beim Dreibund weiss man bestimmt, dass es nur zweie sind!“

Zur Abwehr der „Pfliegewut“ mancher Damen in der Heimat soll in den Lazaretten ans Bett der Schwerverkranken ein Schild gehaengt werden: „Heute zu schwach, um gepflegt zu werden!“

Kleine Kriegsbilder.

Eine ganz eigenartige Rettung vor dem sicheren Tode wurde einem Artilleriemajor und seinem Burschen bei Gefechten im Herbst zuteil. Auf dem Rueckweg von einer Erkundung reitet er im Schritt auf die von seinen Batterien besetzte steile Hoehe; der Bursche wenige Schritte hinter ihm, um ihm auf halber Hoehe das Pferd abzunehmen. Er ahnt nicht, dass die feindliche Artillerie sich waehrend seiner Abwesenheit auf seine Batterien eingeschossen hat. Da hoert er, wie eine Granate ueber die Hoehe hinweg auf ihn zufliegt. Fast im gleichen Augenblick schlaegt sie fuenf Schritt hinter ihm in den Boden ein. Blitzartig kommt ihm der Gedanke, dass sein Pferd und er nun verwundet hinstuerzen werden. Er sieht eine wueste Masse haushoch emporspritzen und erwartet das verletzende Sprengstueck. Er wird ueberschuettet von einer zahllosen Menge von Lehmklumpen, doch weder er noch sein Tier wird irgendwie verletzt.

Tief ergriffen von der wunderbaren Rettung, schaut er nach dem Burschen um: „Lebt der noch?“ Er sieht ihn neben dem Granatloch liegen, er sieht ihn sich erheben, sich schuettern wie ein nasser Pudel und mit bleichem Gesicht, aber unversehrt auf sich zukommen. „Mensch, leben Sie noch?“ — „Ja!“ kommt's mit zitternder Stimme aus dem Munde des ebenso unerwartet Geretteten.

Und die Loesung dieses Raetsels? — Es war eine von den Granaten, die die Franzosen aus Mangel an Pulver oder aus anderem Grunde mit Saegemehl statt mit dem todbringenden Sprengstoff gefuellt haben.

Es ist Tatsache mit diesen Geschossen, wir haben es durch einen Feuerwerks-offizier feststellen lassen.

Bei T. war's. Eine Batterie des Feldartillerie-Regiments hatte sich fuer die Nacht in einem abseits stehenden Gehoeft untergebracht. Die Russen machen einen Ausfall und erbeuten die sechs Geschuetze, nur die bespannten Protzen koennen gerettet werden. Am naechsten Tag wird das Dorf mit dem Gehoeft von den Deutschen wieder erobert, und hoeherefreut findet der Batteriechef vier seiner Geschuetze noch in dem Hofe. Die Russen hatten nur zwei fortschaffen koennen. Die Geschuetze werden wieder bespannt, und im Verein mit der Infanterie geht's vorwaerts zur Verfolgung der Russen. Siehe da, in einer Talmulde bemerkt mein Hauptmann zwei verlassene Geschuetze und erkennt sie als die seinen. „Na, da haette ich ja alle sechse wieder beisammen!“ meint der Batteriechef und streicht vergnuegt seinen Kriegsbart.

Unsere Munitionskolonnen muessen meist biwakieren; auch die Offiziere kommen selten unter Dach und Fach. Wie hilft sich da der findige Hauptmann B.? In einem Dorf hatte man vor Ausbruch des Krieges Kirchweih gefeiert, und eine Truppe von Seiltanzern war auch eingetroffen. Das ploetzliche Einruecken der Deutschen hatte die „Kuenstler“ verscheucht, ihren gruenen Wohnwagen aber hatten sie im Stich gelassen. Das war etwas fuer meinen Hauptmann. Er spannte seine schweren Pferde davor und hat nun stets seine Wohnung bei sich. Welch schoenes Bild, wenn der Kolonnenfuhrer morgens aus dem kleinen Fenster seine „Truppe“ ueberschaut und dann zum Dienst die kleine Stiege hinabsteigt.

Es war ein harter Kampf, doch er ist siegreich beendet. Das mildtaetige Herz meiner Quartierwirtin bot mir naemlich ein Huhn an, als ich magenkrank zwei Tage darniederlag. Ich nahm es gern an und bezahlte es ihr. Das Huhn widersetzte sich; darauf steht nach den Kriegsgesetzen Todesstrafe. Also wurde es gekoept. Die Bruehe gab es willig her, und die schmeckte gut. Doch das Fleisch war „zaeher“ und widersetzte sich immer noch, bis es drei Tage ins Feuer kam; erst da kriegten wir es klein — „wir,“ sage ich, denn ich hatte mir Hilfstruppen kommen lassen. Es geht doch nichts ueber ein junges Huhn!

Unsere Feldpost, die anfangs so geschmaechte und jetzt so umworbene, hat ein Meisterstueck ihrer Findigkeit abgelegt. Eine Karte mit folgender Adresse erhielt sie vor einigen Tagen in Sachsen zur Befoerderung:

An den

saechsischen Landwehrmann
Lehmann
bei der Pulverparkkompagnie

in

Verdun
bei Paris.

Und siehe da, der Wehrmann Lehmann von der dritten Kolonne unserer Artillerie-Munitionskolonnen-Abteilung erhielt in kuerzester Zeit die ihm zuedachte Karte, trotzdem Verdun noch in Feindeshand und mein Lehmann weder „bei Paris“ noch bei einer so schoen erdachten „Pulverparkkompagnie“ ist.

Sie hatten gekaempft wie die Loewen. Am Abend des 28. September hatte sich die eine Kompagnie durch den Wald von M. bis dicht an den feindlichen Schuetzen-graben herangearbeitet, den sie nun mit Feuer tuechtig zudeckte. Als sie bei Tagesanbruch stuermt, strecken die franzoesischen Schuetzen die Gewehre in die Hoehe zum Zeichen, dass sie sich ergeben wollen. Es sind nur noch 30 bis 50 Mann. Sie geben an, ihre Offiziere haetten sie verlassen, da haetten sie beschlossen, sich gefangen zu geben. „Was soll man anders tun?“ — Ob die anderen von der Kompagnie auch kommen sollten? Die waeren nur hinter die Hoehe zurueckgegangen und haetten dort die Gewehre zusammengestellt. Die Sieger gingen auf den guetigen

Vorschlag ein. Einer von den Rothosen uebernimmt den ehrenvollen Auftrag und bringt die noch fehlenden 120 Mann heran, die von den guten Polen mit Genugthuung uebernommen und zunaechst mal sattgefuettert werden.

Deutsche Hilfeleistung in einem franzoesischen Lazarett.

Es war am 1. September, dem denkwuerdigen Sedantage. Die siegreichen Truppen der dritten deutschen Armee waren bereits ueber diesen, 1870 fuer uns Deutsche so ruhmvoll bekannt gewordenen Ort hinaus und verfolgten in Eilmarschen den fliehenden Feind. In dichten, schier endlosen Reihen waelzten sich nun die Kolonnen von Belgien kommend nach Frankreich hinein. Auch wir waren seit dem fruhen Morgen auf dem Marsche. Der Tag war heiss, der Marsch auf den staubigen Strassen daher ziemlich beschwerlich, trotzdem ging es flott vorwaerts. Kurz vor Mittag passierten wir eine Fliegerstation, und von einem Offizier derselben wurde unserem Fuehrer Meldung erstattet, dass sich in einem Doerfchen kurz vor uns ein franzoesisches Lazarett mit vielen Schwerverwundeten befinde, die dringend aertzliche Hilfe brauchten. Obwohl wir infolge vorhergegangener Einrichtung weit hinter unsern so tapfer vorwaerts dringenden Truppen zurueck waren und alle Anstrengungen machen mussten, um sie wieder einzuholen, wurde die Hilfe doch gern zugesagt, und nach einer halben Stunde hatten wir den Ort erreicht. Das Haus, mit der Roten-Kreuz-Flagge gekennzeichnet, war bald entdeckt, und mit einer gewissen Spannung — es waren die ersten Franzosen, die wir behandeln sollten — traten wir ein.

Welch ein Anblick bot sich uns dar.

In der widerlich stinkenden Luft schwirrten Tausende von Fliegen, welche die Qualen der armen Verwundeten noch erhoeheten. Die meisten Verwundeten gehoerten dem 1. Zuavenregiment an, das nach ihrer Angabe bereits am 1. August in Casablanca an der Kueste von Marokko eingeschifft und nach Bordeaux gebracht worden war, von wo aus es mit der Bahn nach dem belgischen Kriegsschauplatz gefuehrt wurde. Die zwei zurueckgebliebenen franzoesischen Sanitaeter hatten es nicht verstanden, oder waren zu bequem gewesen, die noetige Sauberkeit zu beachten, und der Unrat, die zerrissenen, blutigen Kleidungsstuecke und Verbandstoffe, die ueberall auf dem Fussboden umherlagen, hatten zu einer foermlichen Verpestung der Raeume gefuehrt. Dazu fehlte es an der noetigen Bekoestigung und frischen Verbandstoffen. Mein weniges Brot und eine Anzahl Zigaretten, die ich noch bei mir hatte, waren bald verteilt, ein dankbarer Blick und ein freundliches Merci waren die Antwort. Nachdem nun unser Sanitaetswagen vorgefahren und die noetigen Verbandstoffe und Instrumente zur Stelle waren, ging es an die Arbeit. Mit einem gewissen Schaudern sahen wir hier die furchtbare Wirkung unserer Artilleriegeschosse. Es war geradezu unheimlich, wie die meisten zugerichtet waren, und unsere Aerzte wunderten sich, wie manche dieser Leute nach fuenftaegiger Verwundung ohne aertzliche Behandlung noch am Leben sein konnten. Ein Beweis aber, wie gering uns die Franzosen trotz unserer Erfolge zu Anfang des Krieges einschaezteten, geht aus folgendem hervor: Einer der Verwundeten erzaehlte einem unserer Aerzte, dass sein Bataillon einen Bajonettangriff auf unsere Artillerie, die auf 2000 Meter feuerte, machen musste. Dabei war es ihnen nur moeglich gewesen, in geschlossener Front auf einer einzigen Strasse vorzuruecken, und der Erfolg war: Kaum eine Kompagnie war zurueckgekommen! Uns waren nun auch die schweren Verwundungen erklarlich.

Nachdem wir zwei bis drei Stunden gearbeitet und der Reihe nach diesen hilflosen Linderung gebracht hatten, durch unsern Chef auch Meldung an ein unweit eingerichtetes Feldlazarett gegeben war zwecks weiterer Versorgung, traten wir unseren Weitermarsch an. Uns alle besaelte eine gewisse Genugthuung: hatten wir doch zum ersten Male unsern Feinden Hilfe geleistet. Hoffen wir nur, dass diese auch Gleiches mit Gleichem vergelten.

Krankenwaerter Gefreiter Weiss.

Hassgesang gegen England.

Was schiert uns Russe und Franzos',
Schuss wider Schuss und Stoss um Stoss,
Wir lieben sie nicht,
Wir hassen sie nicht,
Wir schuetzen Weichsel und Wasgaupass —
Wir haben nur einen einzigen Hass,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:
Den ihr alle wisst, den ihr alle wisst,
Er sitzt geduckt hinter der grauen Flut,
Voll Neid, voll Wut, voll Schlaeue, voll List,
Durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.

Wir wollen treten in ein Gericht,
Einen Schwur zu schoeren, Gesicht in Gesicht,
Einen Schwur von Erz, den verblaest kein Wind,
Einen Schwur fuer Kind und fuer Kindeskind,
Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es waelze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserm Hass,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:

England!

In der Bordkajuete, im Feiersaal,
Sassen Schiffsoffiziere beim Liebesmahl, —
Wie ein Saebelhieb, wie ein Segelschwung,
Einer riss gruessend empor den Trunk,
Knapp hinknallend wie Ruderschlag,
Drei Worte sprach er: „Auf den Tag!“
Wem galt das Glas?
Sie hatten alle nur einen Hass.
Wer war gemeint?
Sie hatten alle nur einen Feind:

England!

Nimm du die Voelker der Erde in Sold,
Baue Waelle aus Barren von Gold,
Bedecke die Meerflut, doch nicht klug genug,
Was schiert uns Russe und Franzos'!
Schuss wider Schuss und Stoss um Stoss,
Wir kaempfen den Kampf mit Bronze und Stahl
Und schliessen Frieden irgend einmal,
Dich werden wir hassen mit langem Hass,
Wir werden nicht lassen von unserm Hass,
Hass zu Wasser und Hass zu Land,
Hass des Hauptes und Hass der Hand,
Hass der Haemmer und Hass der Kronen,
Drosselnder Hass von siebzig Millionen,
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,
Sie haben alle nur einen Feind:

England!

Ernst Lissauer.

Befehl des Fuehrers der 90. franzoesischen Brigade (XXXIII. A.-K.) aus dem November 1914.

Dieser Befehl ist insofern für uns deutsche Soldaten von besonderem Reiz, als er den Beweis erbringt, dass die franzoesischen Fuehrer eigens Befehle gegen Flucht, Postenverlassen und Feigheit erlassen muessen.

1. Der General ist sich durchaus klar darueber, welche ausserordentliche Anstrengungen von seinen Truppen verlangt werden. Auch unsere Vorgesetzten wissen das sehr wohl, und ihr hoechster Wunsch waere es, den Truppen die wohlverdiente Ruhe zu verschaffen. Das laesst sich aber nur ermoeeglichen, wenn die Truppen erster und noetigenfalls auch die zweiter Linie unter allen Umstaenden in ihren Stellungen gegenueber dem Feind aushalten, was sicher durch tatkraeftiges Verhalten der Offiziere erreicht werden kann. Diese muessen ihren Leuten immer wieder einschaeufen, dass jeder Soldat, der die Flucht ergreift oder den ihm anvertrauten Posten verlaesst, nicht nur ein Feigling, sondern fast ein Moerder ist, denn er bringt seinen Nachbar in Lebensgefahr. In der gegenwaertigen Lage muessen wir alle — ob hoch oder niedrig — unbedingt unser Leben fuer das Wohl der Allgemeinheit und des Vaterlandes einsetzen.

2. Die Pflicht aller Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften ist es, jeden Versuch der Flucht oder des Verlassens eines Postens vor dem Feinde zu unterdruucken und mit allen Mitteln den Feigling zurueckzuhalten. Gehorcht er nicht, so ist er sofort niederzuschuessen. Wenn ein Vorgesetzter das Begehen einer Feigheit nicht verhindert, so macht er sich selbst zum Mitschuldigen und verdient in noch hoeherem Grade die den Taeter betreffende Strafe.

3. Der General befiehlt daher, dass jeder Vorgesetzte einen Untergebenen, der seinen Posten vor dem Feinde verlaesst und dem Befehl, ihn wieder einzunehmen, keine Folge leistet, sofort niederschiesst.

Andererseits nimmt der General keinen Anstand, ihm begegnende Deserteure erschiessen und eine vor dem Feinde fliehende Truppe durch Artillerie beschiessen zu lassen.

Dieser Befehl ist allen unter meinem Kommando stehenden Truppen (90. Brigade und Landwehr-Bataillone) bei drei aufeinander folgenden Appellen vorzulesen und zu erlautern. Gleichzeitig ist den Leuten bekannt zu geben, dass 2 Mann, die ueberfuehrt wurden, ihren Posten verlassen zu haben, vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und gestern frueh von ihren eigenen Kameraden erschossen worden sind.

Bei der 90. Brigade wird, wer auf frischer Tat betroffen wird, sofort bestraft werden; der General wird jeden einzeln fliehenden Mann sofort erschiessen und auf jede fliehende oder ohne seinen ausdruecklichen Befehl zurueckgehende Truppe feuern lassen.

Wir sind staerker als der Tod!

Von Reinhold Braun.

Und der Tod ist Gottes Knecht,
Helfer uns fuer Ehr' und Recht!
Steh'n wir kriegesglutmolot,
Wir sind staerker als der Tod!

Deutsche Maenner, deutsche Frau'n
Schau'n sein Antlitz ohne Grau'n,
Steh'n in heil'ger Pflicht Gebot!
Wir sind staerker als der Tod!

Wenn der Leib auch sterbend bricht,
Unsere Seele steigt ins Licht,
In ein Siegesmorgenrot!
Wir sind staerker als der Tod!

Gnadenvolk der Ewigkeit!
Siegervolk im Weltenstreit!
Friedensvolk nach Sturm und Not!
Wir sind staerker als der Tod!

Koenig Ludwig III. von Bayern. Zum 70. Geburtstag.

Freudiger Jubel durchbraust heute das Bayerland von der Alpen sonnumflutetem schneeigem Firn bis hin zum milden Tale des Mains. Und des Bayernvolkes innige Freude findet begeisterten Widerhall in aller Deutschen Herz. Dem fuer sein Volk in Leid und Freud vaeterlich treu besorgten Fuersten auf dem Koenigsthron gilt heute unser heissester Glueckwunsch auch aus dem Feindeslande zum gottbegnadeten 70. Wiegenfest. Und kommen wir beim Ernst der Stunde auch erzgeruestet heute zum festlichen Gottesdienste, unser Wunsch und Gebet steigt um so inniger zum Allerhoechsten um Segen und Heil fuer den allverehrten Fuersten auf Wittelsbach treu bewaehrtem Throne. Von deutschem Empfinden war Ludwig III. in Denken und Handeln stets treu beseelt. Dies heilige Erbe seines Grossvaters Ludwig I., des „teuschesten“ Fuersten seiner Zeit, wahrte er treu zur Zeit der Regentschaft seines Vaters, wie waehrend seiner eigenen Regierung als Regent und seit dem denkwuerdigen Tag der Thronbesteigung als Koenig. Noch gedenken wir alle des feierlichen Geloebnisses der unwandelbaren Treue zu Kaiser und Reich, das unser Bayernkoenig vor mehr denn Jahresfrist bei der Jahrhundertfeier zu Kelheim im Namen aller anwesenden deutschen Bundesfuersten dem deutschen Kaiser als Schirmherrn des Reiches dargebracht. Nur allzu bald sollte jenes im herrlichsten Glanze des Friedens gesprochene Wort zur Wirklichkeit in harter, rauher Kriegszeit werden! Doch trotz einer Welt von Feinden freuen wir uns heute mehr denn je jenes fuerstlichen Treuwortes. Und wo nur immer nieraehmende deutsche Kraft und deutscher Mut heute streitet fuer des Reiches Ehr und Wohl, sei's im schlichten Schuetzengraben oder auf stolzem kampferuestetem Schlachtschiff oder auf kuehn seine Kreise ziehendem Flugzeug: allueberall gedenken heute alle unloesbar miteinander verketteten deutschen Staemme des geliebten Bayernkoenigs. Gott schuetze und segne den Jubelfuersten und sein ganzes koenigliches Haus! Hurra.

Deutsche Kriegsfreiwillige.

Nun kommen wir Jungen!
Mit ehernen Zungen
Verkuenden wir Krieg.
Wir kennen das Hassen!
Aus unsern Massen
Wachse der Sieg.

Mit flatternden Fahnen,
Im Schatten der Ahnen.
So ziehen wir aus.
Lebt wohl, Kameraden!
Wir ziehen zu Taten.
Und ihr bleibt zu Haus?

Wir kaempfen mit Singen,
Mit froehlichem Klingen
Die heilige Schlacht.
Wir fuerchten die Not nicht,
Wir scheuen den Tod nicht.
Feinde, habt Acht!

Denn wir sind die Harten,
Die Felsenerstarren,
Ein jungstarkes Heer.
Wir kaempfen froehlich,
Wir sterben selig.
Heilige Wehr! Stefan Heymann.

Aus einem Briefe Hindenburgs

vom 29. November 1914.

... Moege der Geist der Einigkeit, der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich, der Gottesfurcht, der ernstesten Pflichterfuellung und der Hochhaltung aller Ideale unserm Volke in den langen Friedensjahren, die Gottes Gnade uns nach ehrenvoller Beendigung des Krieges schenken wolle, als wertvollstes Vermaechtnis aus grosser Zeit dauernd erhalten bleiben.

von Hindenburg.



Am 70. Geburtstag meines Koenigs!

Es haengt ein Bild im Ehrensaal,
 Das traegt vertraute Zuege:
 Ein guetig Herz, ein Wille von Stahl,
 Ein Feind des Neides, der Luege.

Mich segnet seine Vaterhand,
 Im feindlichen Gefilde,
 Ich halt' die Wacht im fremden Land
 Vor meines Koenigs Bilde.

Zu schade?

In Anbetracht der schwierigen Aufgaben und grossen Verluste, die unser Volk durch diesen Krieg betroffen haben, duerfte es wohl angebracht sein, sich klar zu werden ueber unsere Stellung zu denselben. Mancher wird denken, dass sein verlorener Angehoeriger vielleicht ganz besonders wertvoll noch fuer die Nachwelt gewesen waere, mehr als andere, ebenso alle Gelehrten, Kuenstler, Dichter und Lehrer und tausend andere herrliche, besonders hervortretende Menschen. Es ist ein Riesenkapital an Kulturwerten, das mit diesen Helden dem Vaterlande verloren gegangen ist. Vor allem ist auch viel Jugend dahingegangen.

Was uns bei dieser Erwaegung Trost gibt, ist das gute Gewissen, dass nicht wir diejenigen sind, die diesen Krieg heraufbeschworen haben, sondern unsere Gegner. Es handelt sich fuer uns um den Schutz der hoechsten Gueter der Erde, und wenn man denken wollte, oder der Staat die Auffassung vertraete, diejenigen, die ihm besonders wertvoll erscheinen, seien zu schade, dann wuerde sowohl der Staat, als auch der einzelne, der uns als Opfer zu wertvoll scheint, an Wert verlieren und die geringen Werte wuerden gehoben. Der Begriff des wahren Wertes wuerde also herabgedrueckt und damit wuerde der Wert des Ganzen so sinken, dass es den inneren Halt verliert, zumal wenn es mit Raeken und Hinterlist verknuepft ist.

So ist es jetzt mit England, das zugrunde zu gehen scheint, dem wir es aber wuenschen, weil wir fuehlen, dass es sich von seiner edlen Aufgabe als Volk Gottes, wie jedes Volk sich auffassen soll, losgeloeht hat und nicht mehr die Menschen, der Staat dort ihre geistige und koerperliche Staerke fuer die heiligsten Gueter einzusetzen imstande sind, infolge ihrer stets allzusehr betonten Selbstsucht und Mammondienerei. Der Schmerz, der folgt, wenn jemand fuer das Gute geopfert wird, ist eng mit seinem Wert verbunden. Waere er nicht wertvoll, so koennte seine Aufopferung auch keinen Schmerz verursachen. Ausserdem ist der Begriff „wertvoll“ strittig. Dem einen erscheint wertvoll, was es dem andern nicht ist. Alle Eltern lieben ihre Kinder, und das Mass der Liebe laesst sich schwer ausdruecken. Die Gerechtigkeit erfordert, dass wir uns in der Richtung das Bewerten und Messen etwas abgewoehnen und nur an das denken, fuer das keiner zu schade ist, an das Vaterland, und mag er der Edelste, Gelehrteste gewesen sein, mag seine Kehle den schoensten Tenor, seine Feder das schoenste Gedicht erzeugt haben. Der Opfergedanke ist goettlich und die Soehne unseres Volkes, die auf dem Felde der Ehre gefallen sind, haben sich hingegeben fuers liebe, unersetzliche Vaterland, von dem sie jeder nur ein kleines Stueck, aber ein ganz echtes Stueck waren. Und indem sie sich fuer dieses heilige Kleinod verzehren liessen, waechst der Wert des Ganzen; unsere Herzen gluehen zu ihm heisser, es umschlingt uns inniger, denn es ist ein Stueck von uns zur Erhaltung desselben geopfert, das uns unersetzlich ist, es sei denn, dass es uns wiedergegeben wird durch ein geheiligtes, heiliges, veredeltes, freies, deutsches Volk und Vaterland. Es bleibt Schillers Wort bestehen: Und setzest du nicht das Leben ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein.

Diese Erwaegungen werden gekroent und unwiderleglich gemacht durch echtes Christentum; sein tiefinnerstes Wesen kommt in folgenden Bibelstellen vielleicht am schoensten zum Ausdruck: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren“, „Die Liebe ist die groesste unter ihnen“, „Niemand hat groessere Liebe als die, dass er sein Leben laesst fuer die Freunde“, „Gott hat so sehr die Welt geliebt, dass Er seines eingeborenen Sohnes nicht verschonte“, „Ihr koenntet nicht zu Ihm kommen, so Ich nicht vorher zu Ihm ginge“.

Es geht aus diesen Bibelstellen hervor, dass zur Rettung und Erhaltung und schliesslich zum Erlangen des hoechsten Ziels, der Vereinigung mit Gott, viele Selbstentaesuerung gehoert und Opfer. Dass wir aber diese Vereinigung erreichen, dazu sei Gott uns gnaedig.

Hptm. v. A.

Wir sind auf der Wacht.

Ueber der Nordsee ruht naechtiges Grau,
Und der Himmel traegt bleiernes Licht,
Der Westwind steht, und die Zeit ist rauh,
Und der Nebel liegt schwer und dicht.
Kein Riemen klatscht, und kein Segel schlaegt,
Nur Dunkel und wogendes Meer,
Und alles Leben wie fortgefegt,
Und die Weite verlassen und leer.
Da bricht's aus der Stille wie sirrender Stahl —
Und jetzt raunt es und ruft durch die Nacht,
Toent durch Welle und Nebel und Wind als Choral:
Sie sind da — sie sind auf der Wacht!

Es taucht aus der Tiefe rauschend empor,
Ein Tier aus urweltlicher Zeit,
Sucht mit starrendem Auge, mit horchendem Ohr:
Ich bin da — und ich bin bereit!
Ich berge mein Herz hinter eiserner Wand,
Und das Blut meines Herzens ist rot,
Ist deutsch und will kaempfen fuer deutsches Land
Und fuerchtet nicht Grauen und Tod!
Sein Atem haemmert, die Schraube saust,
Und es stampft wie ein Ross vor der Schlacht,
Und es starrt in den Nebel und draeuet und braust:
Ich bin da — ich bin auf der Wacht!

Jetzt gleitet durch Fernen ein dunkeler Traum —
Nicht Lichter am Bug und am Heck —
Der Kiel schleppt weissen, aufkraeuselnden Schaum,
Schwarz starren die Rohre auf Deck.
Und das staehlerne Tier mit dem roten Blut
Versinkt in dem schweigenden Meer,
Und das Schiff gleitet naeher auf wogender Flut,
Denn die See ist verlassen und leer. —
Jetzt bricht durch den Nebel, der ihn umspinnt,
Der Panzer in drohender Pracht,
Und ihn warnet nicht Woge, nicht Welle, nicht Wind:
Sie sind da — sie sind auf der Wacht!

Da klirrt es wieder wie sirrender Stahl
Und schnellt aus der Tiefe ans Licht
Und speit den gluehenden, blitzenden Strahl,
Dass er gleissend das Dunkel durchbricht —
Und drueben ein Schlag und rotloehende Glut —
Ein Bersten — ein jagender Schrei — —
Die deutschen Blaujungen treffen gut —
Und bald ist alles vorbei. —
Die See rauscht auf, und Nebel braut,
Und in bleiernem Licht schweigt die Nacht —
Und ein suchendes Auge starrt und schaut:
Wir sind da — wir sind auf der Wacht!

Karl Rosner.

Zapfenstreich und Kaiserparade.



Abmarsch zum Zapfenstreich am Vorabend von Kaisers Geburtstag in Lille.

(Zeichnung vom Landsturmmann F. Breest.)

die Nerven der Franzosen. Der Armeeumarsch 119 erklingt, der Torgauer Marsch. Die Liller spitzen die Ohren... Und jetzt spielt die Kapelle die Wacht am Rhein, sie spielt Deutschland, Deutschland ueber alles... Und die Hunderte von deutschen Soldaten, Offiziere wie Mannschaften, singen aus heller Kehle mit... Da gedenken die Franzosen mit einem tiefen, schweren Seufzer des heiligen Versprechens, das ihnen ihre Volksvertretung noch kurz vor dem Weihnachtsfest gegeben hat: „Mitte Januar ist Lille und ganz Nordfrankreich von den Deutschen gesauebert, Ende Januar ganz Belgien!“ Man hat da in Bordeaux nicht Wort gehalten — und diese verflixten Allemands gebaerden sich ganz so, als daechten sie ueberhaupt nicht mehr daran, die Hauptstadt Nordfrankreichs zu verlassen. Ach, es ist schmerzlich, zu sehen, wie gut es ihnen hier gefaellt.

Aber die Kaiserparade am Geburtstag Wilhelms II. wollen sich die Liller doch nicht nehmen lassen.

Ja, das ist freilich ein Bild, wie es in dieser Zeit weder bei den Franzosen noch bei den Russen noch bei den Englaendern oder Belgiern denkbar waere. Ein paar Kilometer hinter der Front stellen die Deutschen eine Parade auf und lassen einen Parademarsch ausfuehren, so stramm, als ob die ganze Truppe seit Jahr und Tag mit nichts anderem beschaeffigt gewesen waere. Man merkt ja gar nicht, dass Krieg ist! Wie truebseelig sieht's dagegen hinter der Front der Verbuedeten aus! Selbst in England — das sich bisher „so weit vom Schuss“ gefuehlt hat — waere ein Schauspiel wie das einer Parade waehrend des Feldzuges undenkbar und auch unmoeglich: denn was fuer Jammergestalten wuerden bei unsern Vettern ueberm Kanal aus den Kasernen herausgezogen werden! Und die anderen Nationen haetten auch gar keinen Sinn jetzt fuer ein militaerisches Fest: bei ihnen herrschen nur Furcht und Wut und Enttaeuschung und Zaehneklappern.

Von dem Liller Paradeplatz aber ziehen die deutschen Truppen in die schoenen Gotteshaeuser von Lille, aufrecht, stolz, in gehobener Stimmung, voll glaeubigen Vertrauens auf ihren Allerhoechsten Kriegsherrn und auf die Unbesiegbarkeit der deutschen Fahnen, und treten zum Beten vor Gott den Gerechten...



Kameraden!

Heute feiern wir unseres Kaisers Geburtstag, wir, eine einzige grosse deutsche Soldatenfamilie. Dem Allerhoechsten Kriegsherrn verdankt unser Heer Unendliches, das vielleicht erst durch den Krieg allen recht offenbar geworden ist.

In langen Friedensjahren hat der Kaiser unermuedlich fuer uns gearbeitet. Ein Muster seinem Volke an Pflichttreue und Familiensinn, hat er nie anderes gedacht als an Groesse, Ehre, Herrlichkeit und Zukunft der Deutschen. Seit dem Tage, da er als Juengling in die Armee getreten ist, hat er fuer unser Heer gesorgt. Unsere Flotte ist sein Werk. Uns Soldaten war er immer ein treuer, guter, lieber Vater.

Wohl hat es Zeiten gegeben in der Entwicklung unseres Vaterlandes, wo mancher seinen Kaiser nicht immer verstand, in der Meinung, mit dem Ausbau alles dessen, was er uns not fand, wuerden zu schwere Lasten auf unsere Schultern geladen, und in Jahren der Aeusserlichkeit haben andere ihm nicht folgen koennen im Glauben an Gott, der von je und je auf seinen Fahnen stand.

Das sagen wir offen, hat er es doch selbst gesagt. Aber wo ist das alles hin? Weggeblasen!

Heute weiss jeder Deutsche, jeder Soldat, was der Kaiser uns bedeutet. Unserem Heere fehlt nichts, von der feldgrauen Kleidung fuer Millionen, ueber Riesenkanonen und Riesenschiffe bis zum letzten Knopf der letzten Kolonne.

Den Gott, der unserem Kaiser immer gegenwaertig war, ihn hat der Soldat im Schuetzengraben, im Granatenhagel, auf einsamer Wacht, bei Sturm und Tod und Wunden sich wiedergefunden, und betet nun mit seinem Kaiser und fuer ihn. Der Gott der Deutschen gebe dem Kaiser weiter Kraft, zu sorgen fuer sein Heer und Volk. Er segne ihn und schenke ihm noch ein langes reiches Leben, unserem Vaterlande zu Sieg und Ehren.

Des Kaisers Haar ist heute ergraut, gefurcht und ernst sein Angesicht durch lange strenge Arbeit um Deutschlands Glueck und Geltung. Die Sorgenfalten aber werden sich glaetten, wenn er heute unseren Jubel hoert. Kameraden im weiten Russland, wie in fernen Kolonien, Kameraden auf dunklen Meeren, Kameraden auf der langen Front von den Alpen bis zur See, Kameraden, lasst die Helme kreisend steigen, und aus Millionen und Millionen Kehlen soll es donnernd schallen:

Es lebe der Kaiser! Hurral!



Kaiserworte.

- 1888 (Aus dem ersten Armeebefehl nach der Thronbesteigung): „Ich und die Armee, so sind wir fuer einander geboren, und so wollen wir unaufloeslich fest zusammenhalten, moege nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein.“
- 1899 „Bitternot ist uns eine starke deutsche Flotte.“
- 1900 „Ich habe gar keine Besorgnisse fuer die Zukunft, denn mit uns ist Gott, der wird uns durchhelfen.“
- 1902 „Und so will auch ich ... mein Geloebnis hiermit aussprechen, dass ich das ganze Reich, das ganze Volk und mein Heer, symbolisch durch diesen Kommandostab vertreten, ... unter das Kreuz stelle und unter den Schutz dessen, ... der von sich selbst gesagt: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“
- 1903 „Den Kopf in die Hoehe! Den Blick nach oben, die Knie gebeugt, vor dem grossen Alliierten, der noch nie die Deutschen verlassen hat ... Hand aufs Herz, den Blick in die Weite gerichtet!“
- 1905 „Nach innen geschlossen, nach aussen entschlossen.“
- 1913 „Dem lebenden Geschlecht sollen die Erinnerungsfeiern die Lehren einpraegen, die im Lauf unserer Geschichte mit so viel kostbarem Blut erkaufte worden sind, dass unsere Staerke auf unserer Eintracht und Einigkeit beruht, dass es fuer unser Volk kein Nachlassen geben darf, wenn es seinen hohen Platz behaupten will.“
- 1914, 24. Juni. „Wir muessen in der Lage sein, eines der besten Worte, das der eiserne Kanzler je gepraegt hat, tatsaechlich auf uns zu uebertragen und auszufuehren, das heisst, wir muessen so leben und handeln, dass wir allezeit mit ihm sagen koennen: Wir Deutschen fuerchten Gott und sonst absolut nichts und niemand auf der Welt.“
- 1914, 31. Juli. „Wenn es zum Kampf kommt, hoert jede Partei auf. Wir sind nur noch deutsche Brueder. In Friedenszeiten hat mich ja wohl die eine oder die andere Partei angegriffen, das verzeihe ich von ganzem Herzen. Wenn unser Nachbar uns den Frieden nicht goennt, dann hoffe und wuensche ich, dass unser gutes deutsches Schwert siegreich aus dem Kampf hervorgeht.“
- 1914, 1. August. „Ich bestimme hiermit:
Das deutsche Heer und die kaiserliche Marine sind nach Massgabe des Mobilmachungsplanes fuer das deutsche Heer und die kaiserliche Marine kriegsbereit aufzustellen. Der 2. August 1914 wird als erster Mobilmachungstag festgesetzt.“
- 1914, 4. August. „Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat, fuer uns und alle kommenden Geschlechter ... Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche.“
- 1914, 6. August. „So muss denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden ueberfaellt uns der Feind. Darum auf! Zu den Waffen! Jedes Zoegern waere Verat am Vaterlande. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Vaeter sich neu gruendeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Ross. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland ueberwunden, wenn es einig war. Vorwaerts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vaetern war!“
„Nun aber wollen wir sie dreschen!“

Des Kaisers Gebet vor dem Auszug an die Front.

Herrgott, ich knie im Staube,
Ein Knecht, vor Dir gebueckt —
Das Recht, es ward zum Raube,
Der Feind hat es zerstueckt.
Sieh' Du mein Walten an,
So gut ich konnt', ich glaube,
Hab' meine Pflicht getan.

Du Geist auf Wolkenwegen,
Du weisst, was ich erstrebt,
Mein Volk wollt' ich umhegen,
Dass es in Frieden lebt.
Mein Zepher war kein Spiel,
Ich trug so Kron' wie Degen
In schwerem Pflichtgefuehl.

Dies meine guten Waffen,
Ich hebe sie zum Schwur,
In Schweiss ward sie geschaffen,
Sie traegt der Treue Spur;
Weil Segen sie geweiht,
Mit Gieren und mit Gaffen
Trifft sie der Gegner Neid.

Nun von den Grenzen allen
Hebt draeuend sich der Feind,
Sie wollten uns befallen,
Zu starker Wehr vereint;
Eh' noch ihr Trug bekannt,
Sollt' schon ihr Siegruf schallen
In meinem deutschen Land.

Dies treuste Volk der Erde,
Mein Volk, so fromm und frei,
Dass es errettet werde,
Bleib' Du im Kampf ihm treu.
Es sucht ja Untat nicht,
Es greift zum blanken Schwerte,
Dass es sein Recht verficht.

Ein Heerfuerst will ich reiten
Vor allen Mannen mein,
Und wo die Tapfern streiten,
Will unter ihnen sein!
Du aber, lenk' den Krieg,
Du wollest uns bereiten
Und segnen unsern Siegl

Vizefeldwebel H. Maass.

Unser Kaiser als Vorbild des Gottvertrauens.

Seitdem menschlichen Familien irdisches Glueck und irdischer Schmerz beschieden, ist es eine Tatsache der Erfahrung, dass Leiden die Familienbande am innigsten knuepfen. Auch fuer die grosse Familie unseres deutschen Volkes ist dies bei der Welt von Feinden, die uns umlauert, zur Tatsache geworden. In der Not der Zeit ist indes eine Familie um so fester begruendet, wenn ihr Oberhaupt glaebig vertrauenden Sinnes seinen Blick zum allmaechtigen Gott erhebt und ihm Wohl und Wehe seiner Familie befiehlt. Unser allverehrter Kaiser, dem man mit Recht eine gewisse Vorliebe fuer die Romantik des Mittelalters nachruehmt, war stets seinem Volke ein leuchtendes Vorbild innigen Gottvertrauens. Nicht bloss, dass er die Beziehungen zur hoechsten kirchlichen Macht der weltumspannenden katholischen Kirche immerdar in bester Weise zu pflegen suchte — Zeuge hierfuer sei neben vielen anderen Tatsachen sein feierlicher Besuch beim grossen Papst Leo XIII. — nicht bloss, dass er fuer die wissenschaftlichen Grundlagen des Christentums hohes Verstaendnis bewies — es sei nur erinnert an seine lebhaftige Teilnahme am beruehmten Bibel-Babelstreit —, nicht bloss, dass er stets den christlichen Konfessionen Frieden und Recht zu erhalten und etwa bestehende Haerten zu mildern suchte: bei seiner Fahrt ins Heilige Land bezeugte er den durch Jahrhunderte geheiligten Staetten der urchristlichen Erinnerungen tiefste Verehrung und bekundete damit seinen innigsten Glauben an die religioese Lebenskraft des Christentums. Und dieser persoenlichen Ueberzeugung verlieh Seine Majestaet stets offenen Ausdruck vor aller Welt bei den verschiedensten Anlaessen waehrend der 25jaehrigen Regierung des Reiches im Frieden. Und hat der gegenwaertige Krieg fuers ganze deutsche Volk eine starke Welle religioeser Wiedergeburt und Verinnerlichung erzeugt, so hat auch der religioese Sinn unseres Kaisers seinen guten Teil dazu beigetragen. In demutsvollem Glauben hat Se. Majestaet gleich in den ersten Tagen

einen allgemeinen Buss- und Bettag angeordnet, um Gottes Erbarmen und Segen zu erleben fuer unsere Waffen. Und all die Siege, die uns der hoechste Lenker der Schlachten bislang beschieden, hat der glaeubig vertrauende Sinn des Kaisers in seinen Telegrammen stets der Gnade Gottes, die sichtlich mit unseren tapferen Kameraden war, verdankt. Aber auch in den Tagen schweren Opfers, die einem Volke, das um sein Bestehen zu ringen gezwungen ist, nicht erspart bleiben koennen, wankte die zuversichtliche Hoffnung unsers Kaisers nicht, „dass Gott der Herr, aus dessen gnaediger Hand wir Glueck und Unglueck, Freude und Schmerz in Demut empfangen, auch die schwersten Stunden in Segen fuer Volk und Vaterland wandeln werde“.

So schauen und verehren wir auch heute bei der Feier des Geburtstages unsers Kaisers seine ritterliche Gestalt als strahlendes Vorbild glaeubigen Gottvertrauens; und inniger als je scharen wir uns heute um seine Fahnen in der felsenfesten Ueberzeugung, dass solchem Gottvertrauen der Sieg im Kampf fuer Recht und Treue beschieden sein muss. Gott segne Seine Majestaet und das ganze kaiserliche Haus.

Feldgeistlicher D. Dr. Aufhauser.

Mit freier Seele.

Wem danken wir's, dass wir mit reinen Seelen
Hinausgezogen in die heil'ge Schlacht,
Dass Zuversicht und Mut uns nimmer fehlen,
Die uns so einig und so stark gemacht?
Wohlan, nicht laenger lasst es uns verhehlen:
Ihm sei des Volkes heisser Dank gebracht —
Ihm, der sich selbst besiegt, ein Starker, Weiser,
Ihm danken wir von Herzen, uns'rem Kaiser!

Er, der bezwungen einst der Jugend Feuer,
Das scharfe Schwert in festen Haenden trug —
Der gold'nes Korn geschafft in uns're Scheuer,
Er, dessen Herz fuer uns in Treuen schlug;
Der, oft verspottet, ruhig stand am Steuer,
In ernster Arbeit nie sich tat genug,
Ihm sei in diesen heilig hohen Stunden
Ein erster, gruener Eichenkranz gewunden!

Es hat der Sturm in diesen grossen Zeiten
So viel hinweggeweht wie eitel Rauch;
Es schwanden all des Alltags Herrlichkeiten
Dahin vor diesem starken Goetterhauch.
Wir gehen, fuer das Heiligste zu streiten,
Mit Gott hinaus, wie es der Vaeter Brauch.
Er aber, unser Kaiser, hat gewogen
Gerecht und gross, eh' er das Schwert gezogen.

Von frechem Neid sind wir hinausgerissen,
Hinaus von Arbeit, Liebe, Haus und Herd —
Der gute Gott im Himmel wird es wissen,
Wem solche Freveltat das Herz beschwert.
Rein ist und frei des deutschen Volks Gewissen,
Mit freier Seele zogen wir das Schwert,
So bringen wir dir gruene Eichenreiser,
Dank dir und Heil, du unser Herr und Kaiser!

Paul Warnke.

Nachklang zu Kaisers Geburtstag.

In dieser Zeit nimmt die Haltung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika natuerlich auch unsere Aufmerksamkeit vielfach in Anspruch.

Nach meinen Eindruecken und Erfahrungen bei meinem Aufenthalt drueben vor acht Jahren regelt sich auch die politische Haltung der U. S. A. wie das ganze Leben dort, lediglich nach „business“. Business, d. h. woertlich Geschaef, ist alles fuer den Amerikaner.

Solange der Krieg fuer ihn business ist, solange wird er damit zufrieden sein. Und das scheint augenblicklich noch der Fall.

Im ganzen muessen wir uns aber darueber klar sein, dass sich seine Zuneigung und leider auch die vieler Amerikaner deutscher Abstammung mehr nach England, in dem es immer noch das stammverwandte Mutterland sieht, hinwendet. Es ist der Grund hierzu auch ganz besonders darin zu suchen, dass die englische Sprache ueberall die einzige Geschaefts- und Umgangssprache ist. Lehrreich war es mir beispielsweise, dass der Reverend in Philadelphia, der mich traute, Mr. E. M. Arndt, sich mir als Grossneffe unseres Freiheitssaengers Ernst Moritz Arndt vorstellte. Selbstverstaendlich sprach und verstand er bereits kein Wort Deutsch mehr.

Bei diesen Umstaenden war es mir denn nicht ueberraschend, dass auch unser deutscher Konsul in Philadelphia Deutsch nicht verstand. Er versicherte mir zwar, dass sein junger Mann gut Deutsch sprache, ich zog aber auch mit diesem bald die Verstaendigung auf Englisch vor.

Eines aber fand ich bei allen Amerikanern in gleicher Weise vor — und zu dieser Erinnerung bieten diese Tage besonderen Anlass — naemlich: Eine gluehende Bewunderung fuer unsern Kaiser, einen gewissen Neid sogar auf unsere monarchische einheitliche Verfassung, auf die Groesse und Geschlossenheit unserer Wehrmacht.

Ich erinnere mich noch heute mit besonderer Freude an einen Abend in einem der groessten rein amerikanischen Klubs in Philadelphia, bei dem eine Rede auf unseren Kaiser vom Vorsitzenden gehalten wurde, die schloss:

„Haetten wir euren Kaiser, dann gehoerte uns die Welt!

The ‚Kaiser‘ hurra! hurra! hurra!“

Leutnant von Geldern.

Wilhelm II.

Und wieder konnt' ich in das Antlitz sehen,
Drin Glauben sich und starkes Wollen einen,
Des Augen und des Mund zu sprechen scheinen:
Das ist mein Weg, und diesen muss ich gehen!

Durch Gottes Gnaden ist es so geschehen:
Ich fuehr' des Reiches heilige Gemeinen,
Er hob mich aus der Vielzahl all der Seinen,
Ich soll auf Erden als Sein Werkzeug stehen.

So schreitet er, am Schwertesknaufl die Rechte,
In deutscher Treue und in strenger Pflicht:
Bin euer Herr, und bin des Herren Knechte —

Und gehe euch voran, voran zum Licht.
Ruhn Kraft und Heil in Seinen guetigen Haenden,
Er wird uns Sieg, Er wird uns Segen spenden!

Karl Rosner.

Der verwundete Bayer.

Bei einem der juengsten Besuche eines Heidelberger Lazarets sagte, wie man uns mitteilt, die Grossherzogin Hilde zu einem verwundeten Bayern, der im Felde sechs Schusswunden davongetragen hatte: „Na, Sie haben aber auch genug bekommen!“ Der Bayer antwortete: „Ja, da sollen Koenigliche Hoheit mi amal seghn, wann i von der Kirchweih hoankumm!“

Von hier und daheim.

Nur nicht draengeln... Es war bei einem russischen Gefangenentransport nach der Schlacht in Masuren, als infolge Wagenmangels mehrere Offiziere in einem Wagen vierter Klasse untergebracht werden mussten. Als sie sich beschwerdefuehrend an den den Transport leitenden Offizier wandten, antwortete dieser kurz aber buendig: „So grossen Andrang hatten wir nicht erwartet.“

Der Herr Major ist abends bei Kameraden eingeladen. Es geht vergnuegt zu und der Kruemper muss lange warten. Als der Herr Major endlich kommt, fragt er den Mann leutselig: „Na, wie lange haben Sie denn auf den Major gewartet?“ — „Drei Stunden, Herr Major.“ — „Seien Sie froh, ich habe 23 Jahre auf den Major warten muessen.“

Das Scherenfernrohr. Zwei Bierbankstrategen unterhalten sich daheim ueber den Krieg. Einer fragt: „Haben Sie eigentlich 'ne Idee, was das ist, ein Scherenfernrohr?“ — „Eine unserer neuen Erfindungen, mit der man den Stacheldraht aus der Ferne mit einer Schere durchs Rohr durchschneiden kann.“

Meine Feuertaufe.

Den 28. September 1914 werde ich wohl niemals vergessen, ist er doch einer der ereignisreichsten Tage meines Lebens.

Als Glied der Park-Kompagnie eines bayrischen Fuss-Artillerie-Regiments war ich bei Beginn des Feldzuges stets der betuebenden Ansicht, dass unser Heeresteil, da er doch nicht im Besitz von Geschuetzen war, stets dazu bestimmt sein sollte, eine Schlacht oder ein Gefecht nur von ferne hoeren, aber niemals sehen zu duerfen. Doch „erstens kommt es anders und zweitens als man denkt“ steht es so huebsch im „Busch“ geschrieben.

In der Nacht vom 27. auf den 28. September war unsere Kompagnie auf die drei Batterien der zweiten Abteilung unseres bei C. in Feuerstellung stehenden Regiments zwecks Batteriebau verteilt. Morgens 8 Uhr waren die in einem ueber Nacht „gewachsenen“ Wald errichteten „Villas“ fertig und wir konnten in unsere Quartiere abruecken. Noch keine 300 Meter waren wir jedoch von unserer Arbeitsstaette entfernt, als pustend eine Ordonnanz nachgerannt kam mit der Meldung, ein Unteroffizier und zwei Mann, moeglichst gescheute Leute, moechten sogleich zur Beobachtungsstelle kommen. Ich will nun gerade nicht behaupten, dass ich in bezug auf Klugheit bei deren Verteilung einen Loewenanteil erhalten haette, vielmehr durchzuckte mich rasch der Gedanke, „auf dem Beobachtungsstand kannst du vielleicht auch einmal etwas vom Gefecht sehen“, und schnell entschlossen meldete ich mich, keine Muedigkeit oder Hunger mehr verspuerend, freiwillig zur Beobachtungsstelle. Auch Unteroffizier Ziegler und Kamerad Schult waren von demselben Gedanken beseelt, und eine Viertelstunde spaeter meldeten wir drei uns bei dem Beobachtungsoffizier der 5. Batterie, waehrend die Kompagnie inzwischen nach C. ins Quartier abrueckte.

Der Beobachtungsstand befand sich auf dem Ruecken eines Huegels am Rande eines Waeldchens und war gute 600 Meter der Batterie vorgelagert.

Der Beobachtungsoffizier erwartete die drei „Gescheuten“ bereits und musterte uns mit einer vielsagenden Miene, aus welcher ich zu entnehmen glaubte, dass er an unserer Klugheit offenbar einige Zweifel hegte. Rasch erteilte der Hauptmann uns seine Weisungen und erklarte, dass wir staffelweise in dem nach dem Feinde zu abfallenden Gelaende bis zu dem vorgeschobenen Beobachter, einem Vize-wachtmeister, Stellung nehmen sollten. Mit einem „Macht eure Sache gut“ auf den Weg, schlichen wir uns dann wie die Panther nach vorne und bildeten, alle 150 Meter ein Mann, eine Verbindungskette zwischen dem Beobachtungsstand und dem vorgeschobenen Beobachter, welcher an einer 500 Meter etwas links vorgelagerten Waldecke leidlich gedeckt Posto gefasst hatte. Ich selbst war letzterem am naechsten auf einem ebenen grossen Stoppelfeld und lag, der Dinge, die da kommen sollten, harrend, wie eine Schildkroete platt auf dem Bauch. Todesstille ringsum und hieben und drueben. „Man liegt und wartet, man liegt und lauscht, man liegt und sinnt!“ — — Da ploetzlich krachen zwei Schuesse unserer Batterie. Jetzt aufgepasst! Der Beobachter etwa 150 Meter links seitlich vor mir, schleicht sich rasch um die Ecke und spaecht mit seinem Glas nach der gegenueberliegenden Hoehe, hinter welcher die gemeldete feindliche Artilleriestellung sich befand. Nach etwa einer halben Minute kehrt er wieder zurueck und gibt mit seinem Helm ein Zeichen, dass die Schuesse 100 Meter zu weit links laegen. Nachdem ich das Zeichen aufgefangen hatte, stellte ich mich aufrecht, gab es dem naechsten Posten, welcher wie ein Hase in einem Ruebenacker hockte, weiter und nahm alsdann meine in einem Stoppelfelde nicht gerade angenehm zu nennende Liegestellung wieder ein, waehrend mein Kamerad die erhaltene Meldung durch Vermittlung des dritten Postens dem Hauptmann auf dem Beobachtungsstand weitergab.

Die Herren Franzosen liessen mit der Antwort nicht lange auf sich warten, was mir der dumpfe Schall der in grosser Entfernung abgefeuerten Geschuetze andeutete. Richtig! Ein „Penk-Penk“ und fuenf Schrapnells kreperten etwa 100 Meter neben mir. Inzwischen waren von unserer Batterie wiederum zwei Gruesse abgegangen. Also aufgepasst, was gemeldet wird! Die seitliche Richtung war offenbar richtig, doch lagen die Sprengpunkte etwas zu hoch, denn der Beobachter meldete „2 tiefer“. Wiederum erhob ich mich, um die betreffenden Zeichen weiter zu geben. Im selben Augenblick krachten die Schrapnells einer feindlichen Salve nur noch 50 Meter neben mir. Jetzt faengt die Sache an fuer mich, gelinde gesagt, unguemuetlich zu werden, und ich muss gestehen, es war mir etwas unheimlich zumut. Ich dachte mir, geht die naechste Sendung wiederum 50 Meter links, dann hast du sie auf dem Pelz. Was tun? Eine auch nur einigermassen schutzbietende Deckung war nicht zu finden; ueberdies waere es ja auch mit der einem jeden von uns Deutschen in Fleisch und Blut uebergangenen Disziplin unvereinbar, den angewiesenen Platz auch nur auf Meterbreite zu verlassen. Also eingraben! Aber womit? Mein Seitengewehr musste mir als Pickel zum Lockern der Erde, die Haende mussten als Schaufeln zum Bau eines kleinen Bollwerkes dienen. Ich habe gearbeitet wie ein Maulwurf; dabei fortwaehrend im Feuer der feindlichen Schrapnells, welche zur Abwechslung auch ab und zu mal ueber mir kreperten und zur Beschleunigung meiner Arbeit wesentlich beitrugen. Dabei musste ich stets mein Augenmerk nach dem Beobachter richten und dessen Zeichen in aufrechter Haltung weitergeben. Nach einhalbstuendiger angestrenzter Arbeit hatte ich gluecklich ein etwa 20 Zentimeter tiefes Grab ausgehoben und einen ungefaehr 30 Zentimeter hohen und 50 Zentimeter breiten Wall davor aufgeschichtet. Wie ein Igel rollte ich mich zusammen und spaechte durch eine links seitlich angebrachte kleine Mulde fortgesetzt nach dem Beobachter. Das feindliche Feuer nahm indessen an Heftigkeit stets zu; doch fuehlte ich mich in meinem „Fort“ wenigstens gegen kleine Sprengstuecke einigermassen

geborgen. In dem Genusse dieses Sicherheitsgefuehls war mir jedoch nicht lange vergeennt zu schwelgen, denn gleich darauf kam von rueckwaerts die unerquickleiche Botschaft, dass meine weiterzugebenden Meldungen infolge des heftigen Gegenwindes nicht verstanden wuerden, ich solle auf 50 Meter den Rueckzug antreten. Ich haengte mir den Karabiner um den Hals, nahm das Seitengewehr zwischen die Zaehne und warf noch einen kurzen wehmuetigen Blick nach meiner im Schweisse meines Angesichts erbauten „Festung“. Dann ging's in abgekuerztem Tempo auf allen Vieren, pflichtgetreu wie immer, die 50 Meter zurueck, wobei die immer noch in naechster Naehere krepierenden Schrapnells sicherlich zur Beschleunigung meiner Gangart beigetragen haben. An meinem neuen Stand-, vielmehr Liegeort begann ich sofort von neuem meine Grabarbeit und konnte zu meiner lebhaften Befriedigung feststellen, dass hier die Arbeit munterer fortschritt, als bei meiner vorhergehenden Stellung, da der Boden nicht in solch reichlichem Masse mit Steinen gesegnet war.

Waehrend unsere Batterie tuechtig drauflosschoss, hatte inzwischen das Feuer des Feindes nachgelassen, und ich war gerade mit meinem neuen Kunstwerk fertig, da hatten die rotbehosten Herren jedenfalls bereits die Nase voll, denn sie blieben von nun an die Antwort auf unser offenbar gut wirkendes Feuer schuldig. Bald darauf stellte auch unsere Batterie, da sie ihre Arbeit vortrefflich erledigt hatte, ihr Feuer ein, und der Beobachter ging zum Batteriebeobachtungsstand zurueck. Nun kroch ich aus meinem Bau heraus, betrachtete mir, auf dem Rande meiner Bastei sitzend, die Gegend und entdeckte gleichzeitig, dass ich ausser dem Verlust meiner Fingernaegel, trotz des zweistuendigen fortgesetzten Feuers, tatsaechlich noch unversehrt geblieben bin. — Ob nun das ganze feindliche Feuer mir oder uns dreien, die der Feind uebrigens von seinem Beobachtungsstand aus durchs Glas gut sehen musste, oder unserer Batterie, welche er aber infolge der groesseren Tragweite unserer schweren Geschuetze nicht erreichen konnte, gegolten hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Den groessten Nervenkitzel uebten die wenigen Sekunden auf mich aus, welche zwischen dem Schall der abfeuernden feindlichen Geschuetze und dem Explodieren der Geschosse lagen. Man wusste nie, gilt es mir oder — geht's in Dreck.

Als der Beobachter nach Verlauf einer halben Stunde immer noch nicht auf seinen Posten zurueckkehrte, kroch ich zu meinem geduldig im Ruebenacker sitzenden Kameraden zurueck, um die „Lage“ zu besprechen. Ich musste feststellen, dass er inzwischen ein bisschen blasser war. Wir waren gerade im schoensten Fahrwasser unserer Erlebnisbesprechung, als zwei Schuesse der Unsern die Unterhaltung unterbrachen. Was ist jetzt los? Das Pfeifen der beiden Geschosse und gleich darauf der Schall des Einschlags drang an unser Ohr. Aus dem vor uns liegenden kleinen Dorfe im Tal stieg zuerst ein schmutzig gelber Rauch empor, waehrend gleich darauf blutrote Flammen aufloderten. Die Franzosen waren mal wieder im Dorfe unter dem Schutze der Haeser in Stellung gegangen, sie haben dadurch in ruecksichtsloser Weise die Vernichtung von Hab und Gut ihrer eigenen Landsleute hervorgerufen.

Schuss auf Schuss krachte aus unseren Geschuetzen und bald stand die ganze Ortschaft in Flammen. Gespannt verfolgten wir das grausige Schauspiel, aber dann wurden wir aus unsern Betrachtungen aufgeschuecht, denn etwa 100 Meter hinter uns schlugen von neuem die Schrapnells ein, die jedoch, wie wir uns spaeter ueberzeugten, einer wohl 1 Kilometer von uns entfernten Batterie galten. Auf jeden Fall wurde uns jetzt der Boden zu heiss und wir zogen vor, uns mal nach dem Beobachtungsstand zurueckzuziehen und zu erkundigen, welche Aufgabe unserer noch barnte. Dort angekommen, erklaerte uns der Hauptmann, dass er unser nicht mehr benoetige.

Im stolzen Bewusstsein, die Feuertaufe erhalten zu haben, rueckten wir darauf nach C. in unsere Quartiere ab.

Gefr. d. L. Steinmetz.

Im Schuetzengraben.

Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr.
Im Schuetzengraben hinter Mènil,
Da lagen wir hundert Stunden still.
Und durften nicht vorwaerts, nicht 'ran an den Feind,
Wir hatten es nicht zu ertragen gemeint.
Und wenn die Granate uns pfeifend umbruehlt,
Mit Erdreich halb uns der Graben gefuehlt,
Dann mussten wir liegen still und gebueckt.
Wir haben die Gewehre fest an uns gedruickt,
Die Finger in ohnmaechtiger Wut geballt,
Und dachten, kommt der Befehl nicht bald,
So brechen wir vor, komme was mag —
— Und warteten doch bis zum vierten Tag.
Oft, wenn die Geduld schon zu brechen schien,
Hielt uns nur die eiserne Disziplin.
Wir haben gewartet hundert Stunden
Und haben geblutet aus gleich vielen Wunden,
Dass der Hunger an unseren Kraefteu genagt,
Darnach hat keiner weiter gefragt.
Nur eins das Herz schier zerrissen uns hat,
Wenn ein Sterbender stammelnd um Wasser bat,
Und wir konnten den brennenden Durst ihm nicht stillen,
Den letzten flehenden Wunsch nicht erfuehlen,
Alle Feldflaschen leer, keinen Tropfen mehr.
Und werde ich siebzig und werde ich mehr,
Das eine vergesse ich nimmermehr.

Der Deutsche spricht:

Meine Feinde reden Arges ueber mich: Wann wird er sterben und sein Name vergehen?

Alle, die mich hassen, raunen miteinander wider mich und denken Boeses ueber mich. Sie haben ein Bubenstueck ueber mich beschlossen: Wenn er liegt, soll er nicht wieder aufstehen.

Auch mein Freund, dem ich vertrauete, der mein Brot ass, tritt mich unter die Fuesse. Du aber, Herr, sei mir gnaedig und hilf mir auf; so will ich sie bezahlen.

Dabei merke ich, dass du Gefallen an mir hast, dass mein Feind ueber mich nicht jauchzen wird.

Mich aber erhaeltst du um meiner Froemmigkeit willen und stellest mich vor dein Angesicht ewiglich.

Aus dem 41. Psalm.

„Kammod is' net.“

In dem blutigen Gefecht bei St. Johann vom Bassel am 19. August 1914 hatte das 3. Bataillon eines bayrischen Reserve-Regiments den Saarkohlenkanal zu passieren. Die einzige Uebergangsmoeglichkeit bot eine etwa zwei Kilometer von der Strasse St. Johann-Bisping entfernte Schleuse, deren Stuetzen stark genug waren,

um eine raschgebaute Bruecke tragen zu koennen. Diese allerdings musste erst im rasendsten feindlichen Feuer geschaffen werden. Die Kompagnien gingen durch ein Waeldchen vor und hatten nun einen heftig bestrichenen freien Raum zu ueberschreiten. Aber, ehe das geschehen konnte, liess der Bataillonsadjutant Leutnant Frhr. v. Pranckh Baeume faellen, um aus ihnen die Bruecke herzustellen. Dann packten der Leutnant, der Bataillonstambour Michael Stangassinger aus Schoeffau (Pfarrei Schellenberg) und ein dritter die Stangen und eilten ueber den freien Raum vor. Der dritte erreichte sein Ziel nicht, sondern warf seinen Baum noch vor dem Kanal zu Boden. Kurz entschlossen packte Stangassinger auch dies „Trumm“ und legte es sorgfaeltig mit dem seinen ueber den Kanal, obwohl die Feinde „recht nahrhaft“ herschossen. Dann ging's im Galopp zurueck auf einen dritten Baum zu, noch einmal durch das feindliche Feuer durch und wieder an den Kanal hin. Und nun konnte das Bataillon den Uebergang versuchen. Noch heute traegt der Mantel Stangassingers deutlich die Spuren der feindlichen Kugeln; noch heute freut er sich darueber, dass die Franzosen gar so hoch geschossen haben. „Wenn die so niedrig schiessen wie wir,“ hat er sich bei St. Johann gesagt, „dann steht von unserm Bataillon niemand mehr auf.“ Und auf die Frage, was er denn im feindlichen Feuer gedacht habe, meinte er schlicht: „Kammod is' net gewesen, aber etliche muessen ja anpacken, sonst wird die Geschicht' nix.“ Aus diesen einfachen Worten spricht das tiefe Pflichtgefuehl, das unsere Soldaten beseelt und uns den Sieg verbuergt. Selbstverstaendlich hat der tapfere Unteroffizier das Eiserne Kreuz erhalten.

Dr. Fritz Enders.

Die groesste Firma Frankreichs.

Emil: Doas merr hier bei Lille die Gegend mit der gruss'n Industrie besetzt hoan, doas macht fer'r uns naehmlich siehr'e viel aus.

Michel: Stimmt. Vor allem zwee Fernen. In jed'n Durfe machen se Reklame.

Emil: Wie heessen se denne?

Michel: Nu, Defense und d'Afficher.

Ulanen-Untffz. Koenig.

Wir muessen siegen.

Die deutschen Staaten tragen den Willen zum Siege buchstaeblich in sich:

Waldeck
Lippe
 Schwa**R**zburg
Mecklenburg
Wuerttemberg
 Bad**E**n
 Preu**S**en
 Sach**S**en
 Bay**E**rn
ANhalt
 He**S**sen
 Braunschwe**I**g
Elsass-Lothringen
 Oldenbur**G**
 R**E**uss
 Ha**N**sestaedte

Von hier und daheim.

Unbrauchbar. Telephonistinnen, welche sich in der Krankeupflege als Helferinnen melden, werden ausnahmslos abgewiesen! Warum? — Weil sie so oft falsch verbinden!

Auf dem Nachtmarsch: „Karle, schon 3 Uhr morgens, und noch immer nicht zu Hausel! Karle, Karle, wenn das deine Olle wuesste!“

Feine Familie. In einem Berliner Hause wohnt eine Familie, deren Mitglieder fast allen kriegsfuehrenden Parteien angehoren: Der Mann ist Russe, die Frau Franzoesin, die Kinder sind Belgier, zwei davon haben die englische Krankheit, und der Grossvater kann kaum noch japsen!

Deutsche raus. Die Franzosen sagen, an den Frieden duerfe keiner eher denken, als bis die Deutschen aus Frankreich wieder raus sind. Da koennte der Friede ja bald sein, denn nach jedem Sturm muessen die Franzosen sich sagen: „Die Deutschen sind wieder mal fein raus!“

Aehnlichkeit. Im Krieg gilt das Abwerfen einer Bombe gewissermassen als Abgabe einer Besuchskarte. Auch in Friedenszeiten freut es einen manchmal, nicht zu Hause zu sein, wenn eine Besuchskarte abgegeben wird.

Monte. Sicherem Vernehmen nach soll beim Fuersten von Monako angeklopft werden, ob er etwa einen Groschenskat der bei Ostende einquartierten Matrosen als unlautern Wettbewerb ansehen wuerde.

Russisch. Wenn man der russischen Sprache die Worte: Pogrom, Ukas, Ultimatum und Panik naehme, bliebe von ihr nicht mehr viel uebrig.

Reichtum. Unser deutsches Heer musste, wie neulich einer erzaehte, schon bei Feldzugsbeginn wegen seines Reichtums an Ideen diese numerieren. So liest man taeglich in den Armeebefehlen: „Die 10. oder 20. oder 30. oder 100. I. D.!“

Maler und Anstreicher gesucht.

Fuer auswechselbare Bemalung ihrer gesamten Kriegsflotte sofort 100 000 gerissene Leute gesucht. Kostenpunkt Nebensache. Fuer Lebensversicherung bei angesehener amerikanischer Gesellschaft wird gesorgt. — Off. unter Gr. E. Y. Buxen & Full.

Wem gehoert der Sieg?

Man hat oft spoettisch gesagt: Gott steht im Kriege immer auf der Seite, die die besten Waffen, die meisten Soldaten und das meiste Geld hat. Eine sehr toerichte und laesterliche Rede. Zugleich ist's sehr gedankenlos.

Alle Dinge und Begebenheiten dieser Welt folgen einem bestimmten Gesetz, also auch der Sieg, — so aeussert sich Heinrich Lhotzky in dem sehr lesenswerten

Buche „Der Glaube des Tapferen“. Es wird alles Gelingen im Geiste entscheiden. Man kann nicht das geringste Werk tun, keine Erfindung, auch kein Erlebnis machen, ohne dass die Sache vorher im Geiste fertig ist.

Ebenso ist's mit dem Siege in den Schlachten. Es ist moeglich, dass einmal ein tuechtiges Volk voruebergehende Zufallsniederlagen erlebt. Aber zuletzt wird die wahre Tuechtigkeit sich immer als Sieg offenbaren. Der Sieg haengt ab von innerer Arbeit, vom Erwaegen aller Umstaende und Moeglichkeiten, von der Zucht, die ein Volk ueber sich selbst ausueben kann. Zuchtlose Voelker werden nie einen dauernden Sieg erringen. Zuchtlose Menschen auch nicht.

Darum haben seinerzeit die Griechen die persischen Horden besiegt, weil bei ihnen der einzelne an sich selbst gearbeitet hatte, und im Volke die Zucht des Geistes lebte. Dem waren die wilden Horden nicht gewachsen, ob sie gleich unuebersehbar waren.

Ebenso hat Rom gesiegt, weil es eisern gearbeitet hat, unablaessig, mit zaehem Fleiss. Als diese Zucht verloren ging, fielen die Roemer wie vorher die Griechen.

Darum war auch der Sieg in dem heutigen schweren Ringen schon lange unser, ehe er aeusserlich errungen war. Seit vierundvierzig Jahren haben unsere Feinde uns zur strengsten Arbeit angehalten. Wir haben ein halbes Jahrhundert in bestaendiger Kriegsgefahr gelebt. Und wie haben wir gearbeitet.

Wer je die Ehre hatte, den deutschen Waffenrock zu tragen, der weiss, mit welcher strengen Genauigkeit er zur Arbeit angehalten wurde, eine unvergessliche Schule des Leibes und des Willens. Aber noch viel mehr wurde an den Stellen gearbeitet, in die wir nicht hineinsehen konnten, in der ganzen Heeresleitung.

Der alte General Moltke, der den Krieg von 1870 geleitet hat, war ein zaehar Arbeiter. Bis ins hohe Alter hinein hat er unbeachtet, aber unermuedlich mit aeusserster Geduld und Ausdauer gearbeitet und seine grossen Siege vorbereitet. Erst als Greis durfte er die Fruechte seiner harten Lebensarbeit schmecken. Aber, was noch groesser war als die eigene Arbeit, er hat verstanden, andre zu gleicher Arbeit anzuhalten. Der Geist Moltkes lebt heute noch in den verantwortlichen Stellen unsrer Heeresleitung, ein Geist sehr strenger Zucht.

Und wie ist erst an und in unserer Flotte gearbeitet worden! Wer je unsre blauen Jungen behaglich durch Kiels Strassen gehen sah, der hat ihnen angesehen, da ist ein Geist der Zucht und der Arbeit drin. Mit solchen Juenglingen muss man siegen. Mag unsre Flotte noch so klein sein und noch so grosse Verluste haben, in ihr ist mit solcher Tuechtigkeit und Umsicht gearbeitet worden, von den hoechsten Stellen bis zu den niedersten, dass sie schlechthin unbesieglich und jedem heutigen Gegner gewachsen ist. Nicht die Schiffe kaempfen, nur die Menschen.

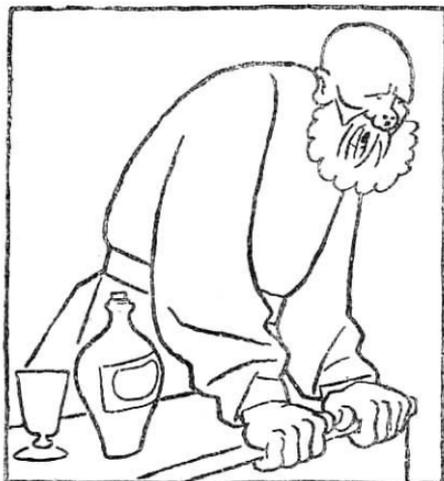
Der Dornbusch.

In einem franzoesischen Dorfe fiel eine Frau, die eine boese Sieben war, nach schwerer Krankheit in Starrkrampf. Ihr Mann hielt sie fuer tot. Nach Landesbrauch wurde sie nur in ein Tuch eingeschlagen, um beerdigt zu werden. Als man sie an einem Gebuesch vorbeitrug, kamen die Traeger einem Dornbusch so nahe, dass sie gestochen wurde und darueber aufwachte. Acht Tage darauf starb sie aber wirklich. Als sie nun begraben wurde und die Traeger sich wieder dem Dorngebuesch naeherten, rief der Ehemann voller Schrecken: „Nicht so nahe an die Dornen, sonst wacht sie noch einmal auf!“

Ringflügel Nr.

Zeitschrift für Liller Ringzeitung

Schnauze und Schwert.



„Briederchen, gelipte, dass wir haben unsern Einzug in Berlin aufgeschoben, kleine Weile, is sich nur, um niche vorzugreifen Briederchen Franzos, unser geliptes, glorreiches Verbundetes!“



„Messieurs. die marche à Berlin ist aus raisons stratégiques gekommen zum Halten, aber nos chers alliés, les braves Russes, sind bereits en marche zu die capitale allemande!“



„Gentlemen, unsere Verbundeten, die Russians and Frenchmen, haben die Absicht, zu marschieren to Berlin, um die Weg zu saubern, damit Englands glorreiche army kann einziehen und Besitzergreifen!“



„Wir kamen eigentlich viel frueher nach Berlin, als wir dachten!“

In den Schuetzengraeben.

Mel.: Letzter Gedanke von Weber.

's gibt kein schoener Leben, als in Schuetzengraeben
Vor dem Feind zu liegen Tag und Nacht,
Wenn die Kugeln singen und Granaten springen,
Dass die ganze Gegend ringsum kracht.
Und dann die Schrapnelle, die mit Windesschnelle
Heulend, sausend kommen durch die Luft.
Ist das Dings zersprungen und der Knall verklungen,
Ist der ganze Schuss doch meist verpufft.

Keine Federbetten, keine Toiletten
Sind des Krieges taeglicher Bedarf.
Wer sich will rasieren, braucht nur gehn spazieren,
Den rasier'n sogleich Granaten scharf.
Auch das Mittagessen wird sehr oft vergessen,
Ja, die Kuechen bleiben gar so fern,
Denn die Erbskanonen scheu'n die blauen Bohnen
Und der Koch verwertet sie nicht gern.

Wenn dereinst der Frieden uns wird sein beschieden
Und wir kehr'n ins Vaterland zurueck,
Wenn wir dann bei Muttern wieder richtig futtern,
In der warmen Stube, welches Glueck!
Bei der Glaeser Klingen werden wir dann singen,
Was wir alles haben durchgemacht:
's gibt kein schoener Leben, als in Schuetzengraeben
Vor dem Feind zu liegen Tag und Nacht!

Reg.-Baumeister Walter Zimmermann aus Naumburg,
z. Zt. Offizier im Felde.

Heimatklaenge an der Front.

„Heiss war der Tag.“ In weit vorgeschobener Stellung hatte unsere 1. Batterie den ganzen Tag bei X... gekaempft; ein wundervoller Abend hatte sich niedergesenkt, die vertrauten Sternbilder erglaenzten am klaren Himmel; — um die Geschuetze hatte sich die Bedienung gelagert, keiner sprach, jeder sann und dachte an „zu Hause“, der Landwehrmann an Frau und Kind, wir Freiwilligen, die wir erst seit acht Tagen „dabei“ waren, an Eltern, Geschwister und nicht zuletzt an manch liebes Frankfurter Maedel, das wohl auch an uns denken mochte. — Von fern knatterte Infanteriefuer herueber, — taktaktak — als ob ein Specht klopfe, hier und da klang das Krack eines Geschossaufschlags durch die Nacht, und das Muendungsfeuer ferner Batterien erhellte sekundenlang den Horizont. — Ein flinker Scheinwerfer flitzte ueber die Felder und dann flackerte ploetzlich — Rrrrrrr — das Rasseln von Maschinengewehren durch die Stille. Unsere Ohren, die an diese Geruesche gewoehnt waren, hoerten nicht mehr darauf; jeder hing seinen Gedanken nach.

Da mit einem Male zittert es leise herueber vom linken Fluegelgeschuetz:

„In einem kuehlen Grunde,
Da geht ein Muehlenrad“ ...

Eine Stimme nach der anderen faellt ein, und von Geschuetz zu Geschuetz sich fortpflanzend schallt das Heimatlied ueber die blutigen Schlachtfelder Frankreichs. Lied folgt auf Lied, — alle die wunderbaren Volkslieder unseres Vater-

landes erklingen und manches Auge wird feucht. Lange, lange sassen wir beisammen, bis der Grosse Baer anfang zu verblassen; — dann legten wir uns zum Schlaf in unsere Erdloecher, — aber die meisten blieben noch lange wach und gedachten der Heimat.

Die Ehrenpflicht, zu schweigen.

Auch einem tapferen und ehrliebenden Soldaten kann es widerfahren, in Kriegsgefangenschaft zu geraten. Seine Ehre verliert er aber, wenn er dem Gegner Rede steht ueber Stellung und Absichten der eigenen Truppen.

Listig, in anscheinender Harmlosigkeit, beginnt ein des Deutschen maechtiger Englaender, Franzose oder Belgier im Kreise deutscher Kriegsgefangener ein Gespraech ueber die Lage, behauptet darin allerlei Unmoegliches, und mancher ehrliche deutsche Michel faellt darauf herein und sagt aus, was er weiss: vielleicht sogar, in welchem Haus sein Bataillonsstab, sein Regimentsstab steht, wo sich diese oder jene Batterie befindet. Um ihm immer mehr die Zunge zu loesen, setzt man ihm zu essen und zu trinken vor, gibt ihm zu rauchen, — und der unglueckliche Tor ahnt nicht, dass vielleicht in derselben Stunde schon die bis dahin im Unklaren tappende feindliche Artillerie die nun endlich verratenen Stellungen seiner Kameraden mit wohlgezieltem Feuer bestreicht!

„Ich weiss nicht!“ Diese Antwort, in maennlich-festem Ton gegeben, ist die einzig moegliche und einzig zulaessige auf alle Fragen, die einem Kriegsgefangenen vorgelegt werden. Der ehrliebende Soldat muss nicht nur kaempfen, sondern in solch trauriger Lage auch schweigen koennen.

Kameraden, ihr alle, auch ihr, die ihr mit Zivilisten auf Eisenbahnfahrten zusammenkommt, huetet euch geflissentlich davor, der dem Deutschen innewohnenden Plauderlust zum Opfer zu fallen! Ihr habt das Leben von vielen deutschen Bruedern in eurer Hand.

Der Hauptmannsbursch.

Im Anfang des Krieges erhielt ein Bursche von seinem Hauptmann den Befehl, an einer Sonnenuhr, die auf einem Postament im Parke des Schlosses, wo sie lagen, stand, nach der Zeit zu sehen. Er ging wohl zwanzigmal um die Uhr herum. Endlich hob er die Uhr herunter, brachte sie seinem Herrn und meldete: „Wollen Herr Hauptmann selbst nachsehen, ich kenne mich damit nicht aus.“

Der gleiche Bursche trat eines Tages beim Hauptmann ein, als dieser gerade dienstlich beschaeftigt war, und bat, fortgehen zu duerfen, um sich das Haar schneiden zu lassen. Der Hauptmann antwortete, er moege solche Dinge nicht vortragen, wenn er mit anderen beschaeftigt sei. Tags darauf kommt der Bursche wieder. Da nun abermals Herren zu Besuch sind, bittet er: „Gestatten Herr Hauptmann, dass ich fortgehe, um mir das abschneiden zu lassen, was der Herr Hauptmann schon wissen.“

Der alte Beruf.

Ein Unteroffizier, im Zivilverhaeltnis Chemiker, trug den Kommandantur-Befehl folgendermassen ins Befehlsbuch ein:

„Das in den neu ausgegebenen Skizzen des Et.-Gebietes eingezeichnete Hindernis ist beseitigt, damit ist die H₂O-Strasse von ... nach ... wieder betriebsfaehig.“

Ein rechter Soldat.

Nach einem gluecklich verlaufenen Ausfall, der uns viel russische Gefangene einbrachte, sagt ein Musketier zu einem der russischen Gefangenen, die er hinter unsere Drahtverhaue geleitet: „Mensch, komm her, du bist mein Feind — aber ein tuechtiger Feind, hast dich wenigstens gewehrt und noch auf zwei Schritte auf mich geschossen, da hast du eine Zigarettel!“ Die gleich die Haende hoch gehalten hatten, konnten unserem Musketier, der die richtige Soldatenehre besass, nicht gefallen.

Der feldgraue Goethe.

Zwei Monate lang hatten wir uns in den Vogesen im wahrsten Sinne des Wortes herumgeschlagen, teilweise wie die Urmenschen als Hoehlenbewohner hausend; von Kultur war selten die Rede, auch nicht viel zu bemerken; die einzige Kultur bestand im Wettwachsenlassen eines kriegsstarcken Vollbartes (manchem glueckte selbst das nicht), und das, was man sonst im Frieden unter „hoeheren Interessen“ verstand, versank vor den hoechsten Interessen, dem Dienst fuers Vaterland. Als fuer uns die Abschiedsstunde von den uns wirklich, trotz aller Gefahren, lieb gewordenen Waeldern schlug, kamen wir, nach zweelfstuendiger Bahnfahrt, in ein kleines Nest, an Dreck reich, an landschaftlichen Reizen arm, in dessen Schulhaus ich beim Nachgraben (der Schmutz blieb naemlich nicht allein auf die Dorfstrassen beschraenkt) einen ehemals sauberen, innen noch unberuehrten Goethe fand, und ich liess mir seine Perlen durch die Finger gleiten. Da fand ich denn folgendes mir bisher ganz Unbekannte, das mir auf die jetzigen Zeiten gut zu passen scheint. Da ich annehme, dass es vielen ebenso ergeht wie mir, naemlich dass sie die Verse nicht kennen, will ich sie der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten.

Ich zieh' ins Feld.
Wie macht's der Held?
Vor der Schlacht hochherzig,
Ist sie gewonnen, barmherzig,
Mit huebschen Kindern liebherzig.
Waer' ich Soldat,
Das waer' mein Rat.

Gib eine Norm zur Buergerfuehrung!
Hienieden
Im Frieden
Kehre jeder vor seiner Tuere.
Bekriegt,
Besiegt,
Vertrage man sich mit der Einquartierung.
(Als ob es auf Belgien gemuenzt waere.)

Gut verloren, etwas verloren.
Musst rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren, viel verloren.
Musst Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Mut verloren, alles verloren.
Da waer' es besser: nicht geboren.

Patrouillenritte und Patrouillenreiter.

In den Tagen des Durchmarsches durch Belgien wurden von den einzelnen Schwadronen der Divisions-Kavallerie taeglich mehrere Patrouillen ausgesandt, die fast ausnahmslos Fuehlung mit dem Feinde nahmen. Die erste Patrouille der 5. Eskadron 2. Garde-Ulanen-Regiments, bei der es zur Attacke und zum Handgemenge mit einer feindlichen Patrouille kam, wurde am 19. August vom Leutnant Graf v. Kanitz mit acht Mann geritten. Die Patrouille hatte den Auftrag, vor der Spitze der marschierenden Truppen nach Noville s. M. und Mèhaigne aufzuklaeren. Zwei dieser Ulanen kehrten nur zurueck; einer von diesen schildert die Patrouille anschaulich, folgendermassen:

„In Noville trafen wir auf Leutnant Graf Strachwitz mit einer Patrouille von fuenfzehn Mann, und wir blieben ungefaehr zehn Minuten zusammen. Dann sagte Graf Strachwitz, er wolle links herum aufklaeren, wir sollten rechts wegreiten; dann trennten wir uns. Wie wir zehn Minuten fort waren, sahen wir eine schwarze Staubwolke aus Mèhaigne, das schon hinter uns lag. Graf v. Kanitz guckte durchs Fernglas und sagte: „Das ist ja keine Schwadron, sondern nur ein Zug franzoesischer Dragoner. Jungens, drauf!“ Also Hurra und da ging's los. Die Feinde marschierten auch gegen uns auf, aber sie waren nicht in solcher Karriere, wie wir drin waren. Es kam zum Handgemenge, ich stach einen herunter und bekam durch den starken Anprall meine Lanze nicht heraus; waehrend ich an ihr zog, sprang ein franzoesischer Dragoner neben mich und wollte mir den Kopf spalten. Das war ein Gefuehl fuer mich! Und in dem Augenblick, wo er zuschlagen wollte, da hatte ihn unser Graf schon heruntergehauen. Ich ergriff noch schnell seinen Saebel. Dann kam unser Graf ins Gedraenge; fuenf bis sechs Mann waren im Kreise um ihn herum und stachen gegen ihn; er wehrte sich mit dem Saebel und rief, wir sollten ihm beistehen. Der Gefreite Mueller und ich, einer links rum und einer rechts rum, wir hieben die Kerls im Kreise runter, ich mit dem aufgegriffenen Degen, waehrend der lange Mueller ohne Waffen 'ransprang und die Kerls mit der Faust 'runterriss. Bei diesem Kampfe fielen zwei von unseren Kameraden, Ponndorf und Hinke. Die letzten vier Franzosen rueckten aus und galoppierten auf Mèhaigne drauf los; die Waffen, Degen, Lanze und Karabiner, hatten sie alle weggeschmissen. Wir jagten hinter ihnen drein und kamen hinter dem Dorf ueber einen Bahndamm, wo das Pferd vom Gefreiten Ewes stuerzte. Ewes erhielt einen Kopfschuss, da wir aus dem Dorf von Zivilisten beschossen wurden. Da kommandierte der Graf kurz kehrt, und wir jagten, da die Felder durch Verhaue gesperrt waren, auf der Strasse durch die drei Doerfer durch. Wie wir in das letzte Dorf 'reinkamen, stand da ein Bauer mit einer Heugabel, und wollte uns auflaufen lassen. Da schoss der Graf seine letzte Kugel aus dem Revolver ab. Nun lief der Bauer davon und jagte in eine Scheune 'rein, wie ein Verrueckter.“

Diese Schilderung stammt von dem Ulan Kressin, dessen Vater 19 Jahre lang beim Dragoner-Regiment v. Bredow, 1. Schlesisches Nr. 4, als Wachtmeister gedient hat, und der jetzt Polizeikommissar in Lueben in Schlesien ist. Der Ulan selbst ist Rekrut und hat fuer diese Tat das Eiserne Kreuz 2. Klasse erhalten.

Wenige Tage spaeter, am 23. August, erhielt die Eskadron waehrend des Marsches folgenden Auftrag:

„Es sollen von den am gestrigen Abend zurueckgegangenen Franzosen in Vitrival eine Anzahl besonders gute Pferde stehengeblieben sein. Die 5. Eskadron 2. Garde-Ulanen hat dort hinzugehen, moeglichst viel Pferde zu requirieren und dem Regiment nachzufuehren.“

Der Divisionskommandeur und andere Offiziere hofften in den Besitz guter Vollblueter zu gelangen. Die Eskadron begab sich mit allen noetigen Vorsichtsmaessregeln bis vor das Dorf. Die ungraden Nummern sassen zum Gefecht zu Fuss ab und sicherten, den Karabiner schussbereit, den Anmarsch. Zwei Zuege begaben sich zu Fuss ins Dorf, waehrend die anderen beiden Zuege zur Deckung bei den Handpferden

blieben. Der erste Zivilist, der aufgegriffen wurde, diente als Fuehrer und als Geisels gegen Ueberraschungen. Die letzten Rothosen verschwanden bei unserer Ankunft in den Bueschen am oberen Dorfrand und liessen sich nicht wieder blicken. In einer als Lazarett eingerichteten Schule lagen verwundete Franzosen, ihre Tornister und Waffen vor dem Hause in hohen Haufen auf der Strasse. Das ganze Dorf schien zuerst verwoedet; dann aber entdeckten wir verschiedene Wagenpferde, die auf der Strasse an den Laternen angebunden waren. Die Franzosen hatten bei ihrer eiligen Flucht keine Zeit gefunden, diese Pferde mitzufuehren. Sechs der besten wurden ausgesucht und mitgenommen. Die Hoffnung auf Vollblueter musste aufgegeben werden, fuer diesen Ausfall aber entschae digte der naechste Fund am Ausgang des Dorfes. Die Franzosen hatten mehrere Bagagewagen dort zurueckgelassen, gefuellt mit Offiziersgepaeck, Tornistern, Briefen. Am wertvollsten fuer uns war ein Wagen voll guter franzoesischer Buechsen gemuese.

Dass die zur Bedeckung der Handpferde zurueckgelassenen Mannschaften beim Durchsuchen der Gehoefte inzwischen zwei franzoesische Turkos gefangen nahmen, sei nur nebenbei erwaeht.

An demselben Abend wurde bei Fosse ein Biwak bezogen, das nicht nur den beteiligten Soldaten, sondern auch den Pferden unvergesslich bleiben wird. Des Nachts, als alles, ausser der Wache, im friedlichen Schlummer lag, ertoent ploetzlich ein Schnaufen und Droehnen. Die ruhigen, ermuedeten Pferde werden unruhig, scharren, zerren an den Stricken, ploetzlich ein lautes bruenstiges Wiehern, ein belgischer Hengst, ein stattliches Tier, will allein den Kampf gegen 160 brave deutsche Armeepferde aufnehmen. Im Nu ist alles auf den Beinen; jeder sucht nach einem Kneuppel, einer Peitsche, oder versucht durch Laerm den aufgeregten Hengst zu vertreiben. Es gelang erst mit Hilfe mehrerer blind abgefeuerter Revolverschuesse, ihn zu verscheuchen. Bei Tagesgrauen erschien der Hengst wieder auf der Bildflaeche und konnte nur so unschaedlich gemacht werden, dass er ergriffen und mit Stacheldraht in den Koppeln angebunden wurde.

Frhr. Schlotheim.

Der Brief von Ihr ins Feld.

Er haelt den Brief in seinen Haenden.
Es schrieb ihn die geliebte Frau!
Sie konnte ihm nichts andres senden,
Und schildert alles ganz genau:

„'ne Hose machte ich dem Fritze —
Ich glaub, der Winter wird recht kalt! —
Dem Kaetchen eine neue Muetze,
Und Ernstchen ist drei Jahr jetzt alt!

Die Jungen spielen hier Soldaten,
Gar drollig ist es anzusehn!
Dann kann ich dir noch eins verraten,
Uns' Lieschen kann allein schon geh'n!“

Und weiter liest mit frohen Blicken,
Im Schuetzen graben der Soldat:
„Wir muesser uns in alles schicken,
Ich bete fuer dich frueh und spat!

Du! Halt dich tapfer! Ihr muesst siegen!
Wir Frauen schaffen brav fuer euch!
Der Feind muss schmaehlich unterliegen,
Und hoch dastehn das Deutsche Reich!“

Da stroemt das Blut ihm rasch zum Herzen!
Begeist' rung ist's, die ihn erfasst!
Vergessen sind vergangne Schmerzen!
Er haett' beinah den Feind verpasst,

Der dort aus fernem Schuetzen graben,
Den Kopf empor zu strecken wagt!
„Wart, Bursch! Dich werd ich balde haben!“
Ein Knall! „Der haett' uns mal geplagt!“

Spricht er und bringt's Gewehr in Ruh!
Dann greift er wieder zu den Zeilen,
Im Geist sieht er dem Weibchen zu,
Sieht uebers Blatt die Feder eilen,

Sieht sie, die treue deutsche Frau,
Sein Weib, das ihn so innig liebt
Und doch — der Brief sagt es genau —
Dem Vaterland voll Stolz ihn gibt!

Gefr. Trompeter Henkets.

Brüderliche Blätter

Beiblatt zur Lilien-Brüderzeitung

Wie sich unsere lieben englischen Vettern den Weltkrieg dachten —
und wie's dann kam.



Der Engländer: Also der Serbe faengt an.



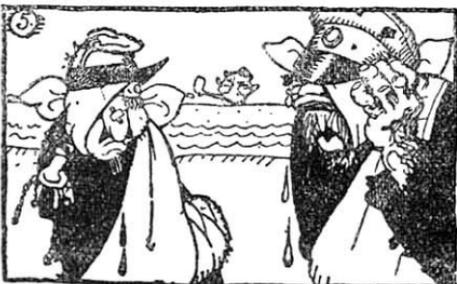
Dann gehe ich voran.



So, nun immer feste druff fuer Old-England.



Man findet doch immer noch Dumme.



Er und der andre: Verfluchtes Albion!



Wir: „Wir halten fest und treu zusammen.“

Ein Geschaeftsbrief.

Westflandern, 1. Januar 1915.

Lieber Geschaeftsfreund!

Ich hatte schon seit langem versprochen, Ihnen einmal ueber meine bisherige geschaeftliche Taetigkeit, die mir sehr zusagt, zu berichten! Mir scheint der heutige Tag, mit dem ein neues Geschaeftsjahr anfaengt, ganz geeignet, einen Ueberblick ueber die letzte Haelfte des abgelaufenen Geschaeftsjahres zu geben.

Unser Hauptgeschaeft liegt in Frankreich, die russische Filiale arbeitet ganz getrennt, ebenso unsere Uebersee Filiale mit dem Hauptsitz in Kiel. Die belgische Filiale hat nicht mehr viel zu tun. Wir werden das Personal mit demselben Gehalt ins franzoesische Geschaeft uebernehmen. Ich bin im August in meine alte Stellung wieder eingetreten, unter Aufbesserung des Gehalts. Unser ganzes Geschaeft machen wir jetzt nur mit den Franzosen und Englaendern, mit denen wir in dauerndem Verkehr stehen. Die Art des Geschaefts bringt es mit sich, dass die Arbeitszeit furchtbar unregelmassig ist. Manchmal kommt die Kundschaft mitten in der Nacht und da hat man mit ihr bis zum naechsten Morgen angestrengt zu tun! Hauptsaechlich setzen wir kleine Eisenkegel sowie grosse Eisenzuckerhuete ab. Wenn man Muster vorlegt, verlassen sie meist fluchtartig die Geschaeftsraeume. Unangenehm sind die vielen Ruecksendungen. In ihrem Aerger wollen sie uns dann noch ihren Schund an den Kopf werfen, treffen aber meistens nicht; oft haben sie uns stundenlang ihre Fabrikate in die Geschaeftsraeume geworfen, ohne auch nur einem Angestellten wehe zu tun.

Ueber unsere Geschaeftsraeume muss ich Ihnen auch noch ein Woertchen erzaehlen! Wir haben eine ganze Anzahl Bueros und Privatkontore. Leider bleiben wir nie lange in einem Lokal wohnen, sondern ziehen nach ein paar Tagen immer wieder um, um unsern Betrieb weiter nach vorn zu verlegen. Lediglich die jetzigen Lokalitaeten sind, obgleich etwas feucht, doch unsern derzeitigen Anforderungen genuegend. Sie wissen, dass der deutsche Kaufmann als besonders entgegenkommend und zuvorkommend bekannt ist. So sind wir denn unserer franzoesischen und englischen Kundschaft schon oft zuvorgekommen und kommen ihr auf ihrem Wege vom Hauptgeschaeft in Bordeaux immer mehr entgegen. Leider werden jedoch unsere Anstrengungen von diesen Leuten gar nicht anerkannt, und sie legen uns die groessten Schwierigkeiten in den Weg. Wenn unsere Reisenden zu Fuss, Pferd oder Auto die Muster vorlegen wollen, finden sie vor den franzoesischen und englischen Bueros Drahtverhaue, Wolfsgruben oder Minen. Sind sie dann endlich im Buero drin, so ist der Chef mit den Angestellten ausgegangen. Ist das eine solide Geschaeftsfuehrung? Nein, und abermals nein! Ueberhaupt, eine unruhige Geschaeftsfuehrung ist es! Die Waren werden nur so hin und her geschmissen, schliesslich fangen wir an zu schreien, und die andern verlassen dann mit Verwuensungen das Lokal! Der Umsatz ist sehr gross und noch fortwaehrend im Steigen begriffen. Bei der sehr grossen Kundschaft, die sich vor allem aus allerlei hergezogenen Auslaendern aus Indien und Afrika zusammensetzt, die sich fuer unsere Ware sehr zu interessieren scheinen, werde ich wohl noch laenger voll beschaeftigt sein. Sie sehen also, an Arbeit mangelt es nicht, und mit dem Gange des Geschaefts koennen wir durchaus zufrieden sein!

Mit den besten Wuenschen fuers neue Jahr bin ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Graeulich,

Reisender in Eisen- und Stahlwaren en gros.

„Herr, hast du mein Gebet gehoert!“

Herr, hast du mein Gebet gehoert!
Jetzt ist das Leben das Sterben wert;
Sehnenden Strebens hoechstes Gebot,
Du hiessest Leben —, heissest Tod! —

Heilige Heimat, wie Kindeslachen
Lag der Friede auf deiner Flur.
Doch des Hasses neidgeifernder Rachen
Nichtete deine segnende Spur.

Zu Granit und Stahl geworden
Ist dein Antlitz zornumloht,
Ach, die Liebe selbst muss morden;
Denn das Leben gibt der Tod.

Stroeme kampfumgierten Lebens
Sickern tief in Feindesland,
Einen Tod kennt deutsches Leben:
Lebend sein in Feindeshand.

Einen Sieg: Zerfetzte Fahnen
Fliegen ueber Engelland,
Und die Ruhestatt der Ahnen
Bleibt mein freies Vaterland!

Herr, hast du mein Gebet gehoert!
Jetzt ist das Leben das Sterben wert;
Sehnenden Strebens hoechstes Gebot,
Du hiessest Leben —, heissest Tod! —

Hermann von Detten.

Von hier und daheim.

Auch einer von den deutschen Barbaren. (Aus einem Feldpostbrief.)
... Um 1 Uhr waren wir nach jenem Gefecht zur Ruhe gekommen, d. h. ich wurde auf dem kalten, feuchten Boden alle Augenblicke wach, vorschriftsmaessig frierend. Um mich etwas anzuwaermen, stand ich um 4 Uhr auf und stattete den franzoesischen Schuetzengraeben einen laengeren Besuch ab. Es ist ein grossartig angelegter Bau, stark befestigt und durch Drahtverhaue geschuetzt. Wie ich nun so friedlich hindurchwandere, hoere ich auf einmal sprechen — franzoesisch. Ich ziehe meinen Revolver und gehe dem Laut der Stimme nach. Was finde ich? Einen schwer verwundeten Franzosen, der mich um Hilfe anfleht. Ich gebe dem armen Kerl einen Schluck Kaffee und etwas Schokolade und verspreche ihm, mit einer Tragbahre zu kommen. Dann decke ich ihn warm zu und setze meinen Gang fort.

Eine eigentuemliche Feldpost. Im Jahre 1870 wurde zu Oberwittstadt ein kleiner Luftballon von drei Fuss Hoehe aus wasserdichtem Stoff gefunden. Er trug die Inschrift: „Poste aérostatique. Ballon de pharmacien. Ville de Metz, 9. Septembre.“ Ferner fand man in franzoesischer Sprache die Bitte der Absender, man moege die am Ballon befestigten Briefe bei der naechsten Post aufgeben. Es war also eine Art Luftpost, wie sie von belagerten Festungen aus des oeffteren verwendet wurde. Auffaellig war an diesem Ballon, dass er als Ballon fuer Apotheker gekennzeichnet war. Die Briefe, die man an dem Ballon angeheftet fand, waren in der Mehrzahl Privatbriefe. Sie sollten natuerlich irgendwo in Frankreich landen, wurden aber durch den boesen Willen des Aeolus nach Hessen verschlagen, wo sie bald vom Grossherzoglichen Kriegsministerium in Verwahrung genommen wurden.

Feldpostbriefe des Eusebius Schmiedramsl von Klachlharting.

II.

Barras,

Bo Schuah! Meune herslich gelipten Eldern!

Von heud ab koennd ihr eunen gans besondern Stolz auf eiern Sohn habn den ich habe mich vor den Feunde ausgezeichned indem das ich eunen gfangt hab. Eunen solchene Kaerl hab i gfangt von dene Schlawiner von der sogenannenden Eliedetrube der stinkadn Haern Engländer welche mir Schimbanesen heussen. Ich hab Eich gleich eunen Fodogravieh beiglegd damid ihr eunen solchene Stanglaffen belinsen koennd. Wie ich den gfangd hab mus ich schon erzehlen. Also die Haern Engländer haben eunen Sturmangrief unternommen das heusst sie wollden. Unterwegs haben aber



die meusten as Schnaufn vergessn un sind die andern wieder umkehrd. Bloss insa Mister is daherg'hupfd kemma wie beim Frassae der Bader Xaverl, der wo an Veitsdanz had. Mid eunem Schbrung is er in unserm Schitzgraben gwesen wo ihm da Pratzntoni gleuch ins G'sicht glangt had un ich hob ihm gleuch eune auf den Kobf g'haud un dann had er ins ghoerd. Jezd is er schon gans schoen zam wordn. Zuvor had er recht duhme Gewonbeuden ghabd indem dass er eunem immer anschbeit oder das der Viechkerl beusd. Aber ich habs ihm schon abgwend. Der Herr Feldwebi had mich aber dafir auch gelobed. Schmiedramsel, glaub ich, had er gsag, das siehd dir gleuch oder der siehd dir gleuch. Genau weus ich es nicht. Aber er had mich gelobd. Den Fodogravieh muessd ihr auch da Huababauan Vroni zeugen, weul sie auch fir Affn schwermd. Im ibrigen fahng ich jezd franzesisch an un werd ich Euch bal ich mag eunen franzesischen Brif schreiben un dem hochwohlgebohrene Haern Schullehra auch. Ah der wird seine Salzbuetschel aufmachen, weul er ihmer gemeund had... Aber Schwamm driber.

Jetzd muss ich meunen Brif beschlisen

un bin Eierer dapferer Sohn

Eusebius Schmiedramsl

Dambur beim Infanterie-Regamend . . .
in Frangreich.

Es is nicht nodwendig das der Haer Bfarrer wegen meuner Dabferkeid die Glogn leiten lasd aber eun Baggl Ziehgarn kan er mir schiken. H. K.

Neues nicht ueber- und nicht unterschuetzen.

Dieser Krieg unterscheidet sich von frueheren durch die vielen technischen Neueinrichtungen, wie Feldtelephon, Funkentelegraphie, Automobile fuer Nachrichtendienst, Lastautomobile fuer Nachschub von Proviant und Munition, Luftschiffe, Flieger usw., von denen manche die erste Feuerprobe zu bestehen haben. Da stellt sich denn heraus, dass manche, denen das Volk weniger Beachtung schenkte, sich vorzueglich bewaehren, waehrend andere, welche viele Gemueter aengstigten, durchaus nicht so tragisch zu nehmen sind.

Was wurde vor ein bis zwei Jahren fuer ein Aufheben von den franzoesischen Fliegerschwadronen gemacht. Man haette meinen koennen, dass gleich beim Aus-

bruch des Krieges die Sonne verdunkelt wuerde von der Zahl der franzoesischen Flieger, die ueber die Grenze kommen wuerden. Aber wir alle wissen, dass gerade in jenen Tagen die Sonne recht heiter erschienen hat. Es haben sich wohl manche franzoesische Flieger in den Lueften gezeigt, es sind aber auch manche glatt heruntergeschossen worden. Dann versuchte man ihre Leistungsfahigkeit darzustellen, als ob ihrem Spaeherauge keine Stecknadel entgehen koennte. Damit muss es aber doch einen Haken haben, denn es hatte selten den Anschein, dass die Franzosen wirklich ausreichend unterrichtet waren ueber Zahl, Verteilung und Stellung unserer Truppen. So hat gerade die neue Waffe, auf welche sich die Franzosen soviel zugut getan haben, ihnen nicht den Nutzen gebracht, den sie sich davon versprochen haben. Viel mehr Nutzen scheinen die deutschen Flieger und die Zeppeline unserem Heere zu bringen. Eine Waffe ist nicht entscheidend. So war im Jahre 1870 das Chassepotgewehr dem deutschen Zuendnadelgewehr bei weitem ueberlegen, und doch verloren die Franzosen alle grossen Schlachten. Entscheidend fuer den Sieg bleibt die gute Heeresordnung, die Fuehrung und vor allem auch der Geist der Truppe.

C. L. Poehlmann.

Das Maedchen von Lille.

In Lille hab' juengst ich etwas erlebt,
Dass mir das Herz noch heute erbebt.
Traf unvermutet die lang Ersehnte,
Die ueber allen Bergen ich waehnte. —
Sah niemals noch ein holderes Wesen,
Dem kindliche Anmut im Antlitz zu lesen.
Das Haelschen entbloesst im offenen Mieder,
Verschaemt gesenkt die schoenen Lider.
Im Auge lag Schwermut, doch schien's zu bekunden:
„Ich kann auch blitzen in neckischen Stunden.“
Ihr Muendchen so lieblich und maedchenhaft
Hab' lange, lange ich angegafft.
Da war es mir, traun, als spraech' sie zu mir:
„Was stehst du so still und bewundernd hier?
Beschaust mich in meinem glaesernen Schrein?
Ich bin doch aus Wachs, bin eiter Schein!
Ich lebe verbannt hier hundert Jahr',
Eine alte Dame schon, Gott bewahr!
Muss bleiben fern von Liebesschmerzen,
Mein Wachs schmilzt bald an feurigem Herzen!“ —
— Drauf bin ich traurig von dannen geschlichen,
Ihr Koepfchen ist nicht aus dem Sinn mir gewichen.
Und denk' ich ihrer, so spricht es in mir:
„— Ach waerst du lebendig, du tête de cire!“

Rittmeister v. Einsiedel.

Von hier und daheim.

„Mensch, Paul, wie siehste aus? Was haste gemacht?“ — „Hab' mich bloss gewaschen; nicht wahr, wie das den Menschen entstellen kann?“

„Ein Jammer, dass die Hutgeschaefte in der Heimat jetzt alle eingehen muessen.“
— „Ist das sicher?“ — „Natuerlich. Auf jeden Kopf kommt jetzt eine Brotkarte.“

Wo Hein Quast datt ieserne Kruez kreggen hett.

„Hein, oll Jung, wo geiht't blot an,
Datt'ck so smuck di sehen kann!
Kiek, du hest jo't ‚Isern Kruez'!
Jung', datt freit mi as'n Paguetz!
Hest datt woll bi'n ‚Storm' mol kreegen?“ —
„Nee,“ seggt Hein, „dat kreeg' bi'n ‚Reegen'.
Bi Antwerpen regn't in Goeten,
Un mien Hauptmann wier in Noeten. —
Denn'n heff'k rett't doerch Ruterdraegen
Ut den dullsten ‚Kugelraegen'.
As'k datt Kruez kreeg, freit mi datt.
Jungedi, watt woer ick natt!“

Paul Orlamuender, Wandsbeck-Mariental.

Patrouillenritt unter Wasser.

Ein Muenchener, der mit einem deutschen Unterseeboot die Fahrt nach Schottland mitgemacht hat, schreibt darueber:

Fuenfzehnhundert Meter vom Feind weg haben wir Ziehharmonika gespielt. Und der Feind hat es nicht einmal gehoert. Manchmal nicht einmal wir selbst, wenn unsere Motore gar zu grossen Radau machten. Unsere Ohren hoerten nicht, was die Ziehharmonika spielte. Aber wir sahen das Lied an den Bewegungen des Spielers, an seinen Mienen, an seinen Fingern, an seinen Fuessen, die den Takt schlugen, an dem Instrument selbst. Und wir haben das Lied mitgebruellt. Gebruellt, was unsere Lungen noch Kraft hatten, und doch haben wir von unserem eigenen Sang nichts gehoert. So laermten die Maschinen im Unterseeboot!

Was ich weiss von der Fahrt an die schottische Kueste? Fast nichts! Wir wussten nur eines: siegen oder sterben! Bequem ist's nicht in so einer Nusschale. Der Mannschaftsraum ist ganz gewiss kein Tanzsaal, und was die Lunge zum Atmen bekommt, ist keine Bergluft. Petroleum! Petroleum und wieder Petroleum! Da schnappt man nach Luft, wenn das Ding wieder in die Hoehe taucht.

Zehn Tage waren wir unterwegs. Wir wussten nicht, wohin es ging. „In den Tod oder zum Sieg. Mehr weiss ich jetzt selbst nicht,“ sagte unser Kommandant. Und dann ging's mit den anderen Unterseebooten hinaus ins Meer. Anfangs zusammen. Dann trennten wir uns. Die „U 15“ haben wir nicht wieder gesehen, die ist vorm Feind geblieben. An der ganzen englischen Kueste ging's entlang. Zeitweise unter Wasser. Sechs Stunden Arbeit und sechs Stunden Schlaf. Durch zehn Tage hindurch! Da gibt's kein Kommando. Man hoert nichts als Laerm. Wie ein Taubstummer ist man. Man hoert mit den Augen und redet mit Haenden und Fuessen. Wie es gerade kommt. So ein leichter Fusstritt, das heisst: „Du, pass auf! Schau hin! Der Maat will dir was sagen.“ Es gibt hoellisch viel Arbeit fuer die paar Mann. Besonders, wenn das Boot unter Wasser ist. Da muss jeder auf seinem Posten sein.

So ging es tagelang. Bald unten, bald oben. Das war die einzige Abwechslung. Und dann gab's auf einmal eine Aufregung! Einer nach dem andern durfte auf eine Minute seinen Platz verlassen und einen kurzen Blick durch das Periskop tun. Es war der schoenste Blick meines Lebens! Droben, wie eine Herde friedlicher Laemmer, lag ein englisches Geschwader. Unbesorgt, als gaebe es keine deutschen Seewoelfe in Panzerkleidung.

Zwei Stunden lagen wir da auf Vorposten unter Wasser. Einen grossen Panzer zu uns herunterzuholen, das waere uns sicher gelungen. Aber wir durften nicht: wir waren auf Patrouille. So nah am Feind und das Torpedo im Rohr lassen muessen. So mag's einem Jaeger sein, der einen Tag vor Aufgang der Rehbockjagd auf seinem Birschgang dreissig Schritte vor sich einen kapitalen Bock eraeuget.

Die zehn Gebote des Krieges.

Dies ist der Krieg, mein Volk, der dich herausgerissen hat aus Behagen und Stille, aber auch aus Schlawheit, Zweifelsucht und Uebersaettigung.

Du sollst keine anderen Gedanken haben neben ihm. Denn dieses Krieges Not wird fortwirken bis ins dritte und vierte Geschlecht, wenn wir ermatten, aber sie kann Segen bringen bis in das zehnte Geschlecht, wenn wir obsiegen und die erneuerte Welt auf deutsches Wesen gruenden.

Du sollst des Krieges furchtbaren Namen nicht missbrauchen, weder durch rohen Scherz, noch durch irgend etwas Unwuerdiges in Bild oder Worten.

Gedenke des Friedens in deiner Seele, dass diese Zuversicht dich heilige, wenn du der Gegenwart dienst und ihre grausamen Werke vernichtest. Denn die Zukunft sei wie ein Festtag deinem Volke, Freistatt des Fleisses und der Freude, fuer dich und die Deinen, fuer alle sich redlich Muehenden, auch fuer den Fremdling, der in deinen Toren wohnt.

Ehre Vater und Mutter, indem du die Heimat beschuetzest, in deren Erde sie ruhen.

Du musst toeten — um des Lebens willen, das der Vernichtung entsteigen soll.

Du sollst nichts stehlen lassen, was deinem Volke gehoert.

Du sollst Ehrfurcht haben vor Deutschlands Frauen: sie opfern stumm und tragen ihr Leid ohne Klage.

Du sollst kein falsches Zeugnis dulden wider dein Volk.

Lass dich nie mehr geluesten nach deiner Nachbarn Sitte, Unsitte, Sprechweise und Tracht, noch nach irgend etwas, das nur fuer die Fremden gemacht ist. Aber lass deutschen Geist auch kuenftig ausfliegen ueber die Welt, durch Bildung maechtig, stark durch Verstehen und aller Voelker Koestlichstes einsammelnd in die Truhen der Heimat.

Dr. Karl Wolff.

Belgien.

Die Gefechte bei Dinant haben die Franzosen und ihre farbigen Verbuedeten aus den innegehabten Stellungen geworfen. Auf der Flucht sind noch ungezaehlte feindliche Soldaten gefallen, die nun hinter den zerschossenen Haeusern in den Gaerten liegen. Am Ausgang des Ortes ist eine Verwundeten-Sammelstelle eingerichtet, und auf freiem Felde schlaegt der Lazarettendienst Lagerstaetten auf. Hier liegen Freund und Feind, frisch verbunden. Die Franzosen klagend, die Deutschen still ergehen. Unter ihnen auf einer Bahre ruht ein wunderschoenes junges belgisches Weib, um den Kopf und um den rechten Arm Verbaende, durch die das Blut schon wieder zu sickern beginnt. Zwei durch Armschuesse Verwundete, die nicht zu liegen brauchen, haben ihre Maentel ueber sie gebreitet. Zu ihren Fuessen knien ein kleiner Knabe und ein kleines Maedchen, krampfhaft ein Stueck deutsches Soldaten-Schwarzbrot in den zitternden Haendchen, und aus ihren Augen tropfen heisse Traenen auf der Mutter Fuesse. Da kommt die Feldkueche einer Infanterie-Kolonne vorueber. Halt. Befehl: „Pferdetraenken“. Ein Infanterist, der hinter der Feldkueche eine Kuh

fuehrt, die fuer das Mittagsmahl der Kompagnie bestimmt ist, nimmt schnell den Deckel seines Feldkessels ab, melkt die Kuh und reicht die Milch der Frau zum Trinken. Alle Verwundeten wenden die Koepfe, mit leisem Laecheln zu sehen, wie die Frau die Schale bis auf den letzten Tropfen leert. Kein Dank kommt ueber ihre Lippen, doch ein Blick — ein Blick, wie er nie einem Belgier gegolten hat — dem Barbaren. „Anfahren!“ klingt das Kommando.

Ulanengefreiter Rausch.

Statistische Bemerkungen eines franzoesischen Standesbeamten.

Gefunden in

Unter 362 432 Ehen zaehlte er:

- 1 362 Frauen, die durchgegangen waren,
- 2 361 Maenner, fahnenfluechtig, um den Weibern zu entgehen,
- 4 120 Scheidungen in gegenseitigem Einverstaendnis,
- 191 023 Ehen in Stellungskrieg unter einem Dach,
- 162 320 Eheleute, die Waffenstillstand geschlossen hatten,
- 1 102 Ehen, in denen parlamentiert wurde mit zweifelhaftem Ausgang,
- 135 Ehen mit Friedensschluss nach schweren Kaempfen,
- 9 wahrhaft friedliche Ehen, bei denen keine Kriegserklaerung drohte, ja beide Teile nicht einmal mobilisiert hatten.

362 432

Jeanne d'Arc.

Von Rudolf Herzog.

Im blau und silbernen Gewand,
Den Panzer auf den Maedchenbruesten,
Das Aug' entrueckt zu Gott gewandt,
Als bete es fuer Frankreichs Kuesten,
Am Herzen wie im starren Krampf
Das Schwert, drin tausend Tode wohnen,
Und in der Linken hoch zum Kampf
Das Lilienbanner der Bourbonen —

So stehst du, Bild aus Erz und Stein,
In Frankreichs Kirchen hundert Male,
Umreitest ernst im Mondenschein
Zu Reims die Kroenungskathedrale
Und lenkst im Flug des Rosses Huf
Landein, bis zu der Nordsee Wellen,
Als wollt' dein alter Schlachtenruf
Tod England! dir vom Munde gellen.

Jeanne d'Arc, du sanfte Hirtenmaid,
Jeanne d'Arc, du Sturmpanier des Himmels,
Sag an, wozu dich Gott geweiht
Im Sattel deines Eisenschimmels,
Sag an, wozu des Schwertes Hieb
Von Gott der Weg ward vorgeschrieben!
Und fiel Bourbon — dein Frankreich blieb,
Und — Englands Habgier ist geblieben.

Es flattert blau und silberfarb
Dein Kaempferkleid vom Rossesruecken —
„— Mir nach, wer einst durch England starb!
Mir nach! Es muss noch einmal gluecken!
Hoert die Prophetin, deren Bild
Hoch ueber Frankreich wacht graniten!
Den Feldschrei hoert, wie einst so wild:
Calais! Calais! Und Tod den Briten!“

Sie reitet durch den Duenensand,
Der einst der Briten Blut getrunken,
Und springt vom Pferd und kuesst den Strand
Und kniet und ringt in Gott versunken:
Du, der du einst mein Schwert geweiht
Zum heil'gen Krieg, halt an mit strafen,
Es baut der Feind im Freundeskleid
Die Zwingburg uns im eignen Hafen.

Sie hebt das Haupt ... Ein Heil'genschein
Laesst heldenhaft den Blick erhellen — —
Es steht ein Bild aus Erz und Stein
In Frankreichs Kirchen und Kapellen...
Die Beter nah'n und gruessen tief
Und schrecken auf — die Atemlosen:
Bei Christi Blut — die Jungfrau rief — —
„Tod England!“ gellt's. „Wacht auf, Franzosen!“

Entwischt!

Ein preussischer Offizier, der in franzoesische Gefangenschaft geraten war und sich wieder hatte befreien koennen, erzaeht:

Die Lage war so kritisch wie moeglich, und doch verliess mich keine Minute der Gedanke an meine Flucht. Man hatte mir einen Raum in einem Bauernhause angewiesen, dessen Fenster nach der Strasse gingen. So orientierte ich mich sofort, als ich, die Stiege hinaufsteigend, genau aufpasste, wohin man mich brachte, richtig; vom Fenster der uebrigens gut eingerichteten Stube aus sah ich die im Mondschein weissglaenzende Strasse.

Unten stand ein Posten, gegenueber dem Hause, und beobachtete das Fenster ... wie es mir wenigstens schien. Der andere tappte vor meiner Tuer auf und ab, die natuerlich auch noch verschlossen war — von aussen; an ein Entrinnen war anscheinend nicht zu denken, soviel meine Gedanken auch auf dieser Bahn auf und ab wanderten. Trotz des einladenden Bettes, das an der Wand stand, konnte ich keine Ruhe finden. Die Stunden schlichen. Unten schienen franzoesische Offiziere zu wohnen, ich hoerte ihre kurzen Befehle, hoerte Tueren zuschlagen. Schliesslich wurde es still. Der Posten drueben war verschwunden. Wahrscheinlich gelaestete es ihn nicht, meine dunklen Fenster noch weiter zu beobachten, denn, obgleich ich meine Taschenlampe bei mir trug, vermied ich es, mich irgendwie auffaellig bemerkbar zu machen. Vielmehr warf ich mich angekleidet, wie ich war, geraeuschnoll aufs Bett — und schlief ... wenigstens erweckte ich diesen Eindruck bei dem Posten, der die Tuer geoeffnet hatte und wie eine lebende Lanze auf der Schwelle stehen blieb. Durch meine festgeschlossenen Augen fuehlte ich helles Licht ueber mich hinfluten — ich atmete tief und gleichmaessig ... Minuten vergingen... Die Tuer fiel ins Schloss. Das Tappens draussen schwieg.

Stunden vergingen ... ich ruehrte mich nicht ... Da ploetzlich ein fernes Rattern — es kommt naeher — haelt vor dem Hause. Ich vergesse alle Vorsicht und schnelle empor. Ein Auto ... ein franzoesisches Auto. Ich mache das Fenster so geraeuschos auf, als ich vermag, und blicke hinaus. Der Fahrer muss schon im Hause sein; jetzt erklaert sich mir auch der Posten von vorhin — dem Hause gegenueber. Das Auto wurde erwartet. Ich ruehrte mich nicht mehr, lehnte das Fenster an und verharrete klopfenden Herzens. Unten blieb's still. Merkwuerdig. Schlieft man? Mein Entschluss war gefasst. Besser tot als gefangen — was koennte denn geschehen, wenn sie mich ueberraschten — eine Kugel und Schluss.

In rasender Geschwindigkeit hatte ich von den Bettuechern ein Seil gewunden, ums Fensterkreuz geschlungen, einen Augenblick darauf hatte ich mich herabgelassen und sass unten im Auto. Fort ging's mit der hoechsten Geschwindigkeit. Immer geradeaus — dorthin, von wo wir gekommen waren. Der Mond leuchtete. Von links her kam etwas — Franzosen ... ich raste vorbei — Schuesse hinter mir — ich raste weiter. Meine Rechte sank — da war etwas nicht in Ordnung — also mit der Linken gesteuert, nur voran. Aus meiner rechten Hand sickerte es warm. Ich musste wohl schon 50 Kilometer zurueckgelegt haben, als ploetzlich eine neue Patrouille herangesprengt kam ... Ulanen —

Zehn Minuten spaeter landete ich bei meinem Truppenteil. Drei Finger hat's gekostet ... aber ich war frei ...

Auf einen Tabakbeutel und seine Spenderin.

Eine 83 jaehrige Grossmutter hat in einem Liebesgabenpaket einen selbstgestrickten Tabakbeutel gesandt. Dies Zeichen ruehrender Liebestaetigkeit wurde von einem Artilleriehauptmann im Felde mit folgender Antwort belohnt:

„Viel Schoenes aus dem Heimatland
Ward uns bis jetzt zugesandt!
Wir kriegten Mueffchen, Schals, Zigarren,
Und — da zu Haus man so tut harren
Auf Nachricht — schoenes Briefpapier!
Viel tausend Dank, ihr Lieben, ihr!
Meist waren es die kleinen Maedels,
Die Gertruds, Lores, Hedwigs, Gretels,
Die klassenweise Warmes sandten
Und der Abnehmer viele fanden!
Es stricken diese kleinen Dinger
Ja schnell mit dem geschmeid'gen Finger!
Doch — dass auch noch 'ne Grossmama
Mit 83 (!) saesse da
Und strickte liebend Tag und Nacht —
Das? — Nein! Das haett' ich nicht gedacht!
Das tat mich wundersam ergreifen;
Du denkst an uns! — Die Kugeln pfeifen,
Kanonen donnern, Zuender sausen,
Man hoert des Krieges Furie brausen!

— — — — —
Du sitztest in der kleinen Kammer
— (Gott sei gelobt, weit fern vom Jammer!) —
Und haekelst leise Masch' fuer Masche
An einer Tabakbeuteltasche,

Damit ein Krieger unbekannt,
Weit weg im fernen Feindesland,
Erfreut mit deiner Gabe wuerde,
Trotzdem dich drueckt des Alters Buerdel

Solang es solche Frauen gibt,
Solang man unser Heer so liebt,
Solange muessen wir ja siegen
Und unsre Feinde unterkriegen!!!! — —
Hiervon durchdrungen, unterschreibt sich
Mit Gruss

der Hauptmann Ix aus Leipzig.“

Von hier und daheim.

Ein Englaenderfang. Am 22. Oktober brachen wir gegen 7 Uhr auf und rueckten an den Ort T. vor. Gegen 10 Uhr kamen wir mit den Englaendern ins Gefecht, die wir bis Z. zuruecktrieben.

Z. ist ein frueher wohl schoenes Dorf, auf einer Anhoehe gelegen, von wo aus man das ganze Gelaende uebersehen kann. Hier hatten die Briten dreifache hintereinanderliegende Schuetzengraeben, so dass ein Vorgehen unsererseits unmoeglich war. Die ersten zwei Gefechtslinien gelangten indessen in einen vorgeschobenen englischen Graben und blieben dort in Stellung. Die dritte und vierte Gefechtslinie blieb an diesem Tage in Haeusern verteilt. Abends wurden diese beiden Gefechtslinien dann weiter hinter gerueckt, da wir von der feindlichen Artillerie fortwaehrend beschossen wurden. In dieser keineswegs angenehmen Stellung blieben wir bis 29. Oktober liegen. Am 30. Oktober in der Fruehe sandten unsere tapfern Pioniere noch mehrere Minen hinueber, welche direkt in die Graeben flogen. Gegen 10 Uhr erfolgte nun der Angriff. Mit Gott fuer Koenig und Vaterland brachen die ersten Linien vor. Die Englaender hielten heldenhaft Widerstand. Die ersten Linien derselben wurden gaenzlich vernichtet.

Gegen 11 Uhr erreichten wir Z. Welch Bild des Krieges. Kein einziges Haus war von der deutschen Artillerie verschont; Loecher waren in den Strassen, dass man gleich Haeuser haette hineinstellen koennen, tote Englaender, Pferde, Truemmer der eingestuerzten Haeuser lagen umher. Wir nahmen die ganze Ortschaft.

Ein junges Kriegsgemueth regt sich in dem kleinen Leipzig-Connewitzer Schueler Arno St. Ein Schreiben von ihm an die „Liller Kriegszeitung“ geben wir untenstehend im Wortlaut und in der eigentuemlichen Schreibweise wieder, nur bedauernd, dass dem kuenstlerischen Anerbieten des jungen Mannes wohl kaum Folge gegeben werden kann.

„Liebe Landsturmlaute da Ich in diesem Orte keine Ruhe habe moechte ich euch einmal bitten ob ich als guter 12 Jaechriger, Wiener Ziehharmonika Spieler, in den Schuetzengraeben Spielen koennte um euch die Zeit zu vertreiben. Auch moechte Ich mir einmal die Franzosen und die falschen Englaender ansehen und auf sie schiessen. In der Schule sammeln wir fuer Soldaten Liebesgaben eins hatten wir schon (vertg) fertig und (v) fortgeschickt. Jetzt sammeln wir ein zweites. Bitte schreiben sie mir doch, wie Ich zu Ihnen nach Lille kommen kann

Herzlichen Gruss sendet Schueler Arno St.
Leipzig-Connewitz.“

Soehnchen (bei den Schulaufgaben): „Vater, wie teilt man Soldaten ab?“
Vater (Feldwebel): „Man laesst abzaehlen: Eins — zwei — eins — zwei!“

Im Schuetzengraben: „Du, Karle, wenn ick wieder nach Hause komme, dann schlaf' ick erst mal acht Tage im Kohlenkasten, damit ick mir allmaehlich wieder an'n Komfort jewoehne!“

Es ist jetzt so viel von den Kaempfen in Nordpolen die Rede. Gibt es denn ueberhaupt mehrere Nordpole?

Deutschland untersagt die Befoerderung von Holz von Norwegen nach England. Das ist betruerblich fuer England. Man bedenke, wieviel Holz es fuer Instandhaltung des Holzwegs benoetigt, auf dem es sich gerade jetzt unausgesetzt befindet!

Da gibt es nun jetzt Bouillonwuerfel, Kakaowuerfel und dergleichen schoene Dinge fuers Feld! Warum versucht sich das Koenigliche Hofbraeuhaus in Muenchen nicht in der Ausgabe von Hofbraeubierwuerfeln? Ein Wuerfel auf ein Glas Wasser — und das schaeumende Hofbraeu ist fertig! Welche Riesenabsatzmoeglichkeiten ins Feld! Wirklich, das Geld liegt auf der Strassel!!!

Die 2. Batterie unseres Feldartillerie-Regiments

in der Schlacht bei Vitry-les-François am 7. und 8. September 1914.

I.

Regenschauer, stockdunkle Nacht. —
Hinter dem Walde
Auf steiniger Halde
Rasten Batterien vor der Schlacht.

In den Tauen stehen gesattelt die Pferde.
Es ruhn Offiziere
Und Kanoniere
In Maentel gehuellt auf feuchter Erde.

„Stiller Alarm!“ Vorwaerts im Trab.
Rings Nebel brauen.
Im Morgengrauen
Reiten die Fuehrer die Stellungen ab.

Eherner Schlange gleich ein Ziehn
Hinter den Hoehen,
„Halt!“ Nun stehen
Feuerbereit die Batterien.

II.

Auf der Hoehe, in Bueschen versteckt,
Hinter Panzerwagen gedeckt,
Offiziere am Fernrohr stehn;
Lugen aus, den Feind zu erspaehn.

Wie die Augen auch wandern umher,
Nichts zu erblicken, — das Schlachtfeld
ist leer.

Ins Kalkgestein die Hacke dringt,
Im muntern Takt der Spaten klingt.
Aus Graeben wirft Geroell man vor,
Die starke Schanze waechst empor.
Am Himmel steht die Sonne heiss,
Von nerv'gen Koerpern perlt der Schweiss.

Da — Rauschen von Propellern klingt.
Wie ein Falke leicht beschwingt,
Zieht ein Flieger seine Kreise.
Ploetzlich wachsen Wolken, weisse,
In den Lueften Knallen, Blitzen
Von Granaten der Haubitzen.

Flieger wendet sich und flieht,
Pfeilgeschwind er feindwaerts zieht.
Meldet, dass er konnt' erspaehn,
Wo verdeckt Batt'rien stehn.

Zischend Pfeifen hoert man schallen,
Schrapnell platzt mit scharfem Knallen.
Hinter uns sieht Rauch man ziehn.

Jetzt kracht's vor den Batterien,
Surrend faucht der Kugeln Blei
Rechts und links an uns vorbei.
Immer tollres Krachen, Blitzen, —
Unsre guten Schilde schuetzen.
Hart den Stahl die Kugeln fegen
Prasselnd wie Gewitterregen.
Feind, verborgen hinterm Wald,
Feuert aus dem Hinterhalt.

III.

Das Feuer ertragen,
Nicht wieder zu schlagen,
Ist haerter als Kampf.
Im wehenden Dampf
Zwischen den Blitzen
Zeigen sich Schuetzen
In roten Hosen.
„Da sind Franzosen!“
Kommandos schallen.
Geschuetze knallen
Mit Donnerkrachen.
Aus Feuerrachen
Schrapnells singen,
Schrapnells springen.
Kugeln spritzen
Gegen Schuetzen.
In Rauch und Flammen
Brechen zusammen
Dichte Haufen.
Wie sie laufen
Gleich scheuer Herde,
Stuerzen zur Erde.
Leichen sich tuermen.
Feldgraue stuermen.
Hurra erschallt, —
Uns ist der Wald!

IV.

Heulend surrt es durch die Luft,
Hoellenkrachen, Schwefelduft.
Da sind schwere Sprenggranaten,
Aus den schwarzen Pulverschwaden
Zackeneisensplitter schwirren,
Gegen Rohr und Schilde klirren,
Rueckwaerts, seitwaerts das Verderben,
Wunden klaffen, bitteres Sterben.
Leutnant muss als erster fallen,
Stammelt mit gebrochnem Lallen:
„Schmidchen stirbt noch lange nicht.“
Roechelt — und sein Auge bricht.
Totentanz — Granaten springen:
Gluehend Eisensplitter dringen

In die Koerbe, — krachend brechen
Die Patronen, — zischend stechen
Aus den Huelsen sengend, lohend
Flammen, rings Verderben drohend.
Brand ergreift die Munition.
Graunvoll Ende — Explosion!
Sichern Tod braecht' laenger Saeumen —
Laut erschallt's: „Die Stellung raeumen!“
Dem Feind nicht weichend, dem Geschick,
Geht nach der Deckung man zurueck.

V.

Flieger erspaehn,
Wo die Protzen stehn.
Bomben fallen.
Qualm und Knallen.
Getroffene Pferde
Stuerzen zur Erde.
Die Hufe wild hauen
Verwickelt in Tauen.
Erde wird rot —
Reitertod.
Rosse baeumend,
Am Zuegel schaeumend
Reissen sich frei,
Rasen vorbei,
Brechen nieder,
Stehen wieder.
Zitternd sie wanken,
Es schlagen die Flanken;
Da faengt man sie ein.
In den Wald hinein
Der Wachtmeister treibt,
Was uebrig bleibt.

VI.

An den Geschuetzen zischt's und pufft,
Kartuschen fliegen in die Luft.
Doch die Geschosse halten stand.
In Qualm und Rauch verlischt der Brand.
Rasch eilen vor die Offiziere,
Aus Graeben springen Kanoniere.
Aus fernem Wald sieht Rauch man wehn.
„Hurra, jetzt wisst ihr, wo sie stehn!“
Der Hauptmann richtet ein Geschuetz:
Ein scharfer Knall, ein greller Blitz.
Hart schlagen der Granate Splitter,
Wie Schlossen fallen im Gewitter,
In der Batterie des Feindes nieder.
Doch der schickt seine Antwort wieder.
Erneut das Feuer wild beginnt.
Ein grimmiger Zweikampf sich entspinnt.
Entfesselt scheint der Hoelle Macht,
Ohne Unterlass es heult und kracht.

Im Gifthauch geht der Atem schwer.
 Die Splitter zischen kreuz und quer,
 Getroffen wird des Hauptmanns Hand.
 Ein Taschentuch als Notverband,
 Des Feuers Leitung er behaelt.
 Acht Tote decken schon das Feld.
 Aus mancher Wunde fliesst das Blut.
 Was tut's, nur grosser wird die Wut.
 Wir kaempfen, bis wir unterliegen,
 Wir werden sterben oder siegen!
 Hurra, jetzt helfen uns Haubitzen,
 Aus maecht'gen Wolken leuchtend Blitzen,
 Dumpf rollend dringt zu uns der Schall,
 Da haelt kein Schild, da schuetzt kein Wall.
 Nun stellt der Feind sein Feuer ein.
 Die Nacht bricht an, mild deckt sie zu
 Das Grauen, ringsum Grabesruh.
 Todmatt die Kanoniere sinken
 Hin am Geschuetz. — Die Sterne blinken.

VII.

Der Morgen daemmert bleich und fahl,
 Wie Geisternebel ziehn durchs Tal.
 Ein Grab fuer acht am Waldesrand
 Graebt treuer Kameraden Hand.
 So betten wir auf weichem Moos
 Die Toten in der Erde Schoss.
 Da ruhen starr sie hingestreckt,
 Ein schwarzes Tuch ihr Antlitz deckt.
 Die Kameraden ernst und stumm
 Im Kreise stehn ums Grab herum.
 An Priesters statt der Hauptmann spricht
 Ein Lebewohl in Worten schlicht.
 Entbloeesten Haupts die Runde steht,
 Ein Vaterunser als Gebet.
 Ein jeder legt als letzte Gab'
 Wacholderzweige in das Grab.
 Und dumpf als Ehrensalve kracht
 Kanonendonner von der Schlacht.

Hptm. Ernst Werner Roth.

Ein Ehrentag.

Aus dem Briefe eines Teilnehmers an dem siegreichen Gefecht unseres Inzwischen der englischen Uebermacht erlegenen ostasiatischen Kreuzergeschwaders an der suedamerikanischen Kueste.

Der 1. November ist fuer uns ein Ehrentag gewesen. Wir haben unsere Feuer-taufe erhalten und dabei einen schoenen Sieg errungen. Auf 37 Grad suedlicher Breite haben wir 18 Kilometer von der Insel Santa Maria die Englaender getroffen. Du kannst Dir denken, wie gross die Begeisterung bei uns war, als ganz ploetzlich am Sonntag nachmittag auf der Scharnhorst das Signal gehisst wurde: „Klar Schiff zum Gefecht“. Man sah am Horizont nur zwei Rauchwolken aufsteigen, die zunaechst von uns fuer Handelsdampfer gehalten wurden. Scharnhorst, die etwas naeher herausstand, erkannte aber in ihnen den englischen Panzerkreuzer Monmouth und den Hilfskreuzer Otranto. Wir gingen nun mit der aeussersten Kraft auf die Feinde zu, die kehrt machten und sich auf die nachfolgenden Kreuzer Goodhope und Glasgow zurueckzogen. Wir waren drei gegen vier, denn die beiden kleinen Kreuzer standen weiter nach der Kueste zu, so dass ausser den beiden grossen Kreuzern nur Leipzig in den Kampf eingreifen konnte. Das Feuer wurde um 6 Uhr 34 Minuten eroeffnet. Gleich am Anfang hatte ich das Gefuehl, dass wir siegen muessten; dass es uns aber dabei so gut gehen wuerde, haette ich nicht zu hoffen gewagt. Scharnhorst beschoss das englische Flaggschiff Goodhope, wir den Kreuzer Monmouth und Leipzig mit der in-zwischen angekommenen Dresden die beiden anderen Schiffe. Kurz nach Beginn des Gefechts schor die Otranto aus, und auf dem englischen Flaggschiff entstand ein grosser Brand. Auf der Monmouth schienen unsere Geschosse grosse Verheerungen anzurichten, da sie nur achtern schoss. Gegen 7 Uhr war es leider so dunkel, dass wir nur nach dem Feuerschein der brennenden Schiffe schiessen konnten. Um 7 Uhr 15 Minuten erfolgte auf dem englischen Flaggschiff eine gewaltige Explosion. Darauf stellten wir das Feuer ein, denn es war nichts mehr zu sehen. Ob das Schiff gesunken ist, konnten wir nicht feststellen, wir haben aber nichts mehr von ihm gesehen. Die Monmouth ist gekentert und mit ihrer 600 Mann starken Besatzung untergegangen. Ein Rettungsversuch war ausgeschlossen, da die ausserordentlich schwere

See ein Aussetzen von Booten unmoeglich machte. Ausserdem war es stockdunkel und wir mussten einen erneuten Angriff der Glasgow fuerchten, die in der Dunkelheit entkommen war. Und nun kommt das fast Unglaubliche: als wir uns besahen, hatten wir drei Treffer erhalten, wovon zwei gegen den Panzer gaenzlich schadlos gegangen waren, waehrend eine Granate im Vorschiff explodiert ist, wobei ein in der Naeheliegender Heizer leichte Verbrennungen an der Brust davongetragen hat. Also bei uns ein Leichtverwundeter, das Schiff unbeschadigt; und dann kamen die Meldungen von den anderen Schiffen. Scharnhorst ein Treffer im Vorderschiff, der nicht explodiert ist, keine Verwundeten oder Toten, die kleinen Kreuzer ohne jede Beschadigung. Du kannst Dir die Begeisterung vorstellen. Die Englaender haben schweinemaessig geschossen! Allerdings war auch in dem Seegang sehr schwer zu schiessen. Ja, das war nun meine erste Seeschlacht. Nun haben wir uns zum ersten Male gezeigt seit dem Kriege, denn auf unserer Fahrt ueber den Stillen Ozean haben wir nichts gesehen. Drei Monate mit ziemlich viel Anstrengungen und Entbehrungen liegen hinter uns. Was nun die Zukunft bringen wird, weiss man ja nicht, hoffentlich Gutes!

Frank Aschmann, Leutnant zur See. S. M. S. „Gneisenau“.

Ein Liller ueber den D-Zug Lille.

Des deutschen Volkes Wille
Ist jetzt zur Tat gedieh'n
Im neuen D-Zug Lille
(Richtung: Bruessel, Koeln, Berlin)!

Wir Aermsten werden stille,
Sch'n wir das Land durchzieh'n
Den deutschen D-Zug Lille
(Richtung: Bruessel, Koeln, Berlin)!

Es ist 'ne harte Pille!
Jedoch wie ihm entflieh'n —
Dem deutschen D-Zug Lille
(Richtung: Bruessel, Koeln, Berlin)?

Bahnpoertner, ach wie schrille
Mir doch dein Ruf erschien:
Einsteigen D-Zug Lille
(Richtung: Bruessel, Koeln, Berlin)!

Im Viehzug zieh' ich stille
Gefangen ab. Und kuehn
Faehrt dort der D-Zug Lille
(Richtung: Bruessel, Koeln, Berlin)!

Unser Buwe.

Hat sich da e Aazahl Buwe uff dem Frankforter Remerberg versammelt, um Velkerkriegches ze spiele.

Aener aus der Hellgass hat die Rolle verdaelt.

„Du mechst enn Franzos,“ hat er zu aem aus der Goldhutgass gesagt.

„Weswege?“

„Des sin aech so eige bilde Kerl, wie du.“

„No un ich?“ hat e korzer, dicker Steppel aus der Rawunzelgass sich erkundigt.

„Du bist e Russ.“

„Warum e Russ?“

„Weil de dich bestennig kratzt.“

„Was mach ich dann?“ hat e Blauhandgesser gefragt.

„Enn Englenner.“

„Was!“

„Ja, du bist ja als Liechemaul bekannt.“

„Was soll ich mache? Enn Englenner? Sag's noch emal! Dann haeg ich derr uff den Ohrlappe, dass de umfaellst. Liewer mach ich enn Raeuwer, des is doch viel aastenniger.“

Da kaener enn Englenner mache wollt, hawwe se sich unnerennaner gepriechelt.

Adolf Stoltze.

„Tati — tata!“

Dem bekannten Automobilhupenzeichen unserer obersten Behoerden legten die Liller, als sie es Mitte Oktober zum ersten Male hoerten, die Textworte unter:

Nous sommes Allemands!
Pas pour longtemps
nous restons là!
C'est seulement
pour quelques mois!

Da war damals der Wunsch der Vater des Gedankens — aber wir sind ein bisschen laenger geblieben, und die guten Liller werden das froehliche Signal wohl noch eine gute Weile zu hoeren bekommen: „Tati—tata!“

Meine Flasche Schwedenpunsch!

Eine Selbstplauderei an franzoesischen Kaminen.

Ich bin heute nicht ich! Ich bin heute „jemand andersch!“ Denn „ich“ ist immer vergnuegt! Der „andere“ gefaellt mir gar nicht, das ist ein miser Kerl, dem wahrscheinlich das flandrische Regenwetter die Stimmung verdorben hat. Laecherlich, das bisschen Regen, bei der Kriegslage! Warte, mein Kerlchen, ich werde dich mal ein bisschen aufnutzen, zu was haben mir denn zwei Dutzend Freunde und Freundinnen so wunderbare Liebesgaben zu Weihnachten geschickt? Etwa, damit ich sie allein auffuttere, auftrinke und aufrauche? Das waere ja gar nicht zu schaffen! Dem Zigarrenfritzen an der Grande-Place-Ecke koennte ich erfolgreichst Konkurrenz machen, solch ein Nikolausseggen ist ueber mich zu Weihnachten niedergegangen! Also nun komm mal her, mein Soehnchen, lassen wir unsere Leutnants drueben Skat spielen, nimm dir eine Zigarre — ja, die, — das ist eine Rosa aromatica! — nun gib mal die Pulle Schwedenpunsch her, und da setzt du dich nun mal hin, an den Kamiä! Und nun mal 'raus mit der Sprache, wo drueckt dich's denn? Du bist naemlich ein ganz dummes Luder! Hast zu Haus eine liebe Frau, die dir jeden Tag schreibt, hast bisher heile Knochen behalten, hast ein Kommando, das dir Freude macht, nu sag bloss mal, Jungeken, was verlangst du eigentlich vom Kriege noch mehr? Nu trink erst mal! Prost! Gott strafe England! — Ja, das schmeckt dir, altes Luder, was? Sieh mal, du muusst ein bisschen mehr Lebenskuenstler sein, das Gute und Schoene aus allem herauszupicken suchen, und das Unangenehme schnell vergessen! Schau dir mal unsere Soldaten an, da vorn im Schuetzengraben, bei einem halben Meter Wasserstand stehen die armen Kerle Nachts auf ihrem Luginslandposten, und trotzdem, sieht man bei ihnen je einen, der nicht frisch, froehlich und siegesbewusst? — Na also! — Siehste, von den grauen Jungen kannst du was lernen! — Nee, uebelgenommen wird nichts! Prost — Gott strafe England! — Nu hoer' bloss mal drauf, da nebenan, unsre Kerls! Haben sich doch weiss Gott ein Orchester zusammengestellt, mit 'nem Bumbass aus einem Huck Eisen draht, und einer alten Blechbuechse, einem Cymbel aus einer Ofengabel, einer alten in Belgien gefundenen Trommel, der Geige vom Lehrer und dem requirierten Klavier?! — Und der Schmiss darin, wenn sie spielen: „Wenn ein Maedchen einen Herrn hat!“

na weisste, wenn das nischt ist, dann kannst du mir aber leid tun! Prost! Gott strafe England! — Und nun halte mal endlich die Klappe, ich kann's naemlich nicht leiden, wenn du egal red'st, besonders bei deiner Saulaune! Du weisst ja gar nicht, wie gut dir's im Kriege jetzt geht! Na ja, die Zeit in Belgien war nicht schoen, es war ja nicht nett von den Leuten, aus den Haeusern zu schiessen, aber das ist doch nun vorbei! Oder hat dir vielleicht in Lille mal einer aus dem Fenster zugefunkt? Doch ausgeschlossen! Waere dort sofort ins Jenseits befoerdert worden, wo er sich noch ausserdem kolossale Unannehmlichkeiten zugezogen haette! Na, und Chalons hast du auch kennen und hinterher ordentlich Trab reiten gelernt! Na, und Lille jetzt im Hintergrund ist doch auch nicht uebel! — Dунnerschlag, du bist schon wieder ex? — Na warte mal! — Prosit! Gott strafe England! — Und nun nimm mal noch 'ne Zigarre, ich rede besser, wenn du rauchst! So! — Also sei doch froh, dass du deine ollen Grossestadtnerven wieder mal ein bisschen mit Fettumlagerungen auspolstern kannst! Das bisschen Abendsegen von den Englaendern geniert doch wirklich nicht allzusehr! Gestern sagte mein Bursche sehr treffend: „Ich gloobe, die schiessen noch so lange, bis sie mal was treffen!“ — Und wenn du mal wirklich Langeweile hast, was doch bei deinem Krips gar nicht vorkommen duerfte, dann hast du doch in der Liller Kriegszeitung ein Blatt, das sich gewaschen hat! Du hast Scherz und Ernst dicht beieinander, stimmungsvolle, vaterlaendische, herzerfrischende Schuetzengrabenhumor-Beitraege! Ich war neulich mal dort auf der Redaktion. Im Chefredakteurzimmer: ein Hauptmann, ein Chefredakteur, ein Druckereidirektor, ein Verleger, ein Druckereinspektor, ein Papieroberverwalter, ein Sortimentdirektor! — Was sagste? Sieben Menschen? Keene Ahnung, een eenziges Maenneken sitzt da drinnen! Tja, der deutsche Soldat macht alles, wenn's befohlen wird. Prost! Gott strafe England! — Du bist ein richtiger Saufaus, oller Pullenmoerder! — Nun sitz' endlich mal ruhig, und hoere zu, die Schiesserei da draussen ist nichts, rein gar nichts! Das klingt nur immer so gefaehrlich! Also was glaubst du? 347 Weihnachtsgedichte hat er zur Aufnahme in die Weihnachtsnummer eingesandt bekommen. Ist das nicht ein bisschen happig? Das muss der arme Kerl doch alles, alles lesen! Entsetzlich! Ich hab's aber immer schon gehoert, dass unsere Soldaten Barbaren sind! — He, du, schlaf mal nicht! Wo steckst du denn eigentlich? Du, he, holla, Prost! — — Gott strafe England! Pulle leer! — — —

Deli.

„In der Schlacht!“

Verfasst von Fuesilier C. Preiss nach der Melodie: „In der Nacht“ von I. Gilbert.

In der Schlacht, in der Schlacht,
 Wenn Haubitzenonner kracht
 Und der Moerser sein Liedchen brummt!
 In der Schlacht, in der Schlacht,
 Infant'rie Spruenge macht,
 Und der Flieger in Lueften summt!
 In der Schlacht, in der Schlacht,
 Alles Pack dann kehrt macht,
 Laeuft zurueck, als waer' der Teufel los!
 Laesst zurueck, manches Stueck,
 Ach, die Freude! Augenweide!
 's ist 'ne Lust, siegsbewusst nachzugehn: —
 Nach der Schlacht —
 Aber nur nach der Schlacht,
 Wenn die ganze Armee steht und lacht;
 Lacht auch Plettenberg und klappt die Karten zu,
 Denkt: Franzose, wie dumm bist du!

Dort am Meer, dort am Meer,
 Steht ein Posten mit Gewehr,
 Blickt aufs weite Gewaesser hinaus!
 Auf dem Meer, auf dem Meer,
 Sausen Kreuzer hin und her,
 Spucken ihre Torpedos aus!
 Auf dem Meer, auf dem Meer,
 Faellt das Kaempfen doppelt schwer,
 Weil das Wasser keine Balken hat!
 Doch macht's Spass auf dem Nass,
 Wie sie sinken, Hilfe winken,
 Doch fuer Raeuber gibt's keinen Pardon!
 Dort am Meer,
 Doch nicht nur an dem Meer,
 Steht ein Posten mit seinem Gewehr,
 's gibt auch sonstwo Dresche „Made in Germany“
 Die sie kriegen, vergessen's nie.

In Paris, in Paris,
 Hat man auch schon maechtig Schiss,
 Man hat dort ein Rumpuertaebchen gesehn!
 In Paris, in Paris,
 Wo die Tugend Maerchen is,
 Wagt man nicht mehr zum Boulevard zu gehn!
 In Paris, in Paris,
 Schrie man immer: „vers la Prussel“
 Denn man hat die grauen Jung's sehr gehasst!
 Doch was tut's, guten Muts
 Ziehn sie weiter, immer heiter —
 Ach Paris, was sagst du nun zum Pruss'?
 Der schon manche welsche Fahne zerriss!
 Dir vergeht's noch: „Vive la France!“
 Und so zu schrei'n,
 Denn der Deutsche, der treibt's euch ein.

Ein „Feldpost“-Brief.

Westflandern, Januar 1915.

Mein lieber Freund!

Du schriebst in einem Deiner letzten Briefe etwas spoettisch: „Ihr mit Eurer Feldpost koennt Euch begraben lassen!“ Diese Deine wirklich herbe Kritik an unsrer Feldpost ist mir jedesmal, wenn ich einen Brief erhalte, wieder in Erinnerung gekommen, und ich moechte heute, angeregt durch Deine Aeusserung, einmal von dem grossen Sorgenkind dieser Tage, von der Feldpost, mit Dir plaudern! Ich schicke voraus, dass ich — meinen Wachtmeister vielleicht abgerechnet, der in Friedenszeiten sein Probejahr bei der Reichspost tut — keinerlei Bekannten oder Verwandten bei der Post habe, und dass auch ich einige Liedchen singen koennte von Briefen, die mich nicht erreichten! Ich habe also keine Veranlassung, eine Lanze zu brechen fuer die Feldpost, — und doch muss ich sagen: Unsrer Feldpost ist ausgezeichnet, ja sie ist zu ausgezeichnet, sie ist besser, als man es wuenschen moechte! — Du staunst ueber solche Ansichten? Nun bitte, so folge einmal dem Gange meiner Logik: Es gibt Krieg und es gibt Frieden! Beides sind unvereinbare Gegensatze! Entweder — oder! Der Frieden, der Inbegriff alles Guten und Edlen, — der Krieg das Furcht-

barste und Schrecklichste! Verbrannte Doerfer, zerstampfte Saaten, Tuerme von Leichen, Jammer und Elend! Und nun denke Dir hier hinein den „Schwager“ im blauen Rock, der von der Herzallerliebsten einen Gruss bringt! Passt das zusammen? — Nein! — Hier in Nordfrankreich wissen die Besiegten, was „Krieg“ ist! Fuenf Monate ist es her, dass ihre Maenner und Soehne eingerueckt sind zu den Fahnen, drei Monate, seitdem der deutsche Sieger hierher seinen Fuss gesetzt hat! Drei Monate, dass keine Nachricht, keine Zeitung zu ihnen gelangt ist! Diese Frauen, die taeglich andere Feinde in ihrem Hause sehen, diese Frauen wissen, was der Krieg ist, fuer sie gibt es keine Feldpost! Krieg und Post passen eben nicht zusammen! Ist der Krieg gut, dann muss die Post zeitweise schlecht sein!

Man sehe sich die Arbeit unserer Feldpost doch einmal hier draussen in ihrer Taetigkeit an!

Bis weithin auf die Schlachtfelder dehnt sich ihre Wirksamkeit aus, wo ihre fliegenden Bueros Briefe und Karten einsammeln, und anderseits bis vor in die Schuetzengraeben erreichen uns, nur durch ihre glaenzende Einrichtung, die Gruesse unser Lieben aus der Heimat! Freilich, manches geht verloren, aber wer beweist in jedem Fall, dass die Sendung stets richtig adressiert war? Wenn Du den Sack „Durchgangspost“ saehst, der uns taeglich zum Durchsehen praesentiert wird, Du wuerdest bekehr! Was fuer unmoegliche Aufschriften gibt es da! Und wie natuerlich ist es doch nur, dass eine einfache Frau aus dem Volke, die nie von Brigaden oder von Reservedivisionen gehoert hat, die Adresse ihres Mannes oder Sohnes nur schwer behalten kann und wenn sie sie niederschreiben soll, ein tolles Durcheinander daraus entsteht. — Geradezu klassisch ist ja die Antwort einer Bauersfrau auf die Frage, wo ihr Mann sich jetzt im Felde befaende: „Im Feldlager hinter Posen, ganz weit 'raus, dichte bei Antwerpen auf Belfort zu, nicht weit von Paris!“ Nun denke Dir die Adresse dieser guten Frau an ihren Mann ins Schriftliche uebersetzt mit Regiments-, Brigade-, Divisions- und Korpsbezeichnung!!! — Wenn in der ersten Zeit nach Ausbruch des Krieges viele Briefe 3 bis 4 Wochen fuer ihre Ankunft brauchten, so lag dies in den militaerischen Verhaeltnissen, denn die Feldpost konnte, bei unserem schnellen Vormarsch in Belgien und bei den damaligen ganz riesenhaften Truppenverschiebungen ebendort, gar nicht nachkommen; seit einer grossen Reihe von Wochen aber ist der Befoerderungsdienst fuer die Feldpost — vielleicht abgesehen von den Verhaeltnissen in Russisch-Polen — durchaus geregelt, soweit dies im Kriege ueberhaupt menschenmoeglich ist. Freilich, wenn eine Braut binnen Monatsfrist an ihren Brautigam 250 Feldpostbriefe und Paeckchen sendet, so kann sie unmoeglich verlangen, dass alles ankommt, und dies ist ebenso ein Missbrauch der Feldpost zu Lasten des uebrigen Briefwechsels, wie wenn ein einzelner Soldat die Summe von 160 Postkarten an einem Ruhetage verschreibt, wie beides tatsaechlich geschehen! — Und so will ich mit dem Wunsche schliessen, dass die Feldpost auch im jetzigen schweren Kriege in alter Weise ihre Pflichttreue betaeligen moege, um zwischen den Heeresangehoerigen und ihren Lieben in der Heimat, wie 1870/71, die so sehr gewuenschte Verbindung herzustellen. Wer moechte leugnen, dass dadurch manche bange Sorge abgekuerzt, manche Traene erspart und vielen Freude bereitet wird? —

Mit herzlichen Feldgruessen

Dein alter D.

Belgien unter deutscher Verwaltung.

Waehrend im Osten unsere Heere unueberwindlich vordringen und im Westen im zaehen Ringen sich der herrliche Geist der Armee jeden Tag von neuem bewaehrt, wird hinter der Front in dem eroberten und besetzten Belgien eine Arbeit geleistet, die fuer den endgueltigen Ausgang des Krieges von nicht geringerer Bedeutung ist. Gilt es doch, im Interesse des Heeres in seinem Ruecken Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten,

in dem vom Kriege schwer heimgesuchten Lande geordnete Verhaeltnisse herzustellen und fuer die Zukunft Grundlagen zu schaffen, auf denen nach Friedensschluss weiter gearbeitet werden kann.

Es scheint in manchen Kreisen zu Hause die Meinung verbreitet zu sein, — so wird der „Nordd. Allg. Zeitung“ aus Bruessel gemeldet —, das Zepter wuerde in dem eroberten Lande zu milde gefuehrt, es sind Stimmen laut geworden, die „werde hart“ rufen, die den Vorwurf erheben, das Feindesland werde wie eigenes behandelt, Stimmen, die tadeln, dass die deutsche Regierung sich um Wiederaufleben von Handel und Industrie bemuehe, statt das Land wirtschaftlich zu schaedigen und seiner Wettbewerbsfaehigkeit den Todesstoss zu versetzen. Solche Kritiken zeugen von einer kurzsichtigen Beurteilung der Aufgaben, die in Belgien zu erfuellen sind, und dessen, was bisher geleistet worden ist. Selbst dem kaempfenden Feinde gegenueber, wieviel mehr dem Bewohner des eroberten Landes gegenueber muss Gerechtigkeit walten; eine starke Hand und ein gerechter Sinn muessen sich zusammenfinden, um ein Land unter solchen Verhaeltnissen zu leiten. Jede uebertriebene Milde, jede Gefuehlsschwaechung muss vermieden werden und wird vermieden, aber wahre Staerke wird immer gerecht sein, im Notfalle streng, aber nicht unnoetig hart! Mit solchem Grundsatz verfolgt der Eroberer nur sein eigenstes Wohl. Oder soll er etwa durch Quaelerei und Willkuer das ohnehin schwer gereizte Volk im Ruecken des eigenen Heeres zur Verzweiflung bringen? Die deutsche Regierung in Belgien tut ihr moeglichstes, um Handel und Wandel wieder in Gang zu setzen, um den arbeitenden Klassen Verdienst und Brot zu schaffen, nicht um Belgien damit Liebesdienste zu erweisen, sondern um zu verhueten, dass Hungersnot und Krankheit hinter der Front unseres Heeres dessen Sicherheit und Gesundheit gefaehrden. Sie hat daher gern ihre Hand dazu geboten, dass aus neutralen Laendern Nahrungsmittel fuer die notleidende Bevoelkerung beschafft werden, um die heimischen Vorrathe zu schonen und die eigenen Truppen gegen Entbehrungen zu sichern. Sie hat die Foerderung der noetigen Kohlenvorrathe gestattet. Eine Schaedigung der heimischen Erzeugnisse kann hierdurch nicht entstehen, denn in Belgien kann nur so viel gefoerdert werden, als zum knappen Bedarf des frierenden Volkes und der ein muehsames Dasein fristenden Industrie noetig ist. Mit weitsichtigem Verstaendnis bemueht sich die Regierung auch fuer die Zukunft soziale Fuesorgeeinrichtungen einzufuehren, was die belgische Regierung — vielleicht aus Ruecksicht auf die dadurch bedingte Erhoehung der Erzeugungskosten — bisher verabsaeumt hatte. Wenn so allmaechlich die Arbeit und Schaffenslust im Lande wieder gesteigert wird, so hat sowohl das Land wie die Besatzungstruppe davon den Vorteil, die ja ebenfalls fuer ihren Bedarf auf die Erzeugnisse des Landes angewiesen ist. Und dann, wie soll Belgien denn die ihm auferlegten finanziellen Leistungen aufbringen, wenn ihm der Lebensnerv unterbunden wird?

Das Recht des Siegers und die Pflicht gegen die eigene Armee ist es, das eroberte Land zu finanziellen Leistungen heranzuziehen, die, unbeschadet spaeterer Kriegsentschaedigung, in Form von Kriegssteuern aus dem Lande gezogen werden. Wir verlangen jetzt von Belgien eine binnen Jahresfrist ratenweise zu leistende Zahlung von 480 Millionen. Wie manche andere, so haben sich nun freilich auch die Begriffe von Geld im Laufe des Krieges etwas verwirrt, und diese halbe Milliarde erscheint in den Augen mancher als eine laecherlich kleine Summe. In Wahrheit aber stellt sie die Grenze der augenblicklichen Leistungsfahigkeit des durch den Krieg schwer mitgenommenen Landes dar. Die bisher durch Vernichtung von Werten in Belgien erlittenen Verluste werden schatzungsweise auf ueber 5 Milliarden beziffert. Die Kriegssteuer muss zu diesen Zahlen dazu gerechnet werden, und der ganze Betrag muss von Belgien erarbeitet werden, denn in diesem Land, dessen Reichtum in erster Reihe auf seiner Industrie beruht, fehlt der kleine Rentner, der beispielsweise in Frankreich den groessten Teil des Nationalvermoegens in barem Gelde und leicht umzusetzenden Werten in Haenden haelt. Die reichen Leute haben Belgien verlassen und ihre

Gelder ausser Landes geschafft. Bares Geld ist daher nur in geringem Masse zu erhalten. Will man also den guenstigen Eingang der Auflagegelder sicherstellen, so muss man die Quellen wieder erschliessen, aus denen das Geld fliesst, d. h. man muss sich bestreben, Handel und Wandel zu beleben, der Industrie und der Landwirtschaft auf die Beine zu helfen, kurz, ueberall die Moeglichkeit des Geldverdienens zu foerdern. Die deutsche Regierung, die sich diese Sorgen angelegen sein laesst, handelt demnach in wohl erwogenem Interesse des Vaterlandes und des ihr anvertrauten Gebietes.

Die gute, kleine Marie.

Eine Leserin in Metz sendet der „Frankf. Ztg.“ ein Gedicht, das ihr zwei-jaehriges Schwesterchen von einem Landwehrmann in Polen erhielt. Der brave Krieger hatte von der Kleinen gestrickte Liebesgabensocken bekommen, ausserdem hatte sie eine Tafel Schokolade hineingenaecht, auf die sie ihren Namen gesetzt, und hatte um einen Gruss des Empfangers gebeten. Den sandte er ihr nun in den folgenden hueb-schen Versen:

Klein Mariechen, die Kompagnie
Machte heut' morgen 'ne Lotterie;
Woll'ne Sachen und Liebesgaben
Waren in Huelle und Fuelle zu haben.
Und Fortuna, die holde Maus,
Fand fuer mich just das heraus,
Was Du mit fleissigen Fingern gestrickt
Und was mich von Herzen hat beglueckt;
Denn wisse: in diesem Lausepolen
Lief ich seit Wochen auf blanken Sohlen,
Fror bedenklich an allen Zeh'n,
Klapperte froestelnd beim Gehen und Steh'n.
Und das ist ein Unglueck, denn, kleine Marie,
Der oberste Lehrsatz der Strategie
Heisst: Fuesse warm und Pulver trocken!
Da kommen als Retter Deine Socken,
Schmiegen sich weich um die beiden Flossen,
Sitzen dabei wie angegossen.
Und spenden mir, Du liebes Schaetzchen,
Dazu auch noch Schokoladeplaetzchen.
Das ist doch mehr, als erwarten kann
Ein maennermordender Landwehrmann.
Darum, Mariechen, fuer Deine Spende
Kuess' ich im Geist Deine fleissigen Haende
Und schwore Dir und den deutschen Frauen,
Dass wir die Russen maechtig verhauen,
Damit ihr lieben Maedel und Kindel
Nimmer muesst zittern vor diesem Gesindel.
Und kehr' ich aus blutigem Kriegesstrauss
Einst wieder in der Heimat Haus
Und ziehe wie einst durch Dein trautes Laendchen,
Dann kuess' ich in Wahrheit Dir die Haendchen.
Und sage manierlich auch wieder Sie
Zu Dir, Du gute, kleine Marie.

Mit 1 000 000 000 Dank

Kl. Lorenz.

Ehrentafel.

Ulanen-Regiment Nr. 18.

Am 21. August 1914 hielt eine Offizierpatrouille des Ulanenregiments Nr. 18 in dem Dorf Mesnil St. Blaise, um abzufuettern. Ulan Loss aus Werdershausen bei Koethen stand zu Pferde mit einem anderen Ulanen an dem feindwaerts gelegenen Ortsausgang Posten, als er Pferdegetrabe auf der Strasse hoerte. Des dicken Nebels wegen war zunachst nicht festzustellen, wer die Reiter waren. Erst auf 40 Meter Entfernung konnte er eine franzoesische Kavalleriepatrouille unterscheiden. Die beiden Ulanen wollten sogleich zurueckreiten, um die Patrouille zu warnen. Waehrenddessen war diese bereits in ein Gefecht mit franzoesischen Schuetzen geraten und hatte vor ueberlegenen Kraefte zu zurueckgehen muessen. Die franzoesische Kavalleriepatrouille jagte Loss und seinem Kameraden nach. Letzterem gelang es, dank der Schnelligkeit seines Pferdes, zu entkommen, waehrend der Feind dem Ulanen Loss derartig nachdraengte, dass sein Pferd, von hinten in die Fessel getreten, hinstuerzte. Dabei erhielt Loss einen leichten Saebelstich in den Arm. Sein Pferd stand sogleich wieder auf und lief davon. Jetzt forderte der feindliche Patrouillenfuhrer, ein Offizier, mit dem Revolver in der Hand, Loss auf, seinen Karabiner wegzurufen. Loss beantwortete dies damit, dass er nach ihm schoss und ihn in den rechten Arm traf, so dass der Revolver herunterfiel. Ein anderer Dragoner ritt seinem davongelaufenen Pferde nach, um es einzufangen, wurde jedoch von Loss vom Pferde geschossen. Ebenso erging es einem dritten Dragoner, der vom Pferde aus versuchte, Loss den Karabiner zu entreissen. Nachdem Loss die feindlichen Reiter so verscheucht hatte, versuchte er zu seiner Patrouille zurueckzukommen. Er lief durch einen Garten und versteckte dort seine Lanze, die ihm das unbemerkte Entkommen erschwerte; dann suchte er in einem Haferfeld Deckung. Von hier aus beobachtete er, tief in dem hochstehenden Hafer verborgen, wie die feindlichen Reiter wieder nach ihm suchten. Er verhielt sich vollkommen ruhig, bis sie sich entfernt hatten, und schlich sich dann weiter. Als er eine andere Ulanenpatrouille sah, rief er sie an und warnte sie. Nach laengerem Suchen fand er seine Patrouille, die ihn bereits tot geglaubt hatte, wieder. Als er mit einer Meldung zum Regiment zurueckgeschickt werden sollte, waehrend die Patrouille, die inzwischen Verstaerkung erhalten hatte, nochmals nach Mesnil St. Blaise reiten wollte, bat er, bei der Patrouille bleiben zu duerfen. Als Grund gab er an: „Ich muss doch meine Lanze wiederholen“. Worauf er auch mitgenommen wurde. Seine Lanze fand er in dem inzwischen vom Feinde geraeumten Ort dort wieder, wo er sie versteckt hatte.

Loss wurde zum Lohn fuer sein unerschrockenes Verhalten am naechsten Tag vom Regimentskommandeur zum Gefreiten ernannt und erhielt auch bald darauf das Eiserne Kreuz.

Feldartillerie-Regiment Nr. 32. 1. leichte Munitions-Kolonne.

Es war am Vormittag des 23. August 1914 bei Blaimont, als sofort Munition zu einer Batterie, die beim Erzwingen des Maasueberganges bei Hastière seit fruehestem Morgen im schwersten feindlichen Artilleriefeuer stand, gebracht werden sollte. Hoechste Eile war geboten. Zunachst im Trabe, dann im Galopp gingen die Wagen unter Fuehrung des damaligen Faehnrichs, jetzt Leutnants Heydenreich aus Charlottenburg, Unteroffizier Boehme aus Leipzig und Unteroffizier Gautzsch aus Groeba bei Riesa auf der Strasse vor. Die letzte Strecke querfeldein musste in Sicht und damit im heftigsten feindlichen Granatfeuer zurueckgelegt werden. Es war eine furchtbare Feuertaufe. Ueber Graeben ging's und Sturzaecker, die getroffenen Pferde stuerzten, Deichseln und Raeder wurden zerschossen, aber unaufhaltsam ging's weiter. Und so gelangten gluecklich zwei Wagen in die Batteriestellung, wo die Munition dringend gebraucht wurde. Die anderen Wagen wurden teils mit ausgewechselter

Bespannung, teils mit Hilfe der Kanoniere und Fahrer vorgebracht. Hierbei zeichnete sich neben vielen anderen besonders Unteroffizier Boehme aus, der mit unermuedlicher Tatkraft und durch sein eigenes todverachtendes Beispiel immer wieder die Leute zu den aeussersten Anstrengungen anspornte.

Die Batterie war mit Munition versorgt, die braven Kanoniere hatten ihre Schuldigkeit getan und das Zeichen zum Rueckmarsch der Kolonne wurde gegeben. Das feindliche Feuer dauerte mit unverminderter Heftigkeit an, und jede Sekunde konnte den Tod bringen. Hier nun zeigte sich wahre Kameradschaft. Ueber die Sorge um den eigenen Leib siegt das Mitgefuehl fuer die verwundeten Kameraden. Ohne Zaudern wurden sie heran an die noch fahrbaren Protzen getragen, aufgeladen und zur naechsten Verbandstelle gefahren. Von 18 Kanonieren kehrten nur 4 unverletzt zur Kolonne zurueck. Unteroffizier Boehme wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Das Hindenburglied der Landwehr.

Der Generalchefarzt des Malteserordens Hofrat v. Jurié schreibt: „Beifolgendes Lied habe ich auf dem Bahnhof von Sosnowice, mit dem Malteserzug auf weitere Bestimmung wartend, abends von preussischen Landwehrleuten begeistert um einen kleinen Christbaum singen gehoert. Die ganze Sachlage war wirklich so ruehrend, und die fuer mich neue Nachbildung des alten Tannenbaumweihnachtsliedes bestimmte mich, das Lied von den Landwehrleuten aufschreiben zu lassen. Es hat folgenden Wortlaut:

O Hindenburg! O Hindenburg! Wie schoen sind deine Siege! Du machst nicht nur im Preussenland, nein auch in Polen dich bekannt. O Hindenburg! O Hindenburg! Wie schoen sind deine Siege!

Wie frisch und gruen, wie herrlich schoen sind deines Lorbeers Blaetter! Dein Lorbeer gruent zu jeder Zeit, ja auch im Winter, wenn es schneit, wie frisch und gruen, wie herrlich schoen sind deines Lorbeers Blaetter!

Bei Ortelsburg, bei Insterburg, bei Soldau und bei Wlozlaw hast du die Russen angelockt und ihnen dick dann eingebrockt, bei Ortelsburg, bei Insterburg, bei Soldau und bei Wlozlaw!

Im Polenland am Weichselstrand, bei Lipno und bei Kutno! Sie kamen all in grossen Schar'n und liefen dann dir in das Garn! Im Polenland am Weichselstrand, bei Lipno und bei Kutno!

Mit Mackensen, mit Mackensen, da laesst sich halt was machen! Der ist fuer wahr der rechte Mann, den Hindenburg wohl brauchen kann! Mit Mackensen, mit Mackensen, da laesst sich halt was machen!

Hoch Hindenburg! Hoch Hindenburg! Hoch Held und unser Sieger! Laut klingt das Lied allueberall von unserm Generalfeldmarschall! Hoch Hindenburg! Hoch Hindenburg! Hoch Held und unser Sieger!

Deutsche Ortsnamen in Belgien und Nordfrankreich.

Es ist alter deutscher Volksboden, was wir heute Belgien und Nordfrankreich nennen. Die Geschichte berichtet uns, dass im 4. und 5. Jahrhundert Germanen in das heutige Belgien und die noerdlichen Provinzen Frankreichs gewandert sind. Aber wenn auch die geschichtlichen Urkunden darauf nicht vorlaegen, so wuerde uns die Ortsnamenkunde das ehemals germanische Sprachgebiet erweisen, da die Mehrzahl der Ortsnamen bis zum Kuestenfluss Canche im Pas-de-Calais (etwa 40 Kilometer suedlich von Bonen, dem spaeter verwelschten Boulogne) deutschen Ursprunges ist.

Mit wachsendem Erstaunen entdeckt der Laie, dass er sich in ehemals deutschen Siedlungen befindet, die er doch fast nur in welschem Gewande kennt, eine Folge der im Laufe der Jahrhunderte und bis in die neueste Zeit immer wiederholten Begünstigung der franzoesischen Sprache durch die Grafen und Fuersten des Landes, durch Burgund, durch Oesterreich-Spanien, durch Frankreich.

Wie Heimatklaenge muten uns diese Ortsnamen an, wenn wir erkennen, dass zu ihrer Bildung dieselben Wortbestandteile gedient haben, die uns auf ober- und niederdeutschem Sprachgebiete des heutigen Deutschlands wohlbekannt sind. Namentlich sind es die Endsilben, die uns jeden Zweifel nehmen. Wir finden sie alle wieder, die uns so vertrauten -heim, -statt, -dorf, -hof, -burg, -ing und -ingen, -kirch und -kirchen, -bach, -born und -brunnen, -strom, -meer, -furt, -bruecke, -berg und -tal, -wald mit allen seinen Bezeichnungen, wie -busch, -hag, -holz, -horst, -loh usw.; -bruch, -feld, -acker, -erde, -stein, -strasse, -weg, -winkel, -wueste usw. Aber alle sind in einer Weise verwelscht, dass sie uns erst der Sprachforscher deuten und entraetseln muss. Denn wie gruendlich die fremde Zunge dieses deutsche Sprachgut umgestaltet hat — und zwar nicht nur in wenigen einzelnen Faellen —, dafuer einige Beispiele, die zudem ausschliesslich aus dem heute romanischen Teile Belgiens und aus Nordfrankreich genommen sind: Dolhain = Talheim, Pietrain = Peterheim, Limbourg = Limburg, Tontelange = Tunteligen, Bettigies = Bettingen, Recquignies = Rekingen, Dunkerque = Duenkirchen, Marbais = Marbach, Piétrebais = Steinbach, Moulbaix = Muehlbach, Rebay = Rebach, Roubaix = Rossbach, Lombise = Lumbach, Caudebronne = Kaltenbach, Lissebourne = Liesborn, Estrun = Strun, Etienfort = Steinfurt, Stambruge = Stammbruecke, Calembert = Kahlenberg, Sainte-Isbergues = Giselberg, Crendalle = Gruental, Mainvault = Mainwalt, Bouquehault = Bocholt, Le Hellefaut = Helefelt, Stienvoie = Steinweg usw. ins Endlose.

Gegen die voellige Verwelschung der belgischen Ortsnamen und die Alleinherrschaft des Franzoesischen auf diesem Gebiete hat erst die seit 1840 wirkende Bewegung einen Damm aufgeworfen. Aber es ist fuer den Geist dieser Bewegung bezeichnend, dass sie sich streng auf solche Namen beschaermt hat, die eine rein niederdeutsche Gestalt annehmen, dass sie dagegen die verwelschten Namen der deutsch-belgischen Orte hat bestehen lassen, wo eine hochdeutsche herauskommen wuerde.

Sturm.

Nacht. —

Die weite Ebene halt vom Donner der Geschuetze,
Rings umher nur prasselnd zuckende Blitze,
Sie tragen Tod und Verderben hinaus,
Zerschmettern Mensch und Tier und Haus.

Morgengrauen. —

Aus waessrigen Taelern steigen Nebel empor,
Und leise stehen wir auf, wir Schuetzen im Chor.
Wie der Sturmwind ueber die Felder braust,
So springen wir vor, Gewehr in der Faust.

Die Erde bebt —

Die Kugeln zischen, die Granate kracht.
Als ritten Hoellengeister mitten durch die Schlacht.
Mein Blut gerinnt, mein Herz steht still,
Mir ist, als ob die Erde sich oeffnen will,
Vor mir die Brueder fallend wanken:
„Herr Gott, halt' meinen Willen in Schranken!“

Ein heller Ruf —

Aus tausend Kehlen gellt's hinaus

Wie Donnerschlag und Sturmgebraus:

„Hurra! Hurra!“ der deutsche Schlachtensang

Und „dran und drauf“ und „dran und drauf“,

Wie wird des Welschen Seele bang.

Wie wird so schnell des Welschen Lauf!

Aus waessrigen Taelern steigen Nebel empor,

Und leise singen wir Schuetzen im Chor.

Ich stehe Posten, ich halte die Wacht.

Schlaft ruhig, Kameraden, gute Nacht, gute Nacht!

Gefreiter Gustav Schoedon.

Die Nagelfeile.

Der Krieg wertet alle Dinge um. Sogar eine Nagelfeile. Ich weiss es von einem Einjaehrigen, der jetzt verwundet heimgekommen ist. Der Einjaehrige hasste Nagelfeilen als uebertriebenes Kulturzeugs. Menschen, die zum Nagelfeilen Zeit hatten, waren ihm ein Greuel. Jetzt hat er nichts mehr gegen sie. Und das kam so: Die Kompagnie stand im Wald. Ihr Befehl war, sich nicht vom Platz zu ruehren, bis neue Weisung kam. Das ist ein harter Befehl, wenn vor dem Wald die Schlacht tobt.

Die Zeit verrinnt. Noch immer liegt die Kompagnie im Anschlag. Da krachen die Granaten in den Wald. Die alten Staemme splittern. Schwadenweise sinken Zweige. Noch immer liegt die Kompagnie im Anschlag. Naehere schlagen die Granaten ein. Wenn ein Stamm sich neigt, ruecken die Soldaten auf die Seite. Das ist alles. Mehr gestattet der Befehl nicht. Baeume und Soldaten liegen jetzt nebeneinander. Nun wird der Geschossregen dichter. Da und dort der Schrei eines Getroffenen. Aber es hilft nichts: Stillliegen und den Feind erwarten, lautet der Befehl.

Noch dichter fallen die Geschosse. Der Leutnant kramt da ploetzlich in einer Tasche. Was er nur sucht? Alles blickt auf ihn. Jetzt geht er ruhig von Mann zu Mann, scherzt und — — glaettet sich mit einer kleinen Nagelfeile seine Naegel. Die Soldaten trauen ihren Augen kaum: Hier, im Angesicht des Todes, glaettet ihr blutjunger Leutnant sich die Fingernaegel? Ei, da muessten sie ihrer Angst sich denn doch schaemen... Und — man sollte es nicht fuer moeglich halten, was eine elende Nagelfeile im Kriege fertig bringt: Die auf aeusserste angespannten Nerven beruhigen sich. Die Augen blicken nicht mehr so starr. Still und erztreu dem Befehle liegt die Kompagnie im Anschlag, waehrend ueber ihnen der Hochzeitstanz von Holz und Eisen wirbelt.

Und jetzt haelt die feindliche Infanterie draussen den Wald durch die Granatenfurcht fuer voellig ausgeraemt, ergiesst sich ahnungslos herein und faellt — in den zuklappenden Rachen eines fuerchterlichen Kompagnieschnellfeuers.

Die draeckigte Sprache.

Zwei biedere Oberschlesier hatten den Auftrag, einen Transport gefangener Englaender nach der fuer ihren Aufenthalt bestimmten Festung zu bringen. Unterwegs sagt der eine unsrer braven Landsleute zu seinem Kameraden: „Ich weiss ja garr nich, was die Kaerls iemerfort in ihre draeckigte Sprache auf mich sagen, ich cher iemerfort: jess milort oder jetelmen.“ Darauf der andere: „Wer ich dir sagen, mustu nich sein bese un mach dir nischt draus, die arme pierunies sint auch aufgereg.“ — „Naja, da chast ferleich recht, aberscht jedenfalls chabb ich dem ein paar in Fresse geben.“ —

Die Granatenquelle.

Wer schon einmal wochenlang Wohnung im Schuetzengraben bezogen hat, weiss, wie gross die Freude ist, wenn es heisst: „Wir werden abgeloeet.“ Manchmal freilich kommt dann der Befehl: „Das Bataillon bleibt noch fuer einige Tage in vorderster Linie.“ Dann tritt die Mundharmonika wieder in Taetigkeit, die Spielkarte wird wieder ausgepackt.

An einem selten schoenen Herbsttag, Mitte Oktober, war es nun wirklich Ernst mit der Abloesung. Wenigstens fuer unsere Kompagnie. Die Nacht war hereingebrochen, und unter ihrem Schutze konnte der Rueckmarsch angetreten werden, ohne dass der Gegner davon etwas merkte. Der etwa 150 Meter lange Laufgraben war bald durchschritten, und wir kamen auf freies Feld. Die grossen englischen Zuckerhuete, die am Tage unaufhoerlich die Basstoene zum Mundharmonikakonzert spielten, belaeastigten uns nicht, und aus „roten Bohnen“, die der liebenswuerdige Gegner auch waehrend der Nacht ziemlich reichlich aufischt, macht sich der Schuetzengrabenbewohner bekanntlich wenig. Wir kamen nach etwa einer Viertelstunde an den diesseitigen Rand der Hoehe, die sich nach B... hinabsenkt. Wir tauchten in das satte Dunkel eines noch reich belaubten Buchenwaldes ein. Im Gaensemarsch, unser Kompagniefuehrer, Leutnant M., an der Spitze, schoben wir uns in die aegyptische Finsternis. Der Hintermann das Seitengewehr oder den Rockzipfel des Vordermanns in der Linken, die Rechte wie das Fuehlhorn einer Schnecke vorgestreckt, so tasteten wir uns den Kang hinunter.

„Doesiges Schwabenvolk, macht doch eure Oogen up, tretet em cilen Krieger nich die Huehneroogen ab,“ knurrte es ploetzlich zur Linken. „Macht eure Oogen up!“ — Das war unter den herrschenden Umstaenden eine Zumutung, die unser schlagfertiger Straub nicht unbeantwortet lassen konnte: „Zieh deine Laatschen an, schauen kann ich sie nit, aber riechen haett' ich se koennen.“ Hier gab es also schon mehr Einquartierung. Sie gehoerte einem unserer Schwesterregimenter an. So tasteten, stolperten und rutschten wir den Hang hinunter, etwa 150 Meter. Da glaubte unser Fuehrer einen geeigneten Platz zum Nachtlager gefunden zu haben. Ohne viel Umstaende liess sich jeder nieder, wo er eben stand. Viele verschmaechten es sogar, ihre Maentel anzuziehen, und streckten sich, den Tornister unter dem Kopf, das Gewehr im Arm, auf der herbstfeuchten Erde aus. Das Bewusstsein, dass da vorne, 600 Meter vor uns, gute Kameraden treue Wacht hielten, liess uns einen langen und tiefen Schlaf tun. Als der Tag graute, erhob sich bald hier, bald dort einer, streckte und reckte die von der Herbstfrische steif gewordenen Glieder, und nach kurzer Zeit war alles munter, scherzend im Hinblick auf die schoenen, seltenen Tage der Ruhe und Erholung.

Ich will Euch, liebe Kameraden, nun nicht langweilen, indem ich Euch erzaehle, wie wir unsere Erdhoehlen anlegten. Ihr, die Ihr noch jetzt im Schuetzengraben seid, wisst selbst, wie diese Behausungen zustande kommen, wie sie innen und aussen mit allem Moeglichen ausgestattet werden, und wie sich stets darin jene zusammenfinden, die sich enger aneinander angeschlossen haben. Aber von dem, was wir in unserer Mussezeit trieben, duerfte Euch sicher das eine oder andere interessieren. Ich denke da besonders an unsere „Granatenquelle“. Ihr werdet sagen: Granatenquellen sprudeln bei uns oft mehr, als uns lieb ist. Gewiss, auch bei uns tropfen sie ueberreich, selbst bis in die unmittelbare Naehе unserer Erdvillen schleuderten sie ihre Tropfen, dass uns manchmal die faustdicken Spritzer nur so um die Ohren flogen. An diese Quellen, an deren Rand keine schoenen Nixen ihren Reihen schlingen, denke ich nicht. Vielmehr war es eine wirkliche Bergquelle, die uns unsere „guten Freunde“, die Englaender, hoechst unfreiwillig erschlossen. Eine ihrer dicken 21-Zentimeter-Granaten kreperte naemlich 50 Meter oberhalb unseres Lagers, riss wie gewoehnlich ein ueber metertiefes Loch, und siehe, in der Tiefe bildete sich bald eine Wasserlache, die zum

Teiche schwoll, ein Zeichen, dass im Schosse der Erde eine Quelle angeschnitten war. Unser Oberstabsarzt untersuchte das Wasser und stellte seine Brauchbarkeit zum Kochen und Trinken fest. Nun war die Freude gross. Das Wasser brauchte nicht mehr stundenweit hergeholt zu werden, es gab immer saubere Kochgeschirre und Trinkbecher. In der Tiefe am Hang flackerten nun den ganzen Tag Feuerchen, ueber denen die Kochgeschirre hingen.

Unsere Feinde hatten uns aber nicht nur das Wasser beschert, sie waren auch so guetig, uns die Kartoffeln auszupfluegen, denn ihre Granaten, die meist in einem ausgedehnten Kartoffelacker am diesseitigen Rande der Hochebene barsten, foerderten jeden Tag eine grosse Menge dieser hoechst willkommenen Knollen zutage. Vor Tagesanbruch stiegen unsere Leute hinauf und sammelten ihren Tagesbedarf, der dann an der Quelle gewaschen und spaeter in allerlei Formen zubereitet wurde. Bei dieser Waesche ergab sich aber bald ein grosser Uebelstand. Die Leute mussten, um zum Wasser zu gelangen, hinunter in das Loch steigen, schoepften mit ihren Kochgeschirren, stiessen und draengten sich wohl auch, so dass das Wasser oft stundenlang getrubt und unverwendbar war. Dem musste abgeholfen werden. Auf Anlass unseres Kompagniefuehrers uebernahm Schreiber dieser Zeilen die Aufräumung und den Ausbau der Quelle unter freudiger Mitwirkung einer Anzahl von Leuten der Kompagnie. Die Anlage der Mineralquellen unserer schoenen Taunusbaeder wurde dabei als Vorlage im Auge behalten, und, so gut es die vorhandenen Mittel und unsere Fertigkeit erlaubten, befolgt. Wir erweiterten den Quellgrund auf etwa $1\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser, fuehrten rund herum eine Mauer aus festen Steinen, die sich beim Bau unserer Erdhoehlen in Menge ergeben hatten, und erhielten so einen Wasserbehälter von $\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser. Den Boden dichteten wir mit weissem Lehm und bestreuten ihn mit einer etwa 3 Zentimeter hohen Sandschicht. Wir hatten die freudige Genugtuung, zu sehen, wie sich das Wasser im Becken ansammelte und langsam hoeher stieg. Nun galt es aber noch fuer einen geeigneten Abfluss zu sorgen. Eine Roehre hatten wir nicht. Doch ein findiger Schwabekopf kam auf den Gedanken, aus einer leeren Weinflasche das notwendige Abflussrohr herzustellen. Mit Hilfe einer Fadenschlinge saegte er unter Mitwirkung eines Kameraden das untere Flaschenende ab, und wir hatten eine tadellose Roehre. Diese wurde in den vorderen Teil der Mauer eingesetzt, und das Wasser floss klar und hell wie aus dem schoensten Brunnen. Wir freuten uns unseres wohlgelungenen Werkes wie kleine Kinder. Aber noch gaben wir uns nicht zufrieden. Das Schoene musste noch mit dem Nuetzlichen verbunden werden. Aus grossen Steinquadern wurde um die Quelle herum eine Bruestung in etwas malerischer Form errichtet, das Kopfende sollte ein besonders grosser Block zieren, auf dem Feldwebel Riedner mittels Beilpicke eine Platte ausmeisselte. Als Inschrift war ins Auge gefasst: „Granatenquelle, eingerichtet von der 1. Komp. Infanterie-Regiments X.“ Zwei Ausblaeser, ein franzoesischer und ein englischer, sowie ein deutscher Infanteriehelm sollten den Denkstein kroenen. Ein Schmied wurde nach B... geschickt zur Herstellung von Meisseln, mit denen die Inschrift eingegraben werden sollte. Nicht vergessen will ich, dass eine Abflussrinne von der Quelle zu einem anderen groesseren Becken fuehrte, das lediglich zum Waschen der Kartoffeln dienen durfte und auch durch ein angebrachtes Schild als „Kartoffelwaescherei“ gekennzeichnet war. An der Quelle selbst durfte nur „Koch- und Trinkwasser“ entnommen werden. Leider ist unsere Inschrift nicht mehr fertig geworden. An dem Tage, da sie eingehauen werden sollte, wurden wir abberufen und in Marsch nach Flandern gesetzt. Unsere Quartiere bezogen Landwehrleute aus Westfalen. Ich hoffe, dass unsere „Granatenquelle“ den Soehnen der roten Erde noch manchen kuehlen Trunk spendet.

Offizier-Stellvertreter Heipp.

Unser Leutnant.

Wir alle haben ihn genau gekannt,
Den kleinen frischgeback'nen Leutnant,
So zwischen zwanzig, zweiundzwanzig Jahr
Der stets vergnuegt und lebenslustig war.
Den auf der Strasse und im Ballsaal oft
Ein Blick erreichte, den man selbst erhofft.
Dem ganz von selbst im Ernst und auch im Scherz
Zu eigen wurde manches Maedchenherz.
Sein Leben war stets aller Sorge bar,
Es war genug, dass er ein Leutnant war,
Er tanzte gut, er rechnete oft schlecht,
Du lieber Gott, es war der Jugend Recht.
Und zwischen Spiel und Dienst und Rosenketten
Trug strahlend er die goldnen Epauletten.
Doch zwischen Rosenketten, Dienst und Spiel,
Klang ploetzlich hart und scharf das Wort: Mobil!
Was oftmals ein Jahrzehnt nicht leisten kann,
Wirkte dies Wort: Es fand in ihm den Mann.
Nun kaempft er tapfer mit so vielen andern
Im Wasgenwald, in Russland und in Flandern,
Wo deutscher Mut den Feind hat ueberrannt,
Da focht als erster unser Leutnant.
In Russland sank er sterbend in den Schnee,
Mit „Hurra“ ward sein Grab die weite See.
Und hier in Frankreich faellt jetzt Blatt auf Blatt
Auf unsres Leutnants letzte Ruhestatt.

Wir halten Deutschlands Feinde stets in Schach,
Denn unsern Leutnant macht uns keiner nach!

Carl Georg.

Kriegshumor von der StraÙe.

Allmaehlich meldet sich wieder der schlagkraeftige Volkswitz, den die ernste Zeit seit Monaten von der Strasse verbannt hatte. Seine erste Spur fand ich in aller Fruehe an einem der grossen staedtischen Muellfuhrwagen; mit Kreide stand gross und breit daran: „Nicht stuerzen, russischer Proviant. ff. Feldkonserven aus der kaiserlichen Konservenfabrik in Petrograd.“ Im Schaufenster eines Zigarrenladens haengt ein grosses Schild mit der Aufschrift: „Zigarren in allen Niederlagen: Luettich, Tannenberg, Antwerpen, stets vorraetig.“ Ein anderes Witzwort leistet sich ein Schokoladengeschaeft, das wohl mit Recht verkuendet: „Die besten Liebesgaben sind Leibesgaben!“ Witzig schreibt ein Uniformschneider ueber die Ausstellung verschiedener Waffenroecke: „Feldgrau, die grosse Herrenmode von 1915.“ Und sehr anmutig ist das Plakat in der Tuer eines Blumenladens; der Besitzer hat es noch schnell mit einem Blaustift geschrieben: „Ich stehe im Feld, wer waehrend meiner Abwesenheit bei meiner Frau kauft, dient dem Vaterland.“ Hoffentlich leisten viele dieser humorvollen Einladung Folge.

Der Kaiser erzahlt ein Soldateng'schicht'l.

Von Georg Queri.

Der Kaiser kam von den westlichen Stellungen her nach Gravelotte gefahren. Bayrische Schwalangschehr waren in Gravelotte einquartiert und striegelten vor den Stallungen ihre Pferde und derbleckten nebenbei die gesamte Einwohnerschaft des Ortes, die ihnen durchaus Ansichtskarten verkaufen wollte.

„Wir koenna net schreiben — geht's mit enkere Karten!“

„Oh, vous rigolez ... Sie scherzen!“

„Und koa Geld ham ma aa net. Ham Sie schon oan zahl'n sehgn, der wo koa Geld net hat?!“

„C'est drôle — nein, wie lustig!“

„Red' deutsch, Kerl!“ Und der Schwalangschehr erhob drohend seinen Striegel und schien dem Ansichtskartenmann die franzoesische Zunge deutsch zurechtbuersten zu wollen. Aber der Mann riss aus.

Erfreut nahm ein altes Weib seine Stelle ein („huebsch zahnlucket“, bemerkte der Schwalangschehr); die Dame hausierte mit Mirabellenschnaps.

„Le Schnaps — ça donne du courage! Les soldats français trinquent (wahrhaftig: sie haben mit unserm schoenen Woertl „trinken“ ihre Sprache aufgefrischt) toujours du Schnaps!“

Der Schwalangschehr sah eine Sekunde lang begehrlieh nach dem beruehmten Mirabellenschnaps von Gravelotte und spitzte zu dem Woertlein „Kurasch“ sein Ohr. Die Schnapsschneid? Er erinnerte sich eines Trupps Franzoeserl, die man drueben an der Côte Lorraine voellig beschwippt abgefangen hatte. — „Na,“ brummete er, „mir brauch'n koan Schnaps net!“

Waren die angeschnapselt damals, die Franzoesischen. Mit tiefinnerlichem Haendereien erinnerte sich der Schwalangschehr daran, das Wort genommen zu haben wider einen wankenden Caporal. Oder zwei Worte: „Bsuffene Loas!“

„Oh, monsieur — une petite Mirabelle...“

„Nix, Mosjeh! Mir brauch' ma koan' Schnaps — mir ham ma unsere Lanzn. Grad woach gangan s'...“

Ein heisser Kampf mit den handelsluesternen Gravelottern. Aber unsere Schwalangschehr striegelten kaltbluetig ihre Pferde und derbleckten die Menschen. Nebenbei schielten sie zu den Maedeln von Gravelotte, die so nudelsauber sind, dass man lange und kurze Sprichwoerter auf sie erfunden hat. Schon Anno siebzig haben unsere Mannsbilder runde Augen gemacht, als sie diese Maedels sahen. Ein erblicher Zustand — die Soehne und Enkel kegeln sich Anno 1914 fast die Augen aus. „Grad a Buss'l!“

„Nix baisers!“

Ist das nicht in Grund und Boden hinein unverschaeamt, diese nudelsauberen Maedeln, die keinen Kuss feil haben, kommen jetzt mit Kaesbrotten daher... Und wenn sich's hundertmal um den beruehmten Gravelotter Ziegenkaes handelt, der weich und fein und wohlschmeckend das herrlichste Kaesebrot der Welt zu schmieren befugt ist — Kaas bleibt Kaas und is halt kein Busserl.

Aber die braven Schwalangschehr greifen halt doch zu den Kaesbrotten, zahlen mit Geld und einer Seufzerbeigabe, und waehrend die Rechte striegelt, weiss sie nicht, dass die Linke das Kaesbrot zum Munde fuehren tut.

Vatsch — da faellt dem Schwalangschehr Lenggrieser das Brot aus der Linken in den sehr (sagen wir:) weichen Gravelotter Boden, und aus der Rechten faellt der Striegel. Vatsch. Der Gaul dreht sich verwundert und vorwurfsvoll um, weil

sein Reiter die Hacken zusammenschlaegt, als wenn er seine Fersen zerschmettern moechte.

Baumgerad steht der Schwalangschehr Lenggrieser da und rollt die Augen nach der Strasse — ein Auto hat angehalten.

Der Kaiser steigt aus dem Auto.

Da gib't eine Anzahl von denkwuerdigen Haeusern mit Tafeln ueberm Tor: „Hier wohnte im Jahre 1870 am soundsovielten...“ — Der Kaiser geht mit seinen Begleitern durch eine der geschichtlichen Tueren.

„Schauschau,“ sagt der Lenggrieser, „dees is also der Kaiser, saggradisaggradi. Grad gefallen tuat er oan. Da siehgst, was a Soldat is — du, den mag ih!“

Der Schwalangschehr Braun: „Seine Buam muasst sehgn, seine Buam! Kreuzsappralott — oana kirzengrader wia der ander.“

Der Schwalangschehrgefreite Weger: „Ih hab deessell Bueldl gsehg — da marschieren s' alle nebnanand, da Kaiser mit seine Buam. Brueaderl, dees muass ma gsehg ham. A Freud is's!“

Ja, das sind merkwuerdige altbayrische Wandlungen. Am Tag der Kriegserklaerung — nein, dieses Muenchen! Und im Hochland: ein paar Wochen vorher sind uns die schoenen alten Sprueche ueber die Breissen noch so leicht von der Zung' gelaufen... Und dann waeren wir ihnen schier um den Hals gefallen: Bruader Breiss', Bruader Breiss'!

Und: „Die Breiss'n wern's schon machn. Der Moltke is aa a Breissischer — feit sih nix. Und mir san scho da beim Dasein — geht's her, went's a Schneid habt's...“

Halt — der Schwalangschehr Lenggrieser hat waehrend dieser Unterhaltung tief nachgedacht und findet jetzt sein Woertl: „Er hat fei schon hergschaut auf uns. Und ganz gwiss hab ih's gsehg: auf d' Wand hat er scharf hingspitzt und akkurat auf mei Lanzn. Ahhh, werd er eahm denkt ham: dees is ja an Schwalangschehr Lenggrieser sei Lanzn, dee wo so woach geht!“ Und schielt verliebt auf seine Lanze, die an der Mauer lehnt, und denkt an die boesen Aufklaerungsritte im Forêt de Facó und an die fuenften franzoesischen Husaren, die von Landremont angeritten kamen — die Lanze „ging weich...“ Und der Schwalangschehr Lenggrieser ist heute noch der Ueberzeugung, dass der Kaiser diese Lanze mit Bewunderung angesehen hat.

Ist auch moeglich. Der Kaiser ist manchen kleinen Dingen im Kriegswesen mit Liebe nachgegangen. Anno 1912 bei den Schweizer Manoevern im Thurgau: der grosse Soldatenkaiser stand im einfachen Feldrock im Schuetzengraben und guckte und fragte, was der Soldat neben ihm am Gewehrschloss herumzustochern habe.

„Herr Hauptma,“ sagte der brave Appenzeller zu dem Manoevergast, „i bi drum umkheit u du isch mer a khaiba Draeckh i Verschluss ine cho; jetz muess i ne usechnueble.“

(Na, lieber Leser, warum denn gleich das verdriessliche Kopfschuetteln, wenn ein paar schwere Dialektproben unterlaufen! Umgefallen ist der Appenzeller halt, und da ist ihm Dreck ins Gewehrschloss gekommen — den muss er „herausknobel“, nicht wahr?)

Und wenn der Kaiser in der Schweiz in einen Schuetzengraben geht — warum soll er nicht auch bei unsern Soldaten im Westen nachschauen?

Hat ihm viel Freud gemacht. Die Tischgesellschaft in Gravelotte sab ihn acusserst aufgeraemt — die Dinge standen gut da draussen, und die Soldaten waren praechtige Maenner.

Der Kaiser erzählte.

„Da drueben“, sagte er, „werden sogar Witze fuer die Weltgeschichte von 1914 geliefert. So ernst die Sache auch ist — sie hat ihre lustige Seite: es handelt sich um zwei Schuetzengraeben, einen franzoesischen und einen bayrischen, die sich auf fuenfzig Meter gegeneuberliegen. Alle Achtung — beide besetzt und diese Naechte. Schreit ein Franzose herueber, schreit ein Bayer hinueber, und schliesslich ist die schoenste Unterhaltung fertig. Aber auf die Laenge der Zeit muss diese Unterhaltung ins Stocken kommen — die Bayern haben ihren schoenen Durst bekommen, und die Franzosen ihr Duerstchen. Und da unterhandeln sie: Kameraden, wollt ihr nicht auch Wasser haben? Die Franzosen gestehen ihr Duersten ein. Die Bayern: Gehen wir zusammen um Wasser?“

Genehmigt.

Wasser ist in der naechsten Naechte, aber der erste, der sich aus dem Schuetzen-graben erheben wuerde, haette den Tod auch aus naechster Naechte zu gewaertigen. So haben die Leute ihre kleinen besonderen Waffenstillstaende, fuer die sogar eine feierliche Ankuendungung vorgeschrieben ist.

Und das geht so zu: die Bayern also duersten (mit Vorrang) und nehmen ein Kochgeschirr und klopfen feierlich des oeffteren auf den Blechboden. ‚Wir ham Durst‘, sagt diese Gongsprache. Die Franzosen drueben ueberlegen sich den Fall und antworten dann im gleichen Ton. Und der Waffenstillstand ist geschlossen, und beide Teile schicken ihre Leute zum Wasserholen aus.

Nun ist es schon vorgekommen, dass hueben der Kochtopf laermt und immer lebhafter laermt — und drueben kein Echo! ‚Die Malefizfranzosen,‘ brummen die Bayern, ‚die ham halt keinen richtigen Durst...‘“

Die bayrischen Schwalangschehr striegeln draussen ihre Pferde weiter und erzahlen sich vom Kaiser.

Der Schwalangschehr Lenggrieser hat seine Beobachtungen erweitert. „Ganz scharf hat er hingschaut auf mei Lanzn — dees kunnt ih beschwoern. Ahhh, hat er eahm denkt, dees is ja dem Schwalangschehr Lenggrieser sei Lanzn, dee wo so woach geht. Und na hat er's so gemacht mit'n Kopf“ (der Lenggrieser nickt sehr kraeftig mit dem derben altbayrischen Schaedel), „da kunnt ih an heiligen Eid drauf schwooeren!“

Eine Ordonnanz kommt aus dem denkwuerdigen Tor — der Mann wird umringt.

„Was tuat er denn?“

„Was sagt er denn?“

„Hat fei scharf hingspitzt auf mei Lanzn,“ sagt der Schwalangschehr Lenggrieser und zupft die Ordonnanz am Aermel und deutet wieder einmal auf die Lanze an der Mauer.

Die Ordonnanz erzahlt das Stueck vom Schuetzen-graben, und die Schwalangschehr lachen laut und oft.

„Wahr is's!“ schreit der Lenggrieser. „Ih muass's wissen. Da Zehnter Schorsch hat mir's verzaehlt und Zisch Heini. Und da Gotteswinter Beppi, ham s' gsagt, der is in demselbn Graben dron gween, der hat anderst gschimpft, wann's die Fran-zoesischn net duerst' hat. Dee Lumpn, hat er gsagt, dee bringa ja koan gscheitn Durst gar net zsamm, dee Bagasch. Und, hat er gsagt, ma moecht doch amal raus da aus dem Malefiz-graben, net wahr? Nachat, hat er gsagt, nachat hebn s' an Spatn in d' Hoeh, wann a paar raus moechtn. Dees ham s' mit die Wulewus aus-gmacht. Und nachat schaugn s' umi und spechtn und spechtn, ob dee andern net aa amal — net wahr? Und ob's net aa an Spatn in d' Hoeh tean. Denn sunst, Freunderl, sunst, balst alloa rausgeh moechst ohne die Herrn Mosjeh — da taat's

fei drehtn wehleidig kracha: bummbumm, bitschbitsch — bist scho hin aa, sagt da Gotteswinter Beppi.“

Der Schwalangschehrgefreite Weger wiederholt: „Bummbumm und bitschbatsch. Und adjes ohne Sargdeckl.“

Und er striegelt seinen Gaul rascher — er war auch dabei im Forêt de Facó, den die Maschinengewehre so fleissig absuchten.

Ah, da ist ja wieder ein Ansichtskartenmann: „Douze vues des champs de batailles — fuenfssik Fennik!“

Der Schwalangschehr Lenggrieser will schon wieder mit seinem Striegel zuschlagen: „Red deutsch, du damischer Mosjehl!“ Aber dann tut sich doch eine G. m. b. H. zusammen mit einem Stammkapital von einer halben Mark und schreibt Ansichtskarten heim. Die zu Haus' sollen die alten Graeber von Anno siebzig anschauen und sollen als Begleittext lesen: „Heut ham mir den Kaiser gsehn und lasst Euch schoen gruessen. Er is ein kommoder Herr und grad dischkuriert hat er. Das is ein Mann, den muss man gern ham.“

Die bayrischen Schwalangschehr hab' ich in der Naeh' gesehn zu Gravelotte. Den Kaiser von weitem. Und sein Geschichtl hab' ich auch von weitem gehoert. Es ist durch den Mund einer ganzen Schwadron gegangen, bis ich's erfuhr — da mag da und dort ein Woertl nicht mehr ganz richtig sein.

Aber unseren Soldaten hat's soviel Freude gemacht, dass ich mir's nicht verkniefen kann, die Feder dranzusetzen.

Und hat unser Kaiser Anno 12 gelaechelt, wie der Appenzeller in rauher Schwyzer Art mit ihm plauderte — ums Neujahr 15 wird er dem altbayrischen Geschichtsschreiber auch nix uebel nehmen.

• Hurra der Kaiser!

Luegenberichte.

Die Nachricht von einem englischen Siege

Ist Luege.

Dass die Deutschen zerschossen zu einem Buendel

Ist Schwindel.

Dass Hindenburg bald ueberwunden

Erfunden.

Und dass die deutsche Flotte vernichtet

Erdichtet.

Dass franzoesische Flieger Berlin ueberflogen

Erlögen.

Dass man Verwundeten kruemmt kein Haerchen

Ein Maerchen.

Nur — dass der deutsche Michel sehr tuechtig

Ist richtig!

P. B.

Den Kindern.

Fuer deutsches Bestehen ich zog mit hinaus

Zum Kampf in West und in Ost,

Liess rueckwaerts die Meinen, den Hof und das Haus,

Gewiss und seelengetrost:

Das uns alle umkettet, ihr webt mir das Band

Der Liebe und Treue, ein sicheres Pfand;

Uns fuehrt euer Geist in den Krieg,

Zum Kaempfen, zum Streiten, zum Sieg.

Auf Posten ich stehe in einsamer Nacht —
 Die Feinde lauern aufs Glueck —
 Da stoert ein Schatten die spaehende Wacht:
 Wer da? — Der Tod! — Kehr' zurueck!
 Du darfst mich nicht fassen, ich bin gefeit,
 Man braucht mich daheim nach beendetem Streit,
 Auch muss, eh' gewonnen der Krieg,
 Ich kaempfen noch bis zum Sieg.

Der Schatten eilt weiter, verschwindet fern;
 Wen sucht er, bangendes Herz?
 Leis' loest sich vom Himmel ein leuchtender Stern;
 Es schauert die Seele vor Schmerz.
 Ein kindliches Weinen klagt um mich her:
 Hilf, Vater! Die Mutter, sie schuetzt uns nicht mehr.
 Was zogst du hinweg in den Krieg?
 Lass andere kaempfen zum Sieg!

Euch schirmt nicht die Mutter, euch helfe ich kaum,
 Die Feinde lauern aufs Glueck —
 Seid stark und ihr schafft euch selber den Raum,
 Der euer nach Gottes Geschick.
 Und dass ihr das koennt, und dass ihr befreit
 Von Missgunst und Knechtung fuer kuenftige Zeit,
 Der Kaiser rief uns zum Krieg,
 Und wir kaempfen und sterben im Sieg!

Oberleutnant Walther Gelpke.



Jung-Frankreich in Lille.

„Gloria, gloria — gloria victoria! miet erz und and — fuers vaterland fuers vaterland!“

Aus franzoesischen Baeckereien.

Es war am 28. August, als wir in einem kleinen Staedtchen, Rollot, nach langem Marsche, so nachmittags um 5 Uhr, anlangten. Da wir schon mehrere Tage infolge unseres schnellen Vorrueckens ungenuegend Brot hatten und wir bei dem dortigen Baecker auch einiges Mehl vorfanden, wurden wir, nachdem wir dem Feldwebel den Vorschlag gemacht hatten, Brot zu backen, in der Baeckerei dort dahin einig, dass wir abends 9 Uhr anfangen konnten, unser Brot zu backen. Ich will nun nicht weiter erzaehlen, was und wie wir gebacken haben — so aeussert sich der Reservist Hermann Ulle in einem Bericht an die Baeckerfachzeitung „Deutscher Baecker- und Konditor-Gehilfe“ — sondern ich will allen Erzaehlungen, wie man sie schon gehoert hat, in Frankreich faende man bessere Zustaende in den Baeckereien wie bei uns zu Hause, ein Ende bereiten. Es mag insofern zutreffen, als man hier in fast jeder, auch der kleinsten Baeckerei, eine Knetmaschine vorfindet. Nun, ganz einfach, hier wird vorwiegend Grossbrot gebacken, und dieses aus Weizenmehl. Da gibt's grosse Teige, und da ist immer eine Knetmaschine angebracht. Allgemeines ueber franzoesische Backwaren kann ich nicht schreiben, da ich staedtische Betriebe ueberhaupt nicht besichtigt habe, weil mir die Gelegenheit dazu fehlte. Aber die Baeckereien, die ich gesehen habe, will ich euch beschreiben. Wir kommen da also abends 9 Uhr in der Baeckerei an. Was wir dort wollten, begriff der Alte bald, wir halfen denn noch ein bisschen nach. Franzoesisch sprechen konnte ja keiner von uns, und so mussten wir uns zu unserem groessten Vergnuegen durch Zeichen verstaendigen. Schon beim Eintreten bemerkten wir, dass wir nicht das feinste Lokal erwischt hatten. Ein mit recht schmutziger Farbe gestrichener Tisch von Anno dazumal, eine Tellerwaage und ein aus rohen Latten gezimmerter Staender bildeten die Ladeneinrichtung. Durch die Kueche, in welcher auch alle Gegenstaende unordentlich durcheinander lagen, kamen wir nach der Backstube. Hier bot sich unseren Augen ein furchtbarer Anblick dar: der Fussboden starrte von Schmutz, ungelogen fingerhoch. Da nun der Ofenraum zugleich die Backstube bildete, lag die Asche von dem Holzofen in der ganzen Stube zerstreut umher, leere Saecke dienten gewissermassen als Teppiche. Ebenso schwarz sah die Decke aus, schlimmer noch als in einer Schmiede. Die Backschuesseln waren mit Drillichzeug ausgelegt, in welchem die Schimmelpilze millionenweise wucherten. Holz und Backschuessel lagen durcheinander. Die Beute war auch schon recht wackelig geworden, und oben durfte man keinen Teig legen, ohne befuerchten zu muessen, dass er schmutzig wuerde. Im Ofen war die Asche nicht rauszubringen, und auf der Wasserblase war kein Deckel, so dass aller Staub leicht einziehen konnte, infolgedessen das Wasser schmutzig wurde. Als Beleuchtung hatte der Franzone eine Petroleumlampe in der Backstube, in den Backofen legte er ein Stueck Kienholz, und wenn es brannte, hatte er Licht. Aber Knetmaschine und Benzinmotor waren vorhanden, allerdings alter Art und auch schon abgenutzt. Einen Anzug hatte der Kerl, das war gar nicht zu sagen: Holzschuhe, Hose, Hemd ueber die Hose als Kittel, Haare zerzaust, so lief er herum zu unserem groessten Ergoetzen. Ganz besonders schien es ihm zu behagen, als wir ihm von unseren selbstgebackenen Broetchen welche anboten, da hat er tuechtig geknuppert. Viel hatte er allem Anschein nach zu Hause nicht zu bestellen gehabt, denn seine Frau hatte ihn immerzu vor und schalt ihn oft, bis wir dagegen einschritten. Wir haben denn den ganzen Kram in Ordnung gebracht und unser Brot gebacken, ihm seinen Schein ausgestellt, und andern Tags 10 Uhr ging der Marsch weiter. Wir haben dann spaeter wieder einmal in Crepy en Valois gebacken, einer ziemlich grossen Stadt, aber auch hier fanden wir, soweit es sich um die Backstube handelt, fast dieselben Zustaende. Der Laden war ja in ganz guter Verfassung. Der Mann war eingezogen, und die Frau war tiefungluecklich, noch dazu sie keine Nachricht von ihrem Mann bekommen konnte. Wir fanden hier in dieser Stadt einen Oesterreicher, der konnte

uns mit der Frau verstaendigen. Wir sagten der Frau unseren Schutz zu, und beruhigt ist sie dann auch schlafen gegangen. Wir verschlossen das Haus und begaben uns hinunter in die Baeckerei. Ueber einen schmutzigen dunklen Hof fuehrte uns der Bruder der Frau, ein Bengel von 16 Jahren, an eine Kellertuer. Hier deutete er auf die Deckpfoste, weil sie so niedrig war, wir sollten uns nicht den Kopf stossen — und hinunter ging's einen Gang, gerade als ginge man zu den Katakomben. Ein dunkles, schwarzes Gewoelbe bildete hier die Backstube. Selbst am Tage war kein Licht darin. Gleich bei unserer Ankunft unten mussten wir uns erst mal Spinnewebe von den Muetzen herunterholen. Die Haende wollten wir uns waschen, da bot er uns den Blasentopf an; Handtuch und Seife bekamen wir erst auf ausdruueckliches Verlangen. Fussboden, Backschuessel, das war dasselbe wie beim anderen, Ofenraum und Backstube eins, daher auch ebensoviel Dreck und Staub. Knetmaschine und Schnecke nach dem Mehlboden waren seine maschinellen Einrichtungen. Wenn die Decke, vielmehr Gewoelbe, geweisst worden waere, haette es vielleicht einer Backstube aehnlich gesehen; aber in einem solchen Keller da haette sich von uns nicht ein Geselle auch nur einen Tag aufgehalten. Spaeter haben wir nochmal in einer anderen Baeckerei gebacken, in der Naehue von Paris, wo es etwas besser aussah, auch hatte der Baecker dort einen sauberen Boden. Wir konnten hier aber nur einen Schuss Brot backen, da wir gestoert wurden, den zweiten hatten wir drin im Ofen, da hiess es, wir aendern unsere Stellung und das Dorf muss geraeumt werden. Jetzt Hals ueber Kopf raus aus dem Dorfe; aber erst haben wir noch die Broete rausgeholt und an vorbeimarschierende Truppen verteilt, um sie den nachfolgenden Franzmaennern nicht zu ueberlassen. Den Tiegel mit unserem Mittagbrot, welches noch lustig brodelte im Ofen, nahmen wir auf die Faust, und dann heidi raus. In einer Sandkule am Wege haben wir dann unsern Rinderbraten und frisches Weissbrot vertilgt und darueber nachgedacht, wie wir wohl am schnellsten zu unserer Kompagnie kaemen, welche zwei Stunden entfernt ihren Lagerplatz hatte. Dessen waren wir bald enthoben, denn in der naechsten halben Stunde sassen wir in unserem requirierten Kompagnieauto, und los ging die Fahrt zu unserer Kompagnie. Dort sorgte man sich schon um unser langes Ausbleiben. Im grossen und ganzen habe ich in den laendlichen Baeckereien hier — und deren habe ich eine ganze Menge gesehen — nicht viel Gutes angetroffen, entsprechend den Verhaeltnissen bei uns. Ich glaube auch nicht, dass das die einzigen Schmutzereien hier sind, denn ich habe bei den Franzosen ueberhaupt noch nicht viel Sauberkeit gesehen.

Ein Schulaufsatz des 9jaehrigen Karle aus Stupferich ueber den Weltkrieg.

Der Weltkrieg wurde also geboren vom 31. Juli bis Mitte August. Da zuerst nur Kriegszustand war und die feindlichen Grossmaechte, die sich gerne klein moechten machen, also erst nach und nach zum Massenandrang mit Kriegserklaerungen kamen. Wir fuehren jetzt Krieg auf allerlei Weltteilen. Ausserdem auf beiden Halbkugeln. Onkel Schorsch sagt, der Krieg kaeme daher, weil unsere Feinde noch immer nicht genug gekriegt haetten an deutschen Hieben, wie der Franzos, dem das rote Hoeschen von 70 noch jucken muesste. Onkel versteht aber nicht viel vom Krieg, da er nur 14 Tage in ihm war. Wie er nach Frankreich kam, da haben die Franzosen zu ihm gesagt: „Na Schorsch, bist du auch im Krieg?“ Darueber hat er sich so geaergert, dass er darueber krank geworden und ist darueber der Heimat heimgesandt worden, wegen Reumatismus in den Huehneraugen und der Eingabe des Buergermeisters. Unser Herr Lehrer hat gesagt, wir sollten nur schreiben, was wir von Vattern selbst wuessten, da wir in den besseren Triks nicht Bescheid wuessten. Vor allem nicht in der aeusseren Politrik. Also auf Vattern sind wir sehr stolz, dass wir Kinder so einen in die Welt gesetzt haben fuer den Stolz der Familie und Tante Malchen. Vattern geht also immer feste druff. Er verdrischt

den Franzosen monatlang ja zentnerweise ihren Hafer, damit die Kolone nicht verhungert, also wenigstens soweit sie vierbeinig ist. Also Vatter, unser Held, wie Tante Malchen sagt, ist bei der 9ten ff. Artillerien Munisohns Kolone 40 Armeen Chor. Das „ff“ bedeutet nicht nur, das dies eine Kolone ist, die ihre Sache aus dem ff versteht, denn das ist selbstverstaendlich, weil Vattern ja dabei ist, sondern auch heisst das 9te Feld Haubritzen Kolone. Das ist eine schwere Munisohns-Kolone weil nur wohlbeleibte Soldaten dabei sind. Die Duennen kommen alle zur leichten Munisohns-Kolone. Daher kommt diese auch schneller an den Feind heran und ans Eisener Kreuz. Die Munisohns-Kolone besteht aus lauter Blechkasten, die auf Raeder laufen. Vorne sind sechs Pferde meistens dran, wenn kein Maulesel darunter ist. Auf dem Kasten sitzen Soldaten, die weil keine Kanone da ist Kanoniere heissen und auf den Pferden sitzen andere Soldaten, die weil sie reiten und nicht fahren, Fahrer heissen. Vatter sitzt auch auf dem Blechkasten und hat geschrieben, dass er ohne die requirierte franzoesische Bettunterlage schon laengst Huehneraugen an seinen Lorberen haette. In den Kasten werden Liebesgaben fuer Franzosen und Englaender mitgefuehrt. Diese Gaben bekommen die Herren aber nicht direkt, sondern werden die Kanonen erst damit gefuettert, indem das ihre Nahrung ist. Mit frischer Munisohn koennen die Haubritzen dann wieder Tod und Verderben speien. Fahrer und Kanoniere lieben sich gegenseitig sehr und wollen die Kanoniere durchaus immer den Fahrern die Pferde putzen. Diese haben das aber nicht gerne, weil sie Angst haben, dass die Kanoniere die Pferde mal ganz wegputzen. Wenn die Fahrer aus dem Stall kommen, ist das Mittagessen immer schon fertig — tatsaechlich ganz fertig gekocht von den Kanonieren, aber auch schon gegessen von den Kanonieren. So nimmt ihre Zuneigung immer mehr zu. Ich will nun schliessen, weil ich sonst nicht das Ende vom Anfang finde, und spaeter mehr schreiben, wenn es fuer die Neunte wieder so gefaehrlich wird, wie in Boukenratt, wo es Fliegerbomben und Schrabsschnelles auf sie regnete. Zwar so unfaehrlich kann es auch nicht sein jetzt, denn Vatter schrieb, abends wuesste man nie, ob man andern Morgen nicht mit einem franzoesischen Schrabsschnell im Arm erwachen wuerde, da diese Dinger noch immer sehr zudringlich waeren.

Aber eine Epissode muss ich noch berichten, indem sie sehr moralisch ist. In Pfalzburg hatten franzoesische Gefangene die Liebesgaben (fuer sie) aus der Bahn in die Blechkasten verladen muessen. Wie die Franzosen die Unmenge frischer Munisohn sahen, sagte einer, der gut Deutsch konnte: „Nu ist alles fuer die Katz.“ Aber der magere Haering der Kolone, der Goegelt aus Deutschneurent, rief dazwischen: „Du Sempel, richtig heisst es, es ist alles fuer den Katz*). Und das stimmt, der kann euch gar nicht leiden, drum gibt er auch moeglichst schnell und viel Liebesgaben fuer euch nach vorne ab!“

E. Marscher.

Liebe oder Hass?

Ich sah am Kreuze Jesu Christ,
Der edler Liebe Vater ist

Und noch in Kreuz und Todesnot
Den Feinden seine Liebe bot.

Es sprach zu mir sein mild Gesicht:
Nun singe: Liebe! — Hasse nicht!

Ich aber hab' mich abgewandt,
Nahm hier die Feder in die Hand

Und schreibe her: Ich hasse, Herr!
Aus tiefster Seele hass' ich, Herr!

Und blick' dir doch klar ins Gesicht.
Mein Hass weicht deiner Liebe nicht.

Weil dieser Hass, Herr Jesu Christ,
Die Frucht der hoechsten Liebe ist.

Mein Vaterland in tiefer Not:
Hass allen Feinden bis in den Tod!

Will Vesper.

*) „Katz“. Name des Kolonnen-Fuehrers.

Daheim.

Ich weiss, sie denken an mich
Daheim an jedem Tage,
Und scheut doch jeder sich,
Zu tun die eine Frage:
Lag heut er schlafend in Frieden, —
Wie mag's dem Vater ergehn,
Werden wir wiedersehn
Ihn so, wie er geschieden?

Ich weiss, sie halten mein Bild
Tagtaeglich in den Haenden
Und bitten sanft und mild,
Dass sich das Schicksal moeg' wenden;
Dass nach den Kaempfen heiss
Ende das Blutvergiessen
Und sich unser kleiner Kreis
In Eintracht moeg' wieder schliessen.

Ich weiss, nur im Fluesterton
Erzaehlen sie sich, wer gefallen, —
Viele, viele sind's schon,
Die weilen in Walhalls Hallen;
Und doch, wenn von einem Sieg
Daheim sie hoeren und lesen,
Segnen sie diesen Krieg
Und sind stolz, dass ich mitgewesen.

Thilo Kieser.

Die Kanoniere von Lille.

Fuer Lille und die Liller in hervorragendem Masse charakteristisch ist die Art, wie hier die liebevolle und stolze Pflege der heimatlichen Erinnerungen sich verbindet mit dem leidenschaftlichen Anschluss an das grosse Vaterland — obwohl doch die Stadt erst durch den Frieden von Utrecht 1713 dauernd in Frankreich einverleibt ist. Und es ist weiterhin kein Zufall, dass in der historischen Erinnerung, wie sie durch die Denkmaler und besonders auch durch die Strassennamen wach erhalten werden soll, eine Periode fast ausgeloescht scheint: die Zeit von 1512 bis 1555 naemlich, wo Lille mit dem burgundischen Kreise dem deutschen Reiche angehoerte: hat doch das Palais Rihour, die burgundische Residenz, von der heute noch Reste in dem Gebaende der Mairie stecken, seit der Anwesenheit Maximilians im Jahre 1513 laengere Zeit den Namen „Cour l'Empereur“ gefuehrt. Also ein deutscher „Kaiserhof“ in Lille!

Lille ist eine ausserordentlich denkmaelerreiche Stadt: die Zahl der Monumente, welche allein durch den Krieg von 1870/71 veranlasst sind und der Erinnerung an die nationale Verteidigung gelten, erreicht ein halbes Dutzend.

Zu den eigenartigsten Denkmaelern gehoert eines, das sich der Aufmerksamkeit der Fremden leicht entzieht: das Portal in der Rue des Canonniers (zwischen Porte de Gand und Porte de Roubaix), welches beiderseits von zwei maechtigen Kanonenroehren flankiert wird, die hier als Saeulen aufgerichtet stehen. Es traegt die Widmung „Napoléon empereur aux canonniers de Lille“ und oben im Bogen die Inschrift „Canoniers créés le 2 mai 1483“. Rechts und links werden dann noch ziemlich ueberfluessigerweise acht Belagerungen von Lille aufgezaehlt, von denen fuenf in die Zeit von 1128 bis 1304 fallen — bei diesen koennen doch die Kanoniere nicht mitgewirkt haben!

Wer sind nun aber diese „Kanoniere von Lille“, die ein so ehrwuerdiges Stiftungsdatum haben, dass sie die aeltesten Regimenter der europaeischen Armeen damit aus dem Felde schlagen?

Vielleicht erinnert sich der eine und der andere Leser einer liebenswuerdigen Schilderung Gottfried Kellers in den Zuericher Novellen, die dem festlichen Treiben und der Schiessuebung buergerlicher Artilleristen gilt. Von den Buergerschuetzen

weiss jedermann, — die haben sich ja vielfach bis in unsere Tage erhalten oder sind auch oeffter zu neuem Leben erweckt worden. Die Buergerkanoniere dagegen, die es nur in grossern Staedten gab, haben im Zeitalter Napoleons mit der Ausgestaltung der modernen Artillerie ihre Bedeutung verloren. Den historischen Verdiensten des buergerlichen Kanonierkorps von Lille hat Napoleon I. dieses Portal gewidmet, damals, als er ihnen und ihren Waffenuebungen in dem aufgehobenen Kloster der Urbanisten ein neues Heim schuf, das sie dann noch ein paar Menschenalter ziemlich friedlich bewohnt haben.

Der Boden Nordfrankreichs und Belgiens spielt in der Geschichte der Feuerwaffen und besonders auch der Artillerie eine Rolle. Wir haben in der Schule gelernt, dass die erste Schlacht, in der mit Feuerwaffen gekaempft wurde, die Schlacht von Crecy gewesen sei, d. i. Crécy en Ponthien im Departement Somme, wo Koenig Edward III. von England am 26. August 1346 den Koenig Philipp III. von Frankreich schlug. Ganz richtig ist das nicht, denn einmal haben sich die Araber in Spanien der Kanonen schon vielfach vorher (angeblich seit 1247) bei Angriff und Verteidigung von Festungen bedient, und dann sind auch in den Niederlanden schon 1339 bis 1340 Donnerbuechsen zur Anwendung gekommen. Auch die Stadt Lille hat sich schon 1339 in den Besitz solcher Waffen gesetzt, und sie sind nachweislich 1350 bei einer Expedition von hier nach La Bassée angewendet worden. Die Art und Zahl der schweren Feuerwaffen wuchs nun in der Folgezeit stark an, und gegen Ende des 15. Jahrhunderts schlossen sich drei Gruppen von Artilleristen zu einer Genossenschaft zusammen, die sich hier wie anderwaerts unter den Schutz der heiligen Barbara stellte, wie schon vorher die Bogenschuetzen den heiligen Sebastian als Paten erwaehlt hatten. Am 5. Mai 1483 erhielt die „Compagnie de madame Sainte-Barbe“ vom Rat der Stadt Lille ein rechtsgueltiges Statut; ihre Uebungen hielt sie in einem Garten vor der Porte des Fives ab — ein weiter Weg von diesen Artilleriegaerten bis zum Schiessplatz von Meppen.

Schon unter Maximilian, der mit den Englaendern verbuendet Krieg gegen Frankreich fuehrte, wurde die Truppe von 50 auf 80 Mann erhoehet. In den kriegेरischen Zeiten der spanischen Herrschaft hat man die Buergerwehr ausgestaltet und die Artillerie ihr eingereiht (1578), bald darauf auch um weitere 20 Mann erhoehet (1588). 1644 machten sie sich bei der Abwehr eines ersten francoesischen Handstreichs verdient; 1667, als Ludwig XIV. Lille als einen Teil seines spanischen Heiratsguts in Anspruch nahm, vermehrte die Stadt abermals ihre Artillerie, und eine Batterie errang sich durch ihre Leistungen die Hochachtung der Belagerer. Ein Besuch, den ihr der Koenig mit seinen Artillerieoffizieren nach der Eroberung abstattete, gehoert in die Reihe jener geschickten Aufmerksamkeiten, mit denen der Sonnenkoenig sich rasch die Herzen der Liller gewann.

Als es im Spanischen Erbfolgekriege 1708 zu der beruehmtesten aller Belagerungen von Lille kam, wo sich die von Vauban erneute Festung ueber zwei Monate hielt, und, als sie fiel, die Zitadelle unter dem Marschall Boufflers noch weitere 40 Tage Widerstand leistete, da haben sich die Liller Buergerkanoniere, die inzwischen gute Franzosen geworden waren, abermals so bewaehrt, dass man ihre „Bruederschaft von der hl. Barbara“ auch 1742 bestehen liess, waehrend man das sonstige Buergermilitaer auflöeste.

Im September 1792 fand jene Belagerung durch die Oesterreicher statt, auf deren siegreiche Abwehr aus eigener Kraft die Liller ganz besonders stolz sind: sie hat der Stadt den Orden der Ehrenlegion eingetragen, den sie (als sog. Brisure) links oben im Wappen neben der Lillie fuehrt; ihrem Andenken gilt die 1845 errichtete Saeule mit der Stadtgoettin auf der Grand' Place. Die dankbare Phantasie hat sich gern mit den Taten und Anekdoten jener Tage der opfermuetigen Verteidigung beschaeftigt, die eigentlichen Helden aber waren wiederum die „Kanoniere von Lille“, die hier noch einmal Gelegenheit hatten, ihre Schiesskunst und ihre

Kaltbluetigkeit ruehmlich zu zeigen. Trophaeen und Andenken wurden bis in die neueste Zeit im „Hôtel des canonniers“ aufbewahrt. Weniger gluecklich war ihr Anteil an der Expedition nach Walcheren 1809. Die letzte kriegerische Betaetigung der „Kanoniere von Lille“, die zwei Menschenalter nur als eine festliche Dekoration fortgelebt hatten, faellt in die Monate der nationalen Verteidigung 1870/71: sie hat ihren Patriotismus bewaebrt, ohne ihnen kriegerische Lorbeeren einzubringen.

Hauptmann Schroeder.

Eines frommen Landsknechts Gebet.

Es hat uns unser Herr und Gott,
Dieweil's die Feinde wollten,
Den Flamberg in die Faust gedruickt,
Dass wir sie schlagen sollten.

Er schrieb darauf mit Flammenschrift:
„Vorwaerts und nit verzagen!
Mit eurer Kraft und meiner Hilf'
Werd't ihr die Feinde schlagen!“

Er war mit uns. In Not und Tod
Stand er uns treu zur Seiten,
Und half uns gegen uns're Feind'
Mit frohem Mute streiten.

Gar oft war noch der bleiche Tod
In all dem Kriegeswetter;
Doch warst du, guter Herr und Gott,
Mir immer Schutz und Retter.

Soll's aber sein, mein Gott und Herr,
Will gern mein Leben lassen;
Doch gib', dass ich vor meinem End'
Noch hoer' „Viktoria“ blasen.

Uoffz. d. L. Weissbach.

Ille in Lille.



„Nu kuk 'mal an: also hier darf nischt ruiniert werden!“



„Det Jequassel immer! Ik hab hier noch nischt Vafiehrerisches jesehn!“

Deutscher Schwur.

Heilig Vaterland
In Gefahren,
Deine Soehne stehn,
Dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
Heilig Vaterland,
Schau, von Waffen blinkt
Jede Hand.

Ob sie dir ins Herz
Grimmig zielen,
Ob dein Erbe sie
Dreist beschielen,
Schwoeren wir bei Gott
Vor dem Weltgericht:
Deiner Feinde Spott
Wird zunicht.

Nord und Sued entbrennt,
Ost und Westen;
Dennoch wanken nicht
Deine Festen.
Heilig Herz, getrost,
Ob Verrat und Mord
Draeuen West und Ost,
Sued und Nord.

Bei den Sternen steht,
Was wir schwoeren;
Der die Sterne lenkt,
Wird uns hoeren:
Eh der Fremde dir
Deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir
Haupt bei Haupt.

Heilig Vaterland,
Heb zur Stunde
Kuehn dein Angesicht
In die Runde.
Sieh uns all entbrannt,
Sohn bei Soehnen stehn:
Du sollst bleiben, Land!
Wir vergehn.

Rudolph Alexander Schroeder.

Die Badener im Gefecht.

Ein trueber Herbsttag brach an und erfrischte uns mit seinem nasskalten Tau. Kaum waren wir wach, da kam der Befehl: „In einer Stunde steht das erste Bataillon marschbereit. Front gegen Westen auf den Weg, der 300 Meter suedlich von dem Orte G. ueber die Forts G. v. H. und C. nach N. fuehrt.“ In Eile wurde noch ein Schaelchen Mokka geschluerft, und froehlich und guter Dinge marschierten wir ab. Im Divisionsbefehl hiess es: „Vormarsch gegen den Feind. 1. Bataillon Vorhut!“ Nachdem wir den Hoehenkamm ueberschritten hatten, kamen wir nach etwa einstuendigem Marsch nach N. Gleich hinter diesem Orte ueberschritten wir unter einem dreimaligen Hoch auf unsern Kaiser und unter „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ die franzoesische Grenze.

Nach einem froehlichen Marsch von 4 Stunden machten wir ploetzlich halt. Ein jeder von uns wusste, was es geschlagen hatte, und in Blitzeseile ging die Meldung von Mund zu Mund: „Unsere Kavalleriepatrouille ist auf feindliche Abteilungen gestossen.“ Das Gewehr schussbereit im Arm ging es langsam vorwaerts. Die Franzosen aber hatten, als sie uns bemerkten, Reissaus genommen, denn es wurde dunkel. Es wurde Nacht, aber vom Franzmann keine Spur. Der Franzose geht nachts gern einem Gefecht aus dem Wege, denn er liebt es, seine Nachtruhe zu halten. Wir bezogen daher in R...ville Alarmquartiere. Um uns vor einem feindlichen Ueberfall zu sichern, wurden nach innen und aussen Wachen aufgestellt, und da hatte meine Kompagnie die Ehre, daran teilnehmen zu duerfen. So kam unser 1. und 2. Zug auf Wache, waehrend der 3. zu Haus bleiben durfte. Die Feldkueche hatte es nicht fertig bringen koennen, bis an uns heranzukommen, und da bekanntlich Hunger weh tut, so wurde ein ohne Heimatschein herumlaufendes

Schwein ohne weiteres in Gefangenschaft gesetzt, und unser „Blitzzuegle“, zwei sehr fixe handfeste Metzger unserer Kompagnie, die mit den Schweinen ebenso umzugehen wissen, wie mit den Franzosen, machten sich sofort an die Arbeit. In einer Stunde hatte jeder eine kriegsstarke Portion Kesselfleisch im Kochgeschirr, dazu einen halben Laib Kommissbrot, und das reichte bis wieder 12 Uhr. Als dann wirklich unsere „Gulaschkanone“ anlangte, gab es noch eine kraeftige Abendkost, und dann ging es mit Riesenschwung in „Heubuehnens Patent-Federbetten“.

Dass man mit vollem Magen gut schlaeft, weiss ein jeder, und so schiefen auch wir so fest, dass unsere „Kompagniemutter“ viel Muehe anwenden musste, um uns aus unseren Stellungen herauszuhauen. Es wurde noch ein Schaelchen Kaffee gefasst, und dann hiess es schanzen. Nachdem unsere Posten alle eingezogen waren, rueckte die Kompagnie in die befohlenen Stellungen, um da Schuetzengraeben auszuwerfen. Eben wollten wir beginnen, da kam auch schon ein Gegenbefehl: „Das erste Bataillon steht um 9 Uhr gefechtsbereit bei der Kirche in R... ville.“ Also hatten die Franzosen aus der „Courageflasche“ getrunken und rueckten gegen uns vor. Unser Bataillon nahm Aufstellung beim Kirchhof und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Es dauerte auch nicht lange. Der dritte Zug sang eben noch: „Als die Russen frech geworden“ und „Alles neu macht Herr Grey“, da schlugen auch schon die ersten franzoesischen „Zuckerhuete“ 300 Meter vor uns ein. Das stoerte uns aber nicht, und ruhig sangen wir weiter, bis es endlich hiess: „Ausschwaermen und vorgehen.“ Unsere Kompagnie ging als letzte vor und hatte den Befehl, „einzuschwaermen“. So gingen wir ungefaehr eine Stunde vorwaerts, bis wir die fuer uns so verhaengnisvoll gewordene Hoehe erreichten. Hier sandten die Franzosen wieder ihre „eisernen Gruesse“ in unsere Schuetzenlinie, ohne jedoch etwas zu erreichen. Da kam der Befehl zum Rueckzug, um auf der gegenueberliegenden Hoehe zu schanzen. Es wurde allmaechlich dunkel.

Die Franzosen wollten ihre Nachtruhe haben und liessen uns in Ruhe. Nur ihre Feldartillerie vermutete uns in dem neben unserer Stellung liegenden Dorf und schoss in dieses hinein mit Granaten und Schrapnells, immer abwechselnd, bis das ganze Dorf lichterloh brannte. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wir schanzten indessen ruhig weiter, und als am anderen Morgen die Sonne den neuen Tag begriesste, da lag jeder von uns in gut gegen Schuss und Sicht verschanzter Deckung. Es dauerte gar nicht lange, da flogen die feindlichen Infanteriekugeln ueber unsere Koepfe weg, sobald sich einer sehen liess. Wir mussten den ganzen Tag, auf dem Bauche liegend, aushalten, bis endlich gegen 5 Uhr der langersehnte Befehl zum Angriff kam. Im Sturmschritt gingen wir vor, und die Franzosen zogen sich vor dem wohlgezielten Feuer unserer braven Feldartillerie immer weiter zurueck. Wir erreichten gluecklich die Anhoehe. Das feindliche Feuer war ganz eingestellt worden. Als wir aber oben anlangten, da bekamen wir die Feuertauf, wie ich sie bis dahin noch nicht mitgemacht hatte. Von drei Seiten Flankenfeuer. Mancher meiner Kameraden ist dort oben begraben, fern von dem schoenen Badener Land.

Unsere Verluste waren ziemlich gross, besonders war die zweite Kompagnie stark mitgenommen worden; sie stand im dichtesten Kugelregen. Mein Kompagniefuehrer erhielt zwei Kopfschuesse, zum Glueck aber nur Streifschuesse. Ein Feldwebel der Reserve, der Zugfuehrer des zweiten Zuges, bekam vier Schuesse. Ich wundere mich selber, wie ich so heil davongekommen bin. Auf Befehl des Oberleutnants brachte ich den schwerverwundeten Feldwebel zum Verbandplatz. Als ich zurueckkehrte, hatte unser Bataillon bereits den Ort gestuermt und genommen. Da sich die Herren Franzosen zurueckgezogen hatten, bezogen wir Alarmquartiere.

Nach des Tages Last und Mueh' haelt jeder gern Rast. Wir kommen vor ein Haus, dessen Besitzer ich fragte, ob er keine Franzosen im Hause haette, worauf

ich die glatte Antwort „non“ erhielt. Dies genuegte uns nicht, denn der Mann sah wenig vertrauenerweckend aus. Das Haus wurde durchsucht, und wir fanden im Keller 15 Franzosen. Als sie sahen, wem sie in die Haende gefallen waren, warfen sie die Waffen fort, streckten die Haende in die Hoehe und deuteten durch Gesten an, dass wir nicht schiessen sollten. Wir verschonten sie.

Um 4 Uhr morgens bezogen wir neue Stellungen, die aber fuer uns noch verhaengnisvoller wurden, als am Tage vorher. Wir waren einem moerderischen Infanteriefeuer ausgesetzt, das unsere duennen Reihen noch mehr lichtete.

Der Herbstanfang des Jahres 1914 wird jedem von uns eine denkwuerdige Erinnerung sein. —

Wir schanzten dann wieder die ganze Nacht und wachten andauernd, da die Franzosen kaum 400 Meter von uns entfernt lagen. Frueh morgens, schon um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, schickte uns die feindliche Artillerie den ersten Morgengruss. Dieser Tag schien noch heisser zu werden als der vergangene. Schlag doch ein Volltreffer mitten in den Schuetzengraben, wo die Befehlsempfaenger unseres Bataillonskommandeurs lagen, toetete fuenf Mann und verwundete drei schwer. Zu gleicher Zeit griff uns auch die franzoesische Infanterie an, und zwar in Linien zu drei Gliedern dicht nebeneinander; sie erhoben dabei ein Geschrei, als wenn sie bei Muelhausen waeren und den leeren Bahndamm stuermtten. Unser guter Oberleutnant sagte zu uns: „Kinder, immer ruhig Blut! Noch ist Polen nicht verloren. Russland muss noch badisch werden! Erst schiessen, wenn sie auf 150 Meter heran sind.“ Und so liessen wir sie herankommen. Auf einmal ertoente der Befehl: „Feuer! Schnellfeuer!“ Unsere Gewehre und Maschinengewehre fingen an zu knattern, dass man meinte, die Welt ginge in Splitter. Da lagen die armen Franzmaenner auf dem Boden, in derselben Formation, wie sie angegriffen hatten. Zehn Minuten spaeter sah man keinen Franzosen mehr.

Der Tod zu Frankreich.

Im sueddeutschen Soldatenton.

Herr Kamerad, was fallest du
Und schaugest gar so bleich?
„Kein Farb' kann ich's nicht geben,
Ich daerf's ja nicht mehr leben,
Geh du mir mit der Leich — valleri!
Geh du mir mit der Leich!“

Und als er lag im gruenen Gras,
Zu Haeupten stand der Tod.
„Mein Schatz, den tut's mir gruessen,
Franzosen muessen's buessen
Um ihre Augen rot — valleri!
Um ihre Augen rot!“

Wir ham's ja kein Gebet gemacht,
Wir ham's ja nicht geweint,
Wir haben's zweimal g'laden,
Eins fuer den Kameraden,
Das ander fuer den Feind — valleri!
Das ander fuer den Feind.

Der erste Schuss, und der ging los,
Der ist fuer seine Ehr.
Die andern muss man's sparen,

Es muss zu Grabe fahren,
Der wo ihn traf so schwer — valleri!
Der wo ihn traf so schwer.

Und als die Schlacht gewonnen war,
Da gruben wir ihn ein.

Es tun in solchen Sachen
All die Gewehre krachen,
Wo Kameraden sein — valleri!
Wo Kameraden sein.

Und als ich aus dem Frankreich kam,
Sein Liebste weint so sehr.

„Mach wieder hell die Augen
Und tu auf Frankreich schaugen,
Da weinen Maedel mehr — valleri!
Da weinen Maedel mehr!“

Und der dies Lied gesungen hat,
Der hatt' ein jungen Freund.

Und hat es selbst gesebgen,
Wie dass ein Traenenregen
Zwei Augen blind geweint — valleri!
Zwei Augen blind geweint.

Georg Queri.

Sehnsucht.

Still ist die Welt und still mein Herz. Von Sehnsuchtstraemen so beglueckt
Doch die Gedanken, sehnsuchtsvoll In daemmernder Erinnerung
Sie wandern ... wandern heimatwaerts, Lieg' ich der Heimat weit entrueckt.
Dahin, wo meine Wiege stand, Und doch: am Himmelszelt, dem dunkeln,
Ins liebe ferne Vaterland. Auch unsere Heimatsterne funkeln.

Kriegsfreiwilliger Jaeger Heinz Herrmann, Hopital de la fraternité.

Der Sieg des Glaubens im Felde.

In dem letzten Brief, den ich von meiner Frau erhielt, schrieb sie mir, dass unser Pfarrer in seiner Predigt am Totenfest das Totenfest als Siegesfest der Kirche betrachtete. — Ja, nicht nur unsere Waffen, sondern auch der alte, im deutschen Volke tief eingewurzelte Glaube an Gott hat einen Siegeszug durch alle deutschen Lande gehalten. Alle, auch solche, die sonst der Kirche fernstanden, fuellen jetzt die Kirchen. Not lehrt beten.

Und wie ist es mit den im Felde stehenden „Barbaren“, die jeder Kultur bar sein sollen? Nun, wer den Glauben an Gott verloren hatte, hier im Felde hat er ihn wiedergefunden. Beim Feldgottesdienst lauschen die vollbaertigen Feldgrauen, und gar manchen, der es sonst zu Hause mit der Religion nicht so genau nahm, ergriffen die kernigen Worte des Feldpredigers.

Wenn es zum Gefecht oder zur Abloesung in den Schuetzengraben geht, sucht jeder vorher seinen Gott auf und bittet ihn um Beistand in den gefahrvollen Stunden. — „Gott ist mit uns gewesen!“ so sprechen sie, wenn sie heil durchgekommen sind. Wie oft habe ich diese Worte gehoert, als wir nach unserm Sturmangriff auf St. Y. am 30. Oktober sammelten. Sind das nicht Zeichen neuen frischen religioesen Lebens auch bei den Kriegern? Der Kern im deutschen Volke war gut, der deutsche Michel ist aufgewacht, politisch und religioes. Wie ein Mann ist ganz Deutschland aufgestanden, und das einige Deutschland hat auch den Weg zu dem einen wahren Gott wieder gefunden.

Wir liegen schon drei Wochen im Schuetzengraben, kaum 100 Meter von unsern lieben Vettern. Nach einer langen Nacht — grelle Blitze erleuchteten das in aegyptische Finsternis getauchte Gelaende, und stroemender Regen, von Schlossen untermischt, erschwerte unsern Dienst — brach die Daemmerung endlich an. Nur als dunklen Streifen erkennen wir die feindliche Stellung. Da gilt doppelte Aufmerksamkeit. Ein Mann meiner Gruppe, von dem ich weiss, dass er die Feiertage nicht im christlichen Sinne hielt, spricht zu mir: „Korporal, heut' ist Busstag. Wollen doch auch im Schuetzengraben Busstag halten!“ Ich bin dabei und stimme unser Schutz- und Trutzlied: „Ein feste Burg“ an. Ganz leise singen es wenige, dann mehr und mehr, schliesslich der ganze Schuetzengraben. Dann ist tiefes Schweigen. Ich denke an zu Haus, an meine Lieben. Ich hoere die Glocken, die zum Abendgottesdienst rufen, sehe das milde, freundliche Angesicht unseres Pfarrers. Ich hoere seine Busspredigt, wie er so eindringlich zu einem jeden von uns spricht. Da zieht mein ganzes Leben an meinem Geiste vorueber, und ich beichte meinem Gott, der doch der Gott der Liebe ist und seinen Sohn auch fuer mich gegeben hat. — Wie ich gedacht, wird wohl jeder in meiner Gruppe gedacht haben. Und als wenn ihm ein schwerer Druck vom Herzen genommen waere, als haette er sich mit seinem Gott ausgesoehnt, entringt es sich nach tiefem Atemzuge der Brust des oben genannten Mannes: „Wir treten zum Beten —“

Ja, unser christlicher Glaube haelt einen Siegeszug durchs ganze deutsche Volk, und Gott wird unserer gerechten Sache auch den Sieg verleihen.

Unteroffizier Georg Guertler.

Reserve.

Gestern noch im Schuetzengraben,
Heut' und morgen Ruhe haben,
Uebermorgen wieder vor.
Reinemachen, Schlafen, Waschen,
Von den Liebesgaben naschen,
Frisch geoelt das Buechsenrohr.

Abends mit den Kerls zusammen.
Im Kamin die Scheite flammen —
Ich der Laenge nach auf Stroh.
Meine Landwehr rings im Kreise
Singen wir die Heimatweise
Sehnsuchtsbang und siegesfroh.

Bin auch ich kaum dreissig Jahre,
Haben sie auch graue Haare —
Sie die Jungs, der Vater ich —
Eisern Band haelt uns umschlungen,
Mich und meine lieben Jungen,
Meine lieben Jungs und mich.

Der Granaten Eisenfetzen,
Heulender Schrapnells Entsetzen
Macht den Mann dem Manne wert.
Ich geb' Liebe stets aufs neue,
Und mein Lohn: Soldatentreue!
Weiter hab' ich nichts begehrt.

Uoffz. d. L. Heidemarck.

Der deutsche Schrecken.

Als ein Wunder, ueber alles hoch und schoen,
Von der Welt gefuerchtet und gepriesen,
Schweben wetterschwanger in den Wolkenhoeh'n
Kuehne Drachen: Deutschlands Luftschiff-Riesen!

Tief im Meeresschosse, heimlich wie der Tod, —
Des Verderbens moerderische Pranke —
Taucht der Untersee geheimnisvolles Boot:
Deutschen Hasses wachsamer Gedanke!

In der Feinde Lande und am Meeresstrand,
Bann und Schranke brit'schem Hochmutswahne,
Speien deutsche Moerser der Vernichtung Brand
Wie die erderschuetternden Vulkane!

In den Drachenschiffen auf den Wolkenhoeh'n;
In dem Tauchboot, dem verborg'nen, kecken;
Bei den Vulkan-Moersern deutsche Helden steh'n,
Siegeswillenstark: der deutsche Schrecken!

Carl Wilhelm Marschner.

Bundesbrueder.

Es stehn in Ost und Westen
Getreu bis in den Tod,
Deutschlands und Oesterreichs Fahnen
Schwarz-gelb und Schwarz-weiss-rot.

Ob auch viel Kaempfer fallen,
Ob auch das Gras wird rot,
Sie stehen fest zusammen:
Schwarz-gelb und Schwarz-weiss-rot.

Sie sind nimmer zu trennen
In Siegeslauf und Not
Die treuen Bundesbrueder:
Schwarz-gelb und Schwarz-weiss-rot.

Sie rasten nicht die beiden,
Bis alle Feinde tot.
Sie stehen fest zusammen:
Schwarz-gelb und Schwarz-weiss-rot.
Vom 10jaehrigen W. von Xylander.

Brief eines deutschen Vaters an seinen Sohn im Felde.

(Zur Verfuegung gestellt von Unteroffizier Breuer, z. Zeit im Schuetzengraben bei M...)

Mein lieber Sohn!

Jetzt wirst auch Du bald mit dem Feinde in Beruehrung kommen, denn bis jetzt hast Du ihn bloss dem Namen nach gekannt, von jetzt ab sollst Du ihn aber von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Das wird fuer Euch Wasserratten mal eine Veraenderung sein, wenn Ihr jetzt mit Euren grauen Bruedern in den Schuetzengraben zu liegen kommt und einen Lump so nach dem andern wegblasen koennt. Ist doch ein anderes Werk als immer auf tote Gegenstaende zu schiessen. Nun, hoffentlich werden wir in den ersten Tagen hier zu lesen bekommen, dass sich die Blauen gerade so auszeichnen, wie die Grauen, denn wo so eine Marine-Faust hinschlaegt, da waechst kein Gras mehr. Also jetzt ruhig abkommen, als wenn Ihr auf dem Scheibenstand waeret, denn so ein englischer oder franzoesischer Dickkoepper-Schaedel ist ein gutes Ziel. Ein Dutzend solcher Treffer muss sich ein jeder von Euch vornehmen als Ehrenpflicht. Ist sie erfuehlt, gleich mit dem zweiten Dutzend angefangen, denn diesmal ist der Schiesspreis das Vaterland. Vorwaerts! Drauf wie ein Donnerkeil. Haut sie, dass die Lappen fliegen und sie all die Kraenke kriegen in das klappernde Gebein. Und nun vorwaerts, mein Junge, folge der Fahne, die Dir den Weg zeigt zum Siege, denn siegen muessen wir. Macht es Euren grauen Bruedern nach, und unter dem Gesang des Flaggenliedes „Stolz weht die Flagge usw.“, wo Ihr so stolz drauf seid, fahrt in die verlammt Franzosenbrut hinein. Und dann, wenn Ihr Eure Pflicht und Schuldigkeit zu Lande getan habt, blueht Euch noch die Ehre, Euer Vaterland retten zu helfen zu Wasser, denn unsere Kolonien muessen wir wieder haben. Die sind ja nur, wie Euer Admiral sagt: „den Englaendern in Pension gegeben“. Wenn wir in Polen die Russen, in Flandern die Englaender, und in Frankreich vom Elsass bis zur Nordsee die Franzosen geschlagen haben, dann werden wir auch ueber unsere Besitzungen in Afrika und Asien sprechen. Hoffentlich wird dieser Brief Dir und Deinen Kameraden, denen Du ihn zu lesen gibst, ein Ansporn sein. Es ist nur schade, dass ich zu alt bin, um unser Vaterland als ehemaliger Jaeger mit der Buechse in der Hand von dieser Pest befreien zu helfen. Da ich nun selbst nicht mit kann, habe ich dem Vaterland meine sechs Soehne ins Feld geschickt. Ihr werdet wohl Eure Pflicht tun. Nun, mein Sohn, lebe wohl und schreibe bald wieder.

Es gruesst Dich vielmals

Dein Vater.

Urland.

Deutschland ist das Heimatland der Geister,
Dahin fluechtet, wer im eignen Land
Ausgestossen blieb und unerkant —
Freudig preist der Deutsche jeden Meister!

Alle, alle kommen sie zu Gaste,
Freund ihm und in Ewigkeit vertraut;
Denen er die Dankaltaere baut,
Dass der Wandrer labt sich hier und raste.

Ob er wohnte in des Erbfeinds Lande,
Ob er hauste in des Urwalds Farm,
Oder schon entrueckt dem irdschen Harm
Laengst vergessen ruht am fernen Strande:

Geister sind am Weltenkampf beteiligt,
Welche je der Deutsche heilig hielt;
In den Lueften klingen Speer und Schild —
Und der deutsche Wald steht wie geheiligt.

Hega.

Im Ost das junge Deutschland fiel,
Und dennoch war's ein Siegen.
Das deutsche Schwert ist scharf und breit,
Was faellt, faellt nicht fuer lange Zeit.
Wir werden's wieder kriegen.

Im West das alte Deutschland steht,
Sie soll'n es nicht zerreiben,
Und wenn der Tod die Besten maecht,
Sie sterben mit dem Stossgebet:
„Das Reich muss uns doch
bleiben!“

Ein deutscher Grenadier.



Tagesordnung im Felde.

Frueh: Grosses Wecken mit Salutschüssen.

Vormittags: Besichtigung feindlicher und freundlicher Flieger in den Lueften.

Mittags: Festessen, dazu internationales Pauken- und Floetenkonzert.

Nachmittags: Konzert von Holz-, Blech- und Schlaginstrumenten. Spielt ununterbrochen.

Abends: Festbeleuchtung in rot und gelb. Feuer durch brennende Doerfer. Abendsegen.

Nachts: Traum-Lichtbilder-Vorfuehrungen aus der Heimat.

Wie in Lille aus einem franzoesischen Lyzeum ein deutsches Lazarett ward.

„Sie sind dem Gouvernement Lille zugeteilt und haben sich sofort dorthin zu begeben,“ sagte eines Tages in der zweiten Novemberwoche der Chefarzt unseres Reservelazarets zu einem Kollegen und zu mir, und nach herzlichem Abschied von den Lieben zu Hause geht es hinaus. Schon in Koeln beginnen die Stockungen, und nur mit grosser Verspaetzung erreichen wir die Grenze. „Wann werden wir in Lille sein?“ ist die Frage. „Einige Tage wird's dauern,“ die wenig troestliche Antwort. Da, welch' gluecklicher Zufall, fanden wir einen zur Abfahrt bereiten Artillerietransportzug, dessen Insassen uns bereitwillig aufnahmen. So ging es noch bei Tag ueber Luettich hinaus. Man macht es sich so bequem wie moeglich: Unterweste, Knie- und Pulswaermer angezogen, ein Umhang dient als Fussdecke, der Helmueberzug als bequeme, waermende Nachtmuetze. Ein bruehend heisser Kaffee in Dorningk belebt etwas die erstarrenden Glieder, und bei beginnender Daemmerung ist Lille erreicht. Da es noch frueh am Tage ist, bleibt Zeit bis zur Meldung und wir koennen uns die Staette unserer kuenftigen Wirksamkeit, eine Knabenerziehungsanstalt, eine Art Gymnasium mit Internat, ansehen.

Das Lycée Faidherbe ist an sich ein stattlicher, weitläufiger Bau, mit langen Reihen hoher Fenster auf die Strassen und Hoefe. Im grossten Teil des Hauses entfalten bereits die fruher angekommenen Kollegen unter Leitung des Chefarztes ihre rege Taetigkeit; in einem noch verfügbaren Fluegel sollen wir eine weitere chirurgische Station auf-tun. Voller Erwartung betreten wir die uns ueberwiesenen Raeume; aller Mut sinkt dahin, verwoehnt in mehrjaehriger Taetigkeit in einem aufs beste eingerichteten Krankenhause. Eine Reihe von Saelen, vollgestopft mit Tischen, Baenken, Schraenken, alle mit dickem Staub bedeckt, die Art des Bodenbelages vor Schmutz kaum erkennbar, schlecht schliessende Tueren, zerbrochene Fenster, abgenutzte Waende. Wenn man schon daheim in guten Verhaeltnissen nur mit Muehe und Not der Wundkrankheiten Herr werden konnte, was war hier zu erwarten? Fast entmutigt suchten wir unsere vor acht Tagen angekommenen Kollegen auf. Sie erzaelten, wie sie auf der Suche nach einem geeigneten Gebaeude von einem Mitglied des franzoesischen Roten Kreuzes auf dies Lyzeum aufmerksam gemacht worden seien und bei der Verwaltung freundliches Entgegenkommen gefunden haetten. Ein nochmaliger Gang durch die Raeume liess denn auch einige Lichtblicke erkennen: vor allem gestatteten die hohen Fensterscheiben reichlichem Licht den Zutritt, soweit der zumeist truebe, voller Regenwolken haengende Winterhimmel Lilles das zulaesst. Luft gab es mehr als genug bei schlecht schliessenden Tueren und zerbrochenen Scheiben, und da auch noch Wasser vorhanden war — allerdings nur gekocht verwendbar —, hatte man die drei Hauptforderungen der Krankenbehandlung beisammen. So kehrte die Arbeitsfreudigkeit allmaechlich zurueck.

Nun ging es an ein grosses Reinemachen, eine Beschaeftigung, die unsere Soldaten so recht verstehen. Zunaechst wird alles Ueberflussige entfernt: der Raum waechst unerwartet. Dann wird geputzt, gefegt, gescheuert, dass eine deutsche Hausfrau ihre helle Freude daran gehabt haette. Der Erfolg bleibt nicht aus: ein schoener Eichenboden kommt zum Vorschein. Jetzt geht's an Fenster und Tueren. Ganze Glasscheiben sind in Lille zur Zeit ein gesuehter, aber wenig gefundener Artikel, Pappdeckel, Bruchstuecke muessen vorlaeufig allzu reichlichem Luftzutritt wehren. Grosse Enttaeuschung bringt aber wieder der erste Heizversuch: Rauch und Qualm trotz gruendlicher Reinigung der Kamine. Auch da weiss der Soldat Abhilfe: eine Fensterscheibe wird durchstossen und das Rohr hindurchgeleitet ins Freie. Nun kommt das Aufstellen und Herrichten der Betten, die in Doppellinie in Reih' und Glied aufgestellt die Saele fuellen. Alles ist sauber ordentlich hergerichtet, aber immer fehlt das letzte; das Wehnliche. Die Schwestern entfalten eine weniger geraeus-



Letzte Kriegsnachrichten in Lille.

„Nein, soviel Taktgefuehl sollten diese Barbaren wenigstens haben und uns vor der Wahrheit schuetzen!“

volle Taetigkeit, und am Nachmittag schon staunt man ueber die Behaglichkeit. Ja, es ist ein eigentuemlich Ding um Frauenhaende!

Doch noch ein grosses Stueck Arbeit steht bevor: die Einrichtung eines Operationsaales. Ein Raum ist bald ausfindig gemacht, auch die Beschaffung der Instrumente, Verband- und Desinfektionsmittel macht keine Schwierigkeit: die deutschen Sanitaetsdepots sind gut ausgeruestet; aber die Herrichtung! Platz war in einem Hoersaal fuer Naturwissenschaften reichlich vorhanden und die staffelfoermig ansteigenden Baenke haetten Raum fuer Zuhoerer genug geboten, wie sie sich mancher Professor nur haette wuenschen koennen. Auch die von den Waenden stumm herablickenden Zebra-, Antilopen- und sonstigen Tierkoepfe wuerden uns nicht gestoert haben. Aber wie vielerlei sonst noch erfordert ein Operationsraum! Requisitions-scheine fuer Warmwasser- und Wascheinrichtung waren leicht beschafft, doch mit den Lillier Arbeitsleuten hatten wir nicht gerechnet. Ueberall hiess es: „parti!“ — und nur Lehrbuben und alte Maenner standen in geringer Anzahl zur Verfuegung. Ist es schon in Friedenszeiten kein Vergnuegen, Handwerker im Hause haben zu muessen, so macht man sich ueber die Schwierigkeiten hier nicht leicht einen Begriff. Aber kraeftig Deutsch wirkt Wunder. Wenn auch nicht die Worte, so wird doch der Inhalt wohl verstanden. Der Ton macht die Musik. Heut' fehlt das Material, morgen Werkzeug, uebermorgen kommt gleich der ganze Monsieur nicht zur Arbeit. Und Gruende zum Blaumachen gib'ts in reichlicher Menge. Da bleibt schliesslich nichts anderes uebrig, als den welschen Arbeitern einen deutschen Soldaten zuzuteilen, der einige Fachkenntnisse hat. Es ist staunenswert, mit welcher Geschicklichkeit sich unsere Leute in alle Lagen finden, und statt vieler Worte genuegt oft ein kraeftiges „Hupp“ oder eine kurze Handbewegung unserer Soldaten, um die langsame Arbeit einem raschen Ende zuzufuehren. Ruestig schreitet so die Einrichtung vorwaerts, waehrend der besorgte Professor der Naturkunde die naturwissenschaftlichen Sammlungen zu bergen sucht, damit ja nicht etwa Soldatenhaende in allzu nahe Beruehrung mit ihnen kommen.

Bald sollte das Werk der Einrichtung vollendet sein, und eines Samstagmittags gruesste von der hohen Zinne des Telephontraegers die Rote Kreuzfahne herab.

Nachts gab es Feuerlaerm, der Hauptbau des Lycée — von den Deutschen weder belegt, noch betreten — brannte lichterloh. Die Fahne auf dem Telephongestelle war bald von den Flammen verzehrt. Da gab es Nacharbeit. Aerzte und Lazarettpersonal, Militaer und andre Helfer widmeten ihre Haupttaetigkeit der Bergung der etwa 400 Kranken und Verwundeten, waehrend die Feuerwehr sich an die Bekaempfung des Feuers machte. In wenigen Stunden war alles in Sicherheit, fast alle Einrichtungsgegenstaende gerettet, der Hauptbau aber in Schutt und Asche. Den zu Lazarettzwecken verwendet gewesenen Raeumen hatte das Feuer wenig getan, um so mehr aber das Wasser, das sich auch in die Sammlungen ergoss, so dass der ausgestopfte Seehund wieder lustig in seinem Element herumplaetscherte, waehrend dem Gerippe des Homo sapiens das Kalkwasser von der Decke herab auf die Nase tropfte. Zerbrochen, durcheinandergeworfen waren die aengstlich gehueteten Sammlungen.

Was nun? Die Kranken waren anderweitig untergebracht. Die Einrichtungsarbeiten sollten nicht fortgesetzt werden, und dem franzoesischen Werkfuehrer wurde mitgeteilt, man wisse nicht, ob man hier — d. h. im Hause — bleiben werde. Missverstehend meinte er, dass sicherlich noch mehr als ein Vierteljahr vergehen werde, ehe die Franzosen wieder nach Lille kaemen. Der gute Mann hat richtig vorausgesehen.

Bald kam der Befehl zur Neueinrichtung, und wieder gab's eine eifrige Taetigkeit im Lycée. Was vorher nur vorlaeufig eingerichtet war, wird nun zum dauernden Aufenthalt hergerichtet. Wieder muss Notwendiges requiriert werden, wieder geht die Not mit den Handwerkern an, doch auch die letzten Schwierigkeiten sind nun ueberwunden, und so steht das Festungslazarett II, Lycée Faidherbe, heute da — man kann

mit Stolz sagen — als ein Muster eines „improvisierten“ Lazarettes und darf sich getrost neben die anderen stellen, die in fertigen Krankenhäusern untergebracht sind. Die deutsche Sauberkeit und Ordnung faellt sogar den Franzosen auf, die den Unterschied gegen frueher wohl merken. Sie machen auch kein Hehl daraus. Die gesundheitlichen Einrichtungen entsprechen nach Moeglichkeit allen billigen Anforderungen. Die Verwundeten und Erkrankten finden gute Pflege, wobei die reichlich aus der Heimat fliessenden Liebesgaben mancherlei Verguenstigung gestatten. Dr. Becker.

Mut.

Mut, Kameraden! — Wie's auch mag kommen;
Zweifeln und Schwanken kann nimmer euch frommen.
Setzt nur die Sporen dem Rosse fest ein,
Schnell wird der Graben genommen dann sein;
Zaghaft und zoegernd fallt ihr hinein!

Wollt in dem Kampfe des Lebens ihr siegen,
Kuehn ueber Stock und Block muesst ihr fliegen —
Stets drauf, den Hals euch zu brechen gefasst!
Waehlet die Wege so, wie es euch passt!
Seht ihr das Glueck, beim Schopfe es fasst!

Mut nur! — Wie auch das Schicksal sich wende;
Einmal doch geht es mit jedem zu Ende,
Ob nun voll Falten, ob glatt das Gesicht.
Dann heisst es: Scheiden vom Leben und Licht —
Aber auf immer ist es ja nicht!

Hauptmann G. Sonderhoff.

Der Verwundete in der Stadt.

Sieh', du vertauschst deinen Gang,
Bist weit weg vom Schuetzengraben,
Wandelst erleuchtete Asphaltwege entlang,
Alle Haeuser Fahnen herunterhaengen haben.

Menschen blicken dich strahlend an
Wissend, dass du auch fuer sie geblutet —
O Wunder! Dort zieht die elektrische Bahn
Stolz wie ein Kreuzer wogenumflutet.

In bunten Kleidern eilen viel schoene Frauen,
Vielleicht ist auch deine Liebste dabei.
Du kannst nicht sprechen, musst immer schauen,
Wankst schier, tust einen jauchzenden Schrei:

Herrliche Welt, dein Glanz muss verblassen,
Heiligtuemer versinken im Kot,
Tempel des Lebens starren verlassen —
Wir gehen freudig fuer euch in den Tod!

Kanonier Sebastian Scharnagl.

Du lieber, sonniger Junge.

Seinem als Kriegsfreiwilliger ins Feld ziehenden Sohn gewidmet.

Noch einmal die Hand! Nein, ich halte dich nicht,
Du lieber, sonniger Junge!
Ich seh' dich, ich fuehl' dich, ich spreche ja nicht,
Ich meistre die bebende Zunge.
Nun ziehst du dahin, und ich bleibe zurueck,
Muss ohne dich weiterleben.
Aus den Augen leuchtet dir edles Glueck,
Wie du selbst es mir immer gegeben.
Du opferst dich willig dem Vaterland,
Du fuerchtest den Tod nicht — nicht Wunden.
In dir ist ein heiliges Feuer entbrannt,
Das ich schauernd hab' mitempfunden.
Ich hielt dich, als Gott dich mir hatte geschenkt,
Als wollt' ich dich nimmer lassen.
Heut' halt' ich dich nicht, weil es Gott so gelenkt,
Ich kann es mit Muehe nur fassen.
So zieh' denn, mein Junge, von Sieg zu Sieg,
Wie du hoffest in heissem Verlangen.
Und kehrst du mir heim aus dem heiligen Krieg,
Will mit Stolz ich dich zaertlich umfassen.
Und kehrst du nicht heim — dann klage ich nicht,
Dann wart' ich voll Demut im Stillen
Bis zum eigenen Tod — bis zum juengsten Gericht,
Und fuege mich Gottes Willen.

Deutscher Kinder Kriegsgebet.

Lieber Gott, wir bitten dich sehr,
Stell' deine Engel um uns her.
Stell' sie um unsre Kammerwand
Und um das ganze deutsche Land.
Stell' sie um unsre Soldaten im Feld,
Dass sie bestehn wider alle Welt.
Sei ihr Schutz in der grossen Schlacht,
Steh' mit ihnen auf der Wacht.
Halte zu Wasser und halte zu Land
Ueber uns deine allmaechtige Hand,
Dass die Feinde mit Schrecken sehn:
Deutschland kann nicht untergehn!

Will Vesper.

Das Pech unserer englischen Vetter.

John Bull hat Pech mit seinen Kriegsschiffen! Sie haben so stolze Namen. Und trotzdem: Das „Bollwerk“ (Bulwark) brach mitten durch, der „Kuehne“ (Audacious) flog auf wie ein Luftschiff, selbst der „Ehrwuerdige“ (Venerably) wurde ruecksichtslos zusammengeschossen; und die „Gute Hoffnung“ (Good Hope) hatte eine unerfreuliche Niederkunft. Nun ist auch noch die „Furchtbare“ (Formidable) vor die Seehunde gegangen. Man sollte sich kuenftig mit bescheidenen Namen begnuegen, wie z. B. „Luegner“ (Bloody Liar), „Falschspieler“ (Foul Player) oder dem ohne weiteres verstaendlichen „Bluff-box“!

Lieber Deutscher Michel!

Der deutsche Michel stirbt halt doch nicht aus. Er ist, trotzdem die ganze Welt ihn den Barbaren nennt, eine gar zu gute Seele. Sobald man ihn nur einigermaßen hoeflich behandelt, legt er sofort sein Herz auf die blanke Hand und haelt es dem andern hin. Sein Mitleid ist immer gleich da, wo er Not und Traenen sieht. Seit fuef Monaten steht der Deutsche in Feindesland. Hier in Frankreich hat er nach erbitterten Kaempfen Fuss gefasst. Unzaehlige seiner Brueder liegen draussen auf dem Schlachtfeld begraben. Unzaehlige fuellen die Lazarette, von den Dum-Dum-Geschossen aus franzoesischen Gewehren getroffen. Er selbst hat ehrlich um den Sieg gerungen. Und jeden Tag erwartet er mit Sehnsucht den Augenblick, da wieder der Befehl erfolgt: Es wird angegriffen! Aber im Umgang mit der franzoesischen Bevoelkerung laesst er sich immer gar zu leicht „einwickeln“. Es gibt weichmuetige Kerls, die schon anfangen zu fragen: „Sind die Franzosen eigentlich noch unsere Feinde?“ Sie finden den franzoesischen Soldaten, wenn sie ihn erst als Kriegsgefangenen kennen lernen, sehr zuvorkommend und hoeflich. Natuerlich — eine Raubbeinigkeit wuerde einem gefangenen Franzosen auch wohl schlecht bekommen. Der Franzose gebraucht sogar dem Soldaten gegenueber, der ihn zum Bahnhof und nach der Heimat abfuehrt, die Anrede: „Mon camarade!“ Aber zum Teufel nein, fuer unsere deutschen Soldaten ist der Franzose, der Schulter an Schulter mit englischen Soeldnern und allerlei afrikanischem Gesindel gegen uns kaempft, kein Kamerad. Und wir wollen doch nicht wieder in unser altes, gut-glaeuibiges, leichtversoehnliches, dummes Micheltum verfallen, dass wir waehnen: es koennte jemals zwischen Franzosen und Deutschen zu einer wirklichen Verbruederung kommen.

Die gefuehlvolle Schuetzengraeben-Anbiederung um die Weihnachtszeit ist gottlob erledigt. Nun heisst es wieder: Immer feste druff! Das gilt nicht nur fuer den Augenblick des Befehls zum Vorwaertsgehen, sondern gilt auch fuer die langen Stunden der innerlichen Vorbereitung.

Michel, bleibe hart!

Du brauchtest nur einmal in den Schulbuechern zu blaettern, die der franzoesischen Jugend seit dem grossen Kriege von Siebzig in die Haende gedruickt werden, und du wuerdest erkennen, dass der Hass der Franzosen auf die ganze deutsche Nation unausrottbar in das Herz jedes Einzelnen gesaet ist. Auf jeder Seite der franzoesischen Schulbuecher wird der Deutsche als ein roher, grausamer, ungebildeter, habsuechtiger Bursche dargestellt. Der Luegen und Verleumdungen ueber seine Kriegfuehrung im Jahre Siebzig ist Legion. Wenn die in einer Zwangslage befindlichen Franzosen, mit denen du hier in Beruehrung kommst, dir freundlich begegnen und dir versichern, sie haetten den Krieg ja nicht gewollt, so ist das noch lange nicht die Stimmung des franzoesischen Volks. Du muesstest die franzoesischen Zeitungen lesen, lieber Michel, um zu erkennen, mit welchem Hass, mit welcher Schadenfreude, mit welcher Wut du und deine Heerfuehrer, dein Kaiser und deine Kameraden, dein Haus und deine Familie verfolgt werden. Es gibt keine Gemeinheit, die der franzoesische Zeitungsschreiber nicht in Anwendung bringt, um dich in den Augen seines Volkes veraechtlich zu machen. Den „Nouvelles de la guerre“, die wir veroeffentlichen, schenkt der Franzose natuerlich keinen Glauben. Auch derjenige, lieber Michel, der dir freundlich ins Gesicht schaut, steckt hinter deinem Ruecken den Kopf mit dem Nachbar zusammen und raunt: „Alles erlogen! Die Russen stehen in Breslau und Berlin!“ Er belauscht dich im Gespraech mit deinen Kameraden und beutet seine Wissenschaft nach Kraeften aus. Wo immer er eine Gelegenheit zum Spionieren findet, nimmt er sie wahr, verraet unsere Stellungen, unsere Staerke. Er wartet nur auf den Augenblick, da seine Landsleute zu dem ihm laengst versprochenen grossen Angriff schreiten, insgeheim fiebernd harret er der

Stunde der Erloesung von deiner Gegenwart. Lass dir doch nichts vormachen vom Franzosen, lieber Michel, und sei ums Himmelswillen nicht gefuehllvoll.

Ein paar ganz Kluge gibt es, die meinen, im Hinblick auf eine spaetere Abrechnung mit England waere eine gewisse Milde den vom perfiden Albion bloss verfuehrten Franzosen gegenueber am Platze. Aber die Diplomatie geht uns Soldaten einen Dreck an, méin' ich. Wir haben nur eine Sprache, die unserer Gewehre.

Wo du als Sieger wehrlosen Frauen und Kindern gegenuebertrittst, bleibe massvoll und menschlich, aber dem bewaffneten Franzosen gegenueber halte deine Sinne frei von Umnebelung. Es gilt den Kampf bis aufs Messer, es gilt den Kampf um dein Dasein. Also, lieber Michel, schlag' jedem aufs Maul, der anfangen will, die Friedensschalmel verfruecht zu blasen. Mit dem Franzosen laesst sich erst auf einem guten Fuss leben, wenn er und sein Heer wehrlos am Boden liegen.

Hoecker.

O mein Vaterland!

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Wie erbleichest du mit einemmal!
Banger Atem ging durch Feld und Tal,
Bleiern wuchs ringsum der Wolken Wand.

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Wer denn rief das Wetter dir herein,
Dass des fahlen Hasses gelber Schein
Dich umzucket wie ein Weltenbrand?

„Das tat meine Ehr', die untadlig war,
Tat mein unbeflecktes Friedenskleid,
Tat, die mich gebar, die grosse Zeit,
Und die grosse Zeit, die ich gebar!“

Ist es so bestellt, fuercht ich keine Welt!
Weh ihr, wenn dein Herz uns nicht mehr schlaegt,
Deine heilige Seele uns nicht traegt
Und dein Strahlenblick uns nicht erhellt!

Doch, mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Welche Pruefung musst du nun bestehn!
„Kind, sie muss geschehn, muss voruebergehn,
Nimm du nur die Sichel in die Hand!

Denn du musst ein Gras maehn mit fester Faust:
Musst es fuerchtlos maehn in Wетternacht,
Maehn, ob Blitz und Donner um dich kracht,
Blutiger Eisenhagel dich umsaust.

Und es ist ein Gras, das von Blute traeuft!
Kein Erbarmen kann dir sein erlaubt.
Zischend sinkt vom Halme Haupt um Haupt,
Und zu Leichenbergen wird's gehaeuft.

Unermuedlich musst du stehn und maehn,
Schnitter, dich entbindet nur der Tod:
Erst nach einem blutigen Morgenrot
Darfst du neue Koerner in mich sae'n.

Wenn dein Arm erlahmt, wenn dein Herz erbebt,
Tilgt mich Gott von dieser Erde aus,
Schutt und Asche wird dein Elternhaus,
Und der deutsche Name hat gelebt.“

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,
Was du sagst, ich will es gerne tun:
Maehen will ich, maehen und nicht ruhn!—
Eh' ich nicht die letzte Garbe band

Und der Tod mich loest aus meiner Pflicht,
Bin ich mit dem letzten Hauche dein.
Deine Ernte soll geborgen sein,
Schwoer ich dir vor Gottes Angesicht!

Und wie ich, dein Kind, sind sie all' gesinnt,
Die dein heissgeliebter Boden gross gesaengt,
Sei gewiss, dass sie kein Wetter beugt,
Weil sie eines, deines Blutes sind.

Und dann harrt ein Tag, sonnenstark und frei,
Wo dein Himmel sich uns wieder klaert,
Deinen Soehnen neu und treu bewaehrt.
Komme, komme, deutscher Voelkermai!

Gerhart Hauptmann.

Kameradschaft.

„Alle fuer einen, einer fuer alle,
Treue um Treue in jeglichem Falle!“
Das ist deutsche Soldatenmanier.
Ob Feldmarschall, ob Musketier, —
Alle sind Kameraden!

Arme und Reiche sind nicht zu finden,
Krieg und Gefahr laesst die Trennung
verschwinden,
Beide ertragen zusammen die Not,
Teilen das letzte Stueck Rinde vom Brot;
Denn sie sind Kameraden!

Juenglinge werden Maenner im Handeln,
Alte sich wieder in Junge verwandeln,
Wenn es zum Kampfe fuers Vaterland geht:
Einer getreu fuer den anderen steht,
Fuer seine Kameraden!

Trifft eine Kugel, hilfreiche Haende
Stuetzen den Sinkenden. Geht es zu Ende,
Denkt er der Seinen mit Sorge nicht;
Denn eine innere Stimme spricht:
Hast ja noch Kameraden!

G. Sonderhoff.

An unsere Soehne im Felde.

Du, unserer Heimat lebendige Burg,
Deutschlands Jugend, nun halte durch!
Wanke nicht im grimmigen Streit,
Halte den Bund und wahre den Eid!
Stuerme wie Gottes Geschwader einher,
Triff mit Entsetzen das feindliche Heer!
Aus dem Frieden der heimischen Auen
Wartende Augen auf euch schauen!

Vaeter und Muetter ohn' Ruhe und Ende
Heben fuer euch die betenden Haende,
Flehen bei Tage und flehen bei Nacht,
Halten vor Gottes Thron die Wacht,
Bis die Erfuellung herniedersteigt
Und sich die Schale des Sieges euch neigt!
Deutschlands Stolz und Deutschlands Burg,
Deutschlands Jugend, nun halte durch!

Hermann Gunkel.



Nouvelles de la guerre.

„Gloewen brukt ji dat jo nich, oewerst dat Uttspuken lat ji mi nah, musjoes! Suenst dauh ick ju mol de Naes utsnuwen! Verstandewuh?“

Barbaren.

Die Schmaechungen, die unser Volk
In hasserfuellter Wut umtollen,
Durchdringt ein Ruf besondrer Art,
Der bei den Roemern schon erschollen,
Als die Germanen Sieger waren, —
Der alte Schreckensruf: „Barbaren“!

In uralt-feierlichem Klang
Umrauscht es uns wie Waldeswehen! —
Wie Keulenschlag und Speergeklirr,
Wenn neue Zeiten auferstehen,
Wie Jubelruf und Schlachtfanfare —
Wie herrlich klingt das Wort: „Barbaren“.

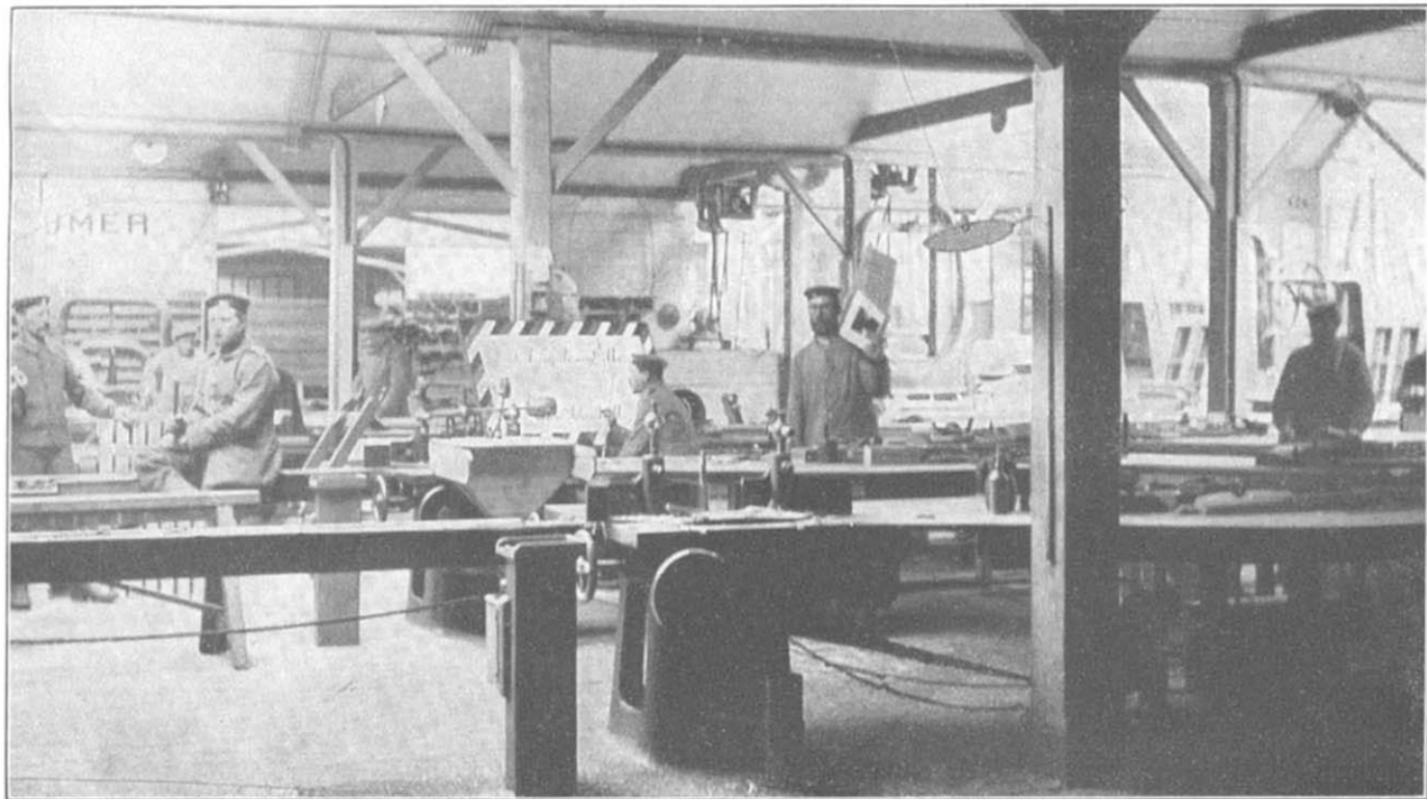
Wie Wotans Donner grollt es laut,
Wie Echo klingt's aus heil'gen Hainen,
Wie Hoernerruf zu Schutz und Trutz,
Um alle Starken zu vereinen,
Auf dass die Feinde es gewahren,
Wie gross und maechtig die „Barbaren“.

Der Weltgeschichte Weltgericht
Sind unsre Ahnen einst gewesen;
An ihrer Staerke, ihrer Kraft
Und Jugend ist die Welt genesen.
Drum preisen wir die Heldenscharen
Der alten Deutschen — der „Barbaren“.

Das Wort, das ihr als Schimpf gebraucht,
Wir werden es zu Ehren bringen!
Es wird euch, die ihr uns geschmaecht,
Noch lange in den Ohren klingen!
Vergesst es nicht, dass die „Barbaren“
Besieger eines Weltreichs waren!



Vor dem Nordbahnhof Lille.



Von der Arbeit unserer Feldgrauen im Festungsgebiet des Gouvernements Lille:
Zimmerplatz in einer Holzschneidemuehle.



Von der Arbeit unserer Feldgrauen im Festungsgebiet des Gouvernements Lille:
Tischlerei fuer Schuetzengraben-Material.

Von der Arbeit unserer Feldgrauen im Festungsgebiet des Gouvernements Lille.

Ueber die Befestigungsarbeiten, die im Festungsgebiet des Gouvernements Lille vorgenommen worden sind, kann aus naheliegenden Gruenden an dieser Stelle natuerlich nichts verraten werden. Die umfassenden Plaene sind Geheimnis. Nichtsdestoweniger haben die franzoesischen Blaetter schon oefters grosse Abhandlungen darueber losgelassen, was hier zur Besizergreifung durch deutsche Kraefte geschehen sein soll. Manches davon war so drastisch, dass die Eingeweihten sich eines Laechelns nicht erwehren konnten. Die Franzosen moegen sich immerhin ihre Koepfe zerbrecen; es wird uns stets eine Quelle der Heiterkeit bleiben, aus ihren Zeitungen die wilden Fantasien, von denen sie beherrscht werden, kennen zu lernen. Uns reizt es aber heute doch noch mehr, die handwerksmaessige Arbeit vorgefuehrt zu sehen, die von unseren deutschen Truppen in und um Lille herum geleistet wird.

Betrachten wir zunaechst einmal die Vorbereitung der Rohstoffe, die bis zur Einrichtung eines durchaus vollendeten Schuetzengrabens erforderlich sind. Dampfsaegemuehlen, Schmieden und allerlei andere Betriebe werden dafuer in Taetigkeit gesetzt.

Als unsere Truppen von Lille Besitz ergriffen, standen natuerlich saemtliche Werke. Bei naeherer Besichtigung ergab sich auch, dass in einer ganzen Reihe von Betrieben Stoerungen absichtlich vorgenommen waren, um ihre Benutzung durch die Deutschen zu verhindern. Fuer unsere Pioniere, Ingenieure usw. gibt es aber kein Hindernis. Sachverstaendige besitzt das deutsche Heer, da es ja ein Volksheer ist und kein Soeldnerheer, wie das der Englaender, auf allen Gebieten. Ihr braucht einen Monteur? Einen Maschinenschlosser? Einen Saegemueller? Einen Schmied? Einen Klempner? Der Aufruf in einem Tagesbefehl genuegt, um sofort die gewuenschte Anzahl zur Stelle zu haben. Rasch werden die notwendigen Ausbesserungsarbeiten vorgenommen, und binnen kuerzester Frist sieht man die verwickelsten Werke in deutschem Betrieb. Die guten Franzosen sperren oft Maul und Nase auf ueber die deutsche Fixigkeit. Kein Wunder — man hat ihnen doch von Kindesbeinen an vorgepredigt, dass die Deutschen eine unwissende, anmassende Rotte roher Barbaren und dass nur die Franzosen im Besitz der wahren Kultur, der wahren Klugheit seien. Und nun bewaeltigen diese plumpen deutschen Barbaren all diese schwierigen Betriebe so muehelos und selbstverstaendlich, als ob sich's um Spielzeuge handelte.

Wer morgens um 8 Uhr Lille verlaesst, hoert die Signalpfeifen von verschiedenen Arbeitsstaecten her ertoenen. Im winterlichen Halbdammer begeben sich die deutschen Soldaten an ihre Arbeit. Bald wird es Tag, und dann ueberblickt man in den Vorstaecten eine ganze Anzahl von Werkplaetzen, auf denen friedliche Kriegerarbeit in flotter Gangart geleistet wird. Saegemuehlen sind da in Betrieb genommen, Schlossereien, Schmieden, Klempnereien, Werke, in denen Panzerplatten geschnitten werden, Webereien, in denen Sandsaecke fertiggestellt werden.

Was in den Holzschneidewerken zutage gefoerdert wird? So ziemlich alles, woraus sich ein guter Unterstand, ein guter Schuetzengraben, ein brauchbarer Laufgraben zusammensetzt. Das Allernotwendigste sind natuerlich hier in dem lehmigen Flandern die Laufbretter. Leider darf man aus kriegstechnischen Gruenden nicht verraten, wieviel Kilometer Laufbretter fuer die Befestigung von Lille bisher schon fertiggestellt worden sind. Es wuerde heissen muessen: „Da staunt der Fachmann — und der Laie wundert sich!“ Diese Holzroste haben durchgehends die fuer die Laufgraeben vorgeschriebene Breite und sind sehr widerstandsfaeig gearbeitet.

Ein kleines Heer ist da also dicht hinter der Front dafuer aufgeboden, den



Eingang zur Zitadelle Lille.

Kameraden vorn in den Schuetzengraeben das Dasein so ertraeglich wie moeglich zu machen.

In der Naehc eines der Forts bei Lille sehen wir einen ganzen Unterstand, der fuer eine Gruppe gedacht ist, als Muster fuer die Zusammensetzung und die verschiedenen Abmessungen auf der Erde stehen. Wir koennen eintreten und uns umsehen. Der schmale Gang fuehrt nicht geradewegs darauf zu, sondern um die Ecke: um Zugluft und noch andere ungesunde Dinge abzuhalten. Gleich neben der Tuer steht der Ofen. Eine Bank mit Ruecklehne und Aufsatz fuer die Tornister, eine breite Doppelpritsche fuer die acht Mann einer Gruppe bilden die Einrichtung. Fussboden und Decke sind von Holz. Das Deckgebaek ist in seiner Festigkeit gut darauf eingerichtet, die grosse Erdlast zu tragen, die den Schutz gegen einschlagende Geschosspplitter gewaehren soll. Das ist denn doch andere Zimmermannsarbeit, als wir sie an der Front leisteten, wo uns nur Schaufel und Spaten zur Verfuegung standen.

Die Balken und Bretter und Pfosten und Keile dieser Unterstaende und Graeben und Gaenge sind von deutschen Soldaten auf den Werkplaetzen um Lille zurechtgeschnitten worden. Die eisernen Verbindungsklammern, die Haken, die Schuetzenschilder, die Sicherungstuerme der Beobachtungsposten — bis zum letzten Nagel ist alles hier entstanden.

Und auch die Mittel und Wege, um diese Unmengen von Kriegsgut an Ort und Stelle zu befoerdern, sind durch unsere Truppen selbst geschaffen worden. Da hat man eine schon vorhandene Kleinbahn ausgebaut, die Gleise kilometerweit ueber schwieriges Gelaende hinweggefuehrt. Zum Transport ueber Kanallaefue sind, um den Durchgang fuer die Lastschiffahrt nicht zu sperren, bewegliche Bruecken gebaut worden. Es ist ein anziehendes Bild, eine Gruppe Pioniere bei der Taetigkeit zu sehen, wie sie da einen auf dem schmalen Gleis heranrollenden Lastzug auf die Bruecke leitet, das in der Mitte fehlende Verbindungsstueck hineinzieht und eingliedert, und im Hui den ganzen Zug ans andere Ufer fuehrt. Ein paar Minuten darauf ist das Mittelglied dann schon wieder herausgezogen, und der Weg fuer die Schiffe ist frei.

So zieht das Material von den Werkstaetten, Stapel- und Zimmerplaetzen der Liller Vorstaedte hinweg seiner Verwendung zu: vorbildliche Schuetzengraeben und Unterstaende zu schaffen, um in diesem Stellungskrieg, dessen Strapazen der Deutsche in so echt soldatischer Art zu ertragen weiss, auf alles geruestet zu sein.

Neben den Arbeiten, die fuer den militaerischen Ausbau von Lille aufgenommen worden sind, ist auch noch manch anderer Industriezweig durch uns zu neuer Bluete gelangt: verlassene Fabriken und Werke wurden in Gang gesetzt, sogar eine Schokoladenfabrik, deren Erzeugnisse ins Feld wandern.

H.

Abendgebet des kleinen Rudi.

Von Gefr. Willy Nagel.

Du lieber Gott, ich bitte dich
Von Herzen so recht inniglich:
Lass fliegen zwei der Engelein
Hinaus weit uebern deutschen Rhein,
Wo Vaeterlein haelt Tag und Nacht
Im Feindeslande treue Wacht,
Dass kein Franzos', kein Englisch' Mann
Mir und dem Mutter weh' tun kann.

Stell' lieber Gott die Englein drum
Recht nah um meinen Vater 'rum,
Damit sie wachen jede Stund',
Dass Vaeterlein bleibt huebsch gesund.
Den Englein schick' ich fuer die Wacht,
Die sie bei Vatern zugebracht,
Wenn Vater gluecklich heimgekehrt,
Dann auch mein schoenes Schaukelpferd.

Wie ich meine Division wiederfand.

Wir hatten Ch.-Th. kaum erreicht, als ich den Befehl erhielt, zwei noch teilweise beladene Proviantkolonnen zu uebernehmen. Die Bestaende wurden an die Truppen unserer Division verausgabt, und als das Magazin geleert war, sollte ich noch aus einem auf dem Gueterbahnhof stehenden Eisenbahnwagen Brot verteilen. Doch in den naechsten Tagen kam niemand zum Brotempfang. Ich hoerte zufaellig, dass bei Ch.-Th. Feldbaeckereien taetig waren. Meine Brote wurden also nicht begeben. Um sie aber nicht in unrechte Haende fallen zu lassen, verteilte ich sie an eine Kraftwagenkolonne, an eine Feldtelegraphendirektion und an die Bahnhofswache.

Ausser mir, meinem Trainsoldaten und einem Feldproviantbeamten waren auf dem Gueterbahnhof anwesend: einige Telegraphensekretaere, ein Zeugfeldwebel, der auf Abnahme von Gewehr- und Geschuetzmunition wartete, und die Bahnhofswache.

Im Laufe des naechsten Tages hoerte ich, dass die Telegraphendirektion funf Pferde verloren hatte und Ersatz brauchte. Auch bat mein unberittener Trainsoldat darum, beritten gemacht zu werden, weil er sonst bei einem Marsche nicht wuerde folgen koennen. In Ch.-Th. befanden sich nun auf einer Koppel 80 bis 100 Pferde, die von den Franzosen wegen Bein- und Druckschaeden zurueckgelassen worden waren. Ich suchte die besten Pferde heraus, die freilich alle keine Zierde waren, und machte hierbei meinen Burschen beritten. Aus umherliegenden Resten einstiger Pracht wurde das Zaumzeug und aus einigen Fetzen Sackleinwand ein Sattel hergestellt; wenn's auch nicht gerade vorschrittsmaessig anmutete, so sah es doch sehr kriegsmaessig aus.

Der Abend nahte. Ein Hauptmann und wenige Bedeckungsmannschaften fuehrten 80 gefangene Zuaven in einen nahegelegenen Gueterschuppen. Immer schneller und dichter rauschte in der Entfernung der Strom der vorbeiflutenden Truppen dahin. Zu uns kam kein Befehl.

Noch war die Munition da. Sie durfte auf keinen Fall in Feindeshand zurueckbleiben. Ich sprach also mit dem Fuehrer der ersten Gefechtsstaffel, und er sagte mir zu, dass sie am naechsten Morgen abgenommen werden wuerde, was auch halb sieben Uhr frueh geschah.

Wir verbrachten die Nacht bei gesattelten Pferden. Alle Lichter waren abgeblendet. Wie ein ununterbrochenes Tosen scholl es fortwaehrend zu uns herueber.

Auch der Morgen brachte keinen Befehl fuer mich. Nun wurde mir zur Gewissheit, dass ich auf vergessenem Posten stand. Ich beschloss also, mit dem Feldproviantbeamten und meinem Trainsoldaten den Anschluss an unsere Division zu suchen. Wir waren saemtlich beritten — ich auf meinem schweren Aktenwagen-Belgier.

Durch Ch.-Th. gab es aber kein Durchkommen. Alle Hauptstrassen voll Bagagen. Auf einem Feldwege stiessen wir auf eine Pferdesammelstelle, die auch Anschluss an ihre Truppe suchte.

Der Oberveterinaer wusste, wo unsere Division stand: ein Flieger hatte es ihm gesagt. Wir waren also „schoen heraus“, und um der guten Nachricht die Krone aufzusetzen, operierte der Unterveterinaer der Pferdesammelstelle schnell aber gruendlich meinen schlagwuetigen Belgier, indem er ihm eine faustgrosse Eiterstelle ausschchnitt.

Auf dem ganzen Wege von Ch.-Th. bis C... trafen wir keine deutsche Seele mehr, sondern nur etwa zwanzig Pisans, die mit dem Verscharren von Pferdeleichen beschaeftigt waren.

In C. war die Freude gross, als wir zur Verstaerkung der hier stehenden „Macht“ anrueckten. Kollege M. hatte bei sich einen Proviantbeamten, einen Feldgendarm und 18 Fusskranke, die sich zum bessern Fortkommen ein von einem bildhueschen Pferd

gezogenes Waegelchen „erobert“ hatten. Unsere gesamte Herrlichkeit bestand jetzt also aus 6 Reitern und 18 unberittenen Mannschaften.

Eine Schwadron Kavallerie beschlug im Dorf ihre Pferde und rueckte in beschleunigter Gangart ab.

Wir waren allein auf weiter Flur.

Kollege M. hatte seine Maennlein auf einem schmalen Gehoeft neben der Kirchhofsmauer untergebracht. Die Mannschaft war guter Dinge. Einer, im Zivilleben ein Schlaechter, bereitete gerade allerlei Leckerbissen aus den angenehmen Resten eines franzoesischen Ferkelchens.

Wir stellten Wachen aus, die wir abwechselnd „schoben“. Eine Husarenpatrouille, ein Leutnant und drei Mann, klapperte durchs Dorf, sass am Suedende ab. Mit unsern scharfen Feldglaesern vermeinten wir in weiter Entfernung heranziehende feindliche Infanterie und Kavallerie zu erblicken, die aber nicht Richtung auf unser Dorf nahm.

Es mochte gegen 3 Uhr nachmittags sein. Vermutlich waren doch franzoesische Truppen durch einen freundlichen Pisan auf uns aufmerksam gemacht worden; denn mit einem Male schrie der Anfuhrer der Husarenpatrouille mit der hoechsten Kraft seiner Stimme, so dass wir merkten, dass es uns galt: „An die Pferde! Aufgesessen! Eskadron marsch-marsch!“ Wie eine wilde Jagd stoben die vier Reiter die Dorfstrasse entlang. Weg waren sie. Wir sprangen ins Freie — da sauste uns auch schon ein Hagel von Gewehrkuugeln um die Koepfe. Ueber die Kirchhofmauer, die unser Grundstueck begrenzte, schoben sich Flintenlaeufer. Schlecht zielten die Banditen; sonst haette ein jeder von uns ein Dutzend Kugeln im Leibe haben muessen. Im Hui sassen die Fusskranken auf ihrem Waegelchen und flitzten davon. Drei Infanteristen fanden keinen Platz mehr auf dem Wagen. „Macht nichts! Wir haben jeder 150 Patronen!“ Sie warfen sich hinter rettende Mauern und verschwanden. — Das alles dauerte nur ein paar Sekunden. Wir Reiter waren an unsere Pferde gestuerzt und sausten auf der Strasse davon. Der neurequirierte Gaul zeigte dabei, dass er im Grunde seiner franzoesischen Seele eigentlich nur ein „lahmer Schinder“ war.

Solange wir an dem Dorfe entlang ritten, konnten uns die Franzosen nicht sehen; sobald wir uns im Freien zeigten, wurden wir beschossen. Die Franzosen mussten aber saemtlich in der dritten Schiessklasse sein. — Jetzt kamen wir an einen Graben ohne Bruecke. Unsere „Renner“ sprangen nicht; deshalb mussten wir boeschungsabwaerts und wieder aufwaerts klettern. Da erhaschte es meinen dicken Belgier. Er stolperte und stuerzte mit einem Ruck zusammen. Ich stand daneben. Schnell den Saebel abgeschnallt, den Revolver wieder zur Hand und von der Anhoehe hinweg in eine Hecke hinein, hinter der ich Schutz suchte.

Ich war ueberzeugt, dass die Franzosen hinter mir herkommen und mich finden mussten.

Das Warten ist das Schlimmste. Sie kamen nicht — noch immer nicht. Da, nach einer unglaublich langen halben Stunde, hoerte ich Stimmen — deutsche Laute!! Eine Offizierspatrouille ritt in einiger Entfernung dahin. Ich benachrichtigte den Fuehrer hastig von dem Ueberfall, fasste kurz entschlossen in das Vorderzeug des einen Patrouillenreiters und „trabte“ stramm nebenher. So kamen wir dicht vor den Ort C. en B..., wo nach Angabe der Patrouille unsere Kavallerievorposten stehen sollten. Dort fand ich einen Offizier und zwei Mann. Ich hoffte, auf einem Bagagewagen ein bescheidenes Eckchen zu ergattern, doch der Leutnant sagte: „Tut mir leid, Bagage ist fort, vielleicht holen Sie sie noch ein.“ — Ich fragte den Posten stehenden Kavalleristen, wann sie abgegangen sei. „Vor dreiviertel Stunden im Galopp!“

Also: Weiter! Weiter!

Mit einem Male erblickte ich die drei Infanteristen von C... Sie hatten sich querfeldein durchgeschlagen, waehrend die auf dem Waegelchen sitzenden Soldaten,

die den Feinden ein gutes Ziel boten, vermutlich saemtlich abgeschossen wurden, denn man hat von ihnen nichts wieder vernommen.

Ich biss also die Zaehne zusammen und lief im Trabe den drei Infanteristen nach. Deutsche Infanteristen haben, wenn's drauf ankommt, einen „barbarischen Schritt am Leibe“, selbst wenn sie fusskrank sind. Es war also fuer mich schweren ehemaligen Garde-Feldartilleristen immerhin eine Leistung, sie einzuholen. Auch das gelang. Sie nahmen mich in ihre Mitte, „weil es sich so besser geht“, und wir marschierten vorwaerts — ich mit Aufbietung der letzten Kraft und mit einem grossartigen Durst. Letzteren versuchten meine braven Begleiter nach besten Kraefften zu stillen, doch bald merkte ich, dass es so mit mir wirklich nicht weiter ginge. Meine Infanteristen trennten sich also aufs neue von mir. Auf ihrem weiteren Wege trafen sie eine neue Kavalleriepatrouille, die sie in meinem Namen baten, mir das Pferd meines Trainsoldaten zurueckzubringen. Und richtig — bald erschien mein Bursche, und ich kroch muehselig auf den tags zuvor requirierten Franzosengaul. Der schwankte wie ein Lufthauch unter mir hin und her; er war auf Ueberfaelle, Karrierereiten und aehnliche Kriegsdinge nicht eingerichtet.

Die Dunkelheit kroch allmaechlich aus ihren Verstecken.

Links von uns wuchsen zahlreiche ferne Lichter auf, so einladend, als wenn weitab ein gastliches Schloss seine Tueren fuer uns offen hielte.

„Halt! Wer da?“

Vier Unteroffiziere standen vor uns. Rasches Fragen und Antworten. Flieger waren's. Jetzt tauchten auch, ganz schwach erkennbar, die Umriss eines Flugzeugs neben der Landstrasse auf. Wir hoerten, dass es am andern Morgen durch zwei Autos abgeholt werden sollte. Auto! Himmlischer Klang! Wir beschlossen, hier zu uebernachten. Waehrend wir es uns auf dem Stroh einer benachbarten Miets bequem machten, erzaehlten die Flieger, dass kurz vorher zwei deutsche Fliegeroffiziere von den Bauern eines benachbarten Dorfes ermordet worden waren und dass zur Vergeltung dafuer das Dorf in Flammen staende. Dabei zeigten sie auf die von uns vorher bemerkten hellen Punkte, die so einladend in die schweigende Nacht geleuchtet hatten.

Am Morgen gewaehrte uns der puenktlich eintreffende Fliegeroffizier bereitwilligst einen Platz im Auto, und anders als bisher „schwebte“ ich einige Kilometer weiter, bis ich wieder auf meine schmerzensreichen Beine angewiesen war.

Ein Divisionsbrueckentrain, der mit seinen grossen Kaehnen daherkam, wurde meine Rettung. Ich kroch mit Genehmigung des Fuehrers auf einen der Wagen. Dann fand ich auf einem grossen Bagagewagen einer Scheinwerferabteilung ein Obdach, fuhr zwei Tage lang nach Norden, traf am dritten Tage Teile unserer Divisionsbagage und gleich darauf meine Feldintendantur in St. E... wieder. Gott sei Dank!

/ Obermilitaer-Intendantursekretaer Gauert.

Lied des russischen Harfners.

(Frei nach Goethe.)

Wer nie sein Brot im Fliehen ass,
Wem nie im Kampf der Tag' und Naechte
Der Hindenburg im Nacken sass,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Maechte.

Sanitaetsgefreiter S.

„Exerzierknochen“.

Es gibt eine Entzündung von Muskelgeweben, die mit Ablagerung von Kalksalzen einhergeht und dadurch zur Bildung von Knochen an Stellen führt, wo wir solche sonst zu finden nicht gewohnt sind. Die häufigste Ursache fuer eine Muskelentzündung mit nachfolgender Knochenbildung ist fortgesetzter Reiz durch Druck und Stoss; der Stand, der am häufigsten davon betroffen wird, ist der Soldatenstand. Derartige Neubildungen heissen daher ganz allgemein Exerzierknochen. Ihr häufigster Sitz war der dreieckige Schultermuskel, den bei dem Griff: „Fasst das Gewehr an“, jedesmal ein starker Schlag zu treffen pflegte. Der gleiche Reiz entsteht aber auch beim Schiessen in fehlerhaftem Anschlag, wobei der Rueckstoss den genannten Muskel mit voller Gewalt trifft. Exerzierknochen finden sich auch an den Oberarmen, besonders bei Bajonettfechtern, und an den Beinen, hier meist als „Reitknochen“ bezeichnet. Sie finden sich theils an der Innenseite der Oberschenkel in den Muskeln, welche die Beine zusammenziehen, theils an der Aussen-seite in solchen Muskeln, die dauernd dem Anschlag des Saebelkorbes beim Galoppieren ausgesetzt sind. Kleine Anfaenge von Exerzier- bzw. Reitknochen koennen sich im Laufe der Zeit zurueckbilden, grossere muessen durch eine Operation entfernt werden.

Kriegslatein.

Integer vitae scelerisque purus:	John Bull.
Perfidia plus quam Punica:	das russische Ehrenwort.
Par nobile fratrum:	Georg und Nikolaus.
Ille terrarum mihi praeter omnes Angulus ridet . . . :	Elsass-Lothringen.
Odium generis humani:	Deutschland.
Solamen miseris socios habuisse malorum:	die Entente.
Beatus ille, qui procul:	Iswolsky.
Medio tutissimus ibis:	Italien.
Miles gloriosus:	Tom Atkins.
Parturiunt montes nascetur ridiculus mus:	das englische Expeditionskorps.
Rara avis:	das englische Luftschiff.
O et praesidium et dulce decus meum:	die schwarzen Hilfsvoelker.
O tempora, o mores . . . :	Beschiessung von Reims.
Relicta non bene parmula:	Paris—Bordeaux.
Levissimus quisque Gallorum:	das letzte franz. Aufgebot.
Ultima ratio:	Portugal.
Deux ex machina:	Hindenburg.
Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant:	die Russen bei Tannenberg.
Phaselus ille, quem videtis, hospites . . . :	Zeppelin.
Ex ungue leonem:	U 9.
Caelo tonantem credidimus Jovem:	die dicke Berta.
Suovetaurilium:	der deutsche Sieg.

Wie zwei Feldgraue ganz allein einen Schuetzengraben nahmen.

(Musketier Johann Friedrich Saenger aus Hagelbeck im Schwarzwald und Reservist August Scheuble aus Lienheim im Schwarzwald).

Am 25. Oktober lag das Regiment im Halbkreis auf durchschnittliche Entfernung von etwa 400 Meter in fluechtig aufgeworfenen Schuetzenloechern vor dem Ost- und Nordostrand von Givenchy lez la Basée. Am Ostrand standen Franzosen, am Nordostrand Englaender.

Gegen 2 Uhr nachmittags kam der Befehl zum Angriff. Die 7. Kompagnie, die sich dem vorspringenden Ostausgang vor Givenchy lez la Basée ungefaehr gegenueber

befand und ein leicht ansteigendes, vollkommen ebenes Gelaende vor sich hatte, das nur durch einen Rueben- und einen kleinen Strohhaufen auf etwa 250 Meter vor der Front Deckung bieten konnte, begann zuerst mit dem Angriff. Fuer eine Zeitlang war sie auch die einzige, die die Schuetzenloecher verlassen hatte. Fast das gesamte Feuer aus der Front und vornehmlich aus der linken Flanke, vereinigte sich so anfangs auf die Kompagnie.

Die Verluste waren denn auch sehr gross. Viele sanken schon waehrend des ersten Sprunges nieder. Namentlich Geschuetz- und Maschinengewehrfeuer aus der linken Flanke maechte die Tapferen hin, die treu und opferwillig ihrem Kompagniechef folgten. Bis etwa auf 120 Meter vermochte sich die Kompagnie an den Feind heranzuarbeiten, da musste sie, etwa gegen 5 Uhr nachmittags, halt machen. In ganz ausgezeichnete Weise war die Kompagnie bisher durch die schwere Fussartillerie unterstuetzt worden. Die Genauigkeit und Wucht, mit der sie schoss, war grossartig, und fuer uns, die wir fast schutzlos den feindlichen Geschossen preisgegeben waren, bedeutete es eine wirkliche Herzensfreude und Erloesung, das Einschlagen der schweren Geschosse kurz vor uns, manchmal nicht mehr wie 70 Meter entfernt, zu bemerken.

Was aber sah man da auf einmal? Noch heute staune ich und noch heute bin ich voll Bewunderung. Noch heute will es mir als ein Raetsel erscheinen.

Folgendes geschah: Als der Infanterie- und Artilleriekampf sich zur hoechsten Wut gesteigert hatte, die wenigen noch kampffaehigen Reste der 7. Kompagnie mit noch einigen inzwischen herangekommenen Teilen der 5. und 8. Kompagnie glatt am Boden lagen und sich einzugraben versuchten, erhoben sich zwei Mann der 7. Kompagnie und gingen schnurstracks auf den feindlichen Schuetzengraben zu. Ganz fuer sich allein. Sie schauten weder seitwaerts noch rueckwaerts. Nichts Uebereiltes war in ihren Bewegungen, keine Hast, kein Laufen oder Stuerzen, im Gegenteil, vollkommene Ruhe, Sicherheit und Selbstverstaendlichkeit. Hierin lag das Packende, die gewaltige Wirkung, die von diesen beiden Maennern, dem Musketier Saenger und Reservist Scheuble, auf uns ueberging.

Die Erscheinung dieser im aergsten Geschosshagel ruhig und unverseht einerschreitenden Maenner grenzte an das Wunderbare; denn es schien ausgeschlossen, sich, ohne abgeschossen zu werden, vom Erdboden erheben zu koennen. Ich werde diese Augenblicke hoechster, atemloser Spannung, bis sie ihren Weg vollendet hatten, nie vergessen, und sie werden zu den schoensten und erhebensten gehoeren, die ich je erlebte.

Nur wer im gleichen Kampfgewuehl und Geschosshagel gewesen ist, kann die Gewalt des Eindrucks dieser Tat nachempfinden. Sie wird wohl nicht viel mehr als eine Minute zu ihrer Ausfuehrung bedurft haben, aber wie dehnte sich diese Minute endlos lang. Wie waren mir mit einem Male diese beiden ans Herz gewachsen, wie erschien mir ihr Schicksal gleich dem meinen! Ruhig schritten sie dahin. Und in dem Masse, wie sie sich entfernten, vorwaerts kamen, schienen sie zu wachsen, sich zu vergroessern, bis in das Heldenhafte.

Was wird mit ihnen geschehen? Werden sie fallen, werden sie den feindlichen Schuetzengraben erreichen?

Noch sehe ich es, heute wie damals, wie diese zwei immer naeher an den Gegner herankamen, wie sie den Drahtverhau ueberstiegen, noch einige Schritte vorwaerts gingen, die feindliche Brustwehr hinaufschritten, dort einen Augenblick hielten, in den Schuetzengraben hineinschauten, die Gewehre umdrehten, mit den auf-gepflanzten Seitengewehren hineinstachen. Sie sprangen hinab, verschwanden und wurden nicht mehr gesehen.

Was war aus ihnen geworden? Der feindliche Schuetzengraben war freilich nicht mehr stark besetzt, aber ein einziger Gegner haette ja genuegt, sie abzuschliessen.

Andere hatten diesen Tapferen nacheifern wollen, angefeuert durch deren Tat, aber sie waren nicht so gluecklich, sie fielen alle, ehe sie noch die Haelfte des Weges zurueckgelegt hatten.

So blieb denn die Ungewissheit ueber das Schicksal dieser zwei Tapferen bis zum Abend bestehen. Als mit Anbruch der Dunkelheit die 7. Kompagnie mit den bereits erwachten Teilen der 5. und 8. Kompagnie den feindlichen Schuetzengraben genommen hatte, fand man sie unversehrt und bei ihnen 17 gefangene Franzosen, die sie hatten festhalten koennen. Die uebrige Besatzung war beim Sturm in das nahe Dorf entflohen.

Einfach an sich ist der Hergang dieser Tat, aber nichtsdestoweniger bewunderungswuerdig, um so mehr, als Saenger und Scheuble aus eigenem Entschluss und Kraftgefuehl gehandelt hatten. Hauptmann P.

Eine Partie Mariage

oder **Wie mein Freund Willy beim Kartenspielen mit der kleinen P. Franzoesisch lernt.**

Ort der Handlung: Ein Stabsquartier westlich Douai. Zeit: Gegenwart. Natuerlich nach Feierabend.

Sie: „Une partie de mariage, monsieur le baron?“

Er: „Mariage? Oui oui, muss 's gleich sein? Sofort! Toujours!“

Sie: „Eh bien, donnez.“

Er: „Auf geht's. Ham's Angst?“

Sie: „Du pique.“

Er: „Nix pique. An alten Hut!“

Sie: „Encore du pique; c'est bien malheureux pour vous, haha.“

Er: „I kimm Dir scho, voilà!“

Sie: „Du cœur? Quand on n'en a pas on en meurt.“

Er: „Nix comprends.“

Sie: „Un mariage — — oh là là, c'est un valet et je croyais que c'est un roi. Aiaiai, quelle pertel!“

Er: „Hahaha, ham's Angst? C'est la guerre, grand malheur pour tout le monde!“

Sie: „Taisez-vous, sale filou!“

Er: „Oui, oui, Mademoiselle P. Vous venez, — oh, c'est du-tromph.“

Sie: „Vous dites?“

Er: „Atout wollt i sag'n. Da hast was!“

Sie: „Enfin un beau mariage!“

Er: „Bon. I krieg' halt ums Verrecken kein' Atout.“

Sie: „Nix atout, c'est du carreau.“

Er: „Hoern's auf mit Ihrem Karo. Jetzt z'reisst's mil Aus is'. Fini. Pagare. Nix pardon, nix camerade. — Mademoiselle P., vous avez — — Sakra, was heisst denn gleich: g'wonnen?“

Sie: „Oui, monsieur le baron, j'ai gagné. Contezi!“

Er: „Ce sont deux, trois, sechse, zehne, vierzehn — gar is'. Ce sont quarante — ah non, quatorze pour moi.“

Sie: „Et moi, j'ai vingt-cinq, la belle et un beau mariage, ça fait un point pour vous et cinq pour moi. Compris? Vous me devez deux sous.“

Er: „Dessous? — Oh!! — Rolf, ich sag' Dir, man sollt's nicht glauben, wie schnell man auf die Weis' Franzoesisch lernt...“

R. S.

Der Wehrmann Hiasel.

Von Adolf Metz in Koeln.

Der Hiasel hat drei Tage
Bei Brot und Wasserkrug,
Weil er — heisst die Anklage —
Den Wehrmann Toni schlug.
Ein einzig kleines Woertel
Ist schuld, dass dies geschehn;
Drum sitzt er hier am Oertel
Und buesst fuer sein Vergehn.
Am dritten Tag der Leutnant
Nimmt ihn 'mal ins Gebet,
Damit der Hiasel endlich
Ihm alles eingesteht.

„Sag', Hias, sag', was schlugst denn
Den Toni so zuschand' ?
Ihr beide wart doch allweil
Wie Brueder zueinand' ?“

Der Hiasel schluchzt: „I hab'n
Verschandelt in mei'm Zurn,
Weil der an meiner Ehren
Mir handgreiflich is wur'n!“
„Ich denk, es war ein Wort nur?“
„G'schimpft hat er bis auf's Blut —!“
„So sag's doch!“
— „Ach, Herr Leutnant,
Gleich packet mich die Wut —
's gibt auf der Welt ka Woert!
So schlimm, so hundsgemein,
Und wer das Wort mir zuruft,
Dem schlag i 'n Schaedel ein!“
„Jetzt sagst es, Hias!“ Ganz fuchtig
Wird schon der Leutenant.
„Der Saukerl Toni hat mi
— 'nen Englaender genannt!“

Von hier und daheim.

Es ist doch merkwuerdig! Man hoert immer von Vorsaeetzen der russischen Generale und von Nachsetzen Hindenburgs.

Merkwuerdig auch: Dass wir unsere Seeschlachten auf dem Lande schlagen und unsere Landschlachten zur See! Die Masurische Seeschlacht hat mitten in Ostpreussen stattgefunden, und die Helgo-Landschlacht in der Nordsee!

Unsre famosen Untersee-Boote sollten eigentlich Uebersee-Boote heissen, weil sie mit ihrem Perioskop alles uebersehen!

Von unsrer U-Flotte koennen die Englaender jetzt sagen: „Alle Reeder stehen still, wenn ihr starker Arm es will! —“

Ryssel (Lille).

„Ryssel“ (sprich Reissel), wie alle Vlamen und Hollaender noch jetzt Lille nennen, ist so reichlich von franzoesischem Geist uebertuencht, dass die alte Verwandtschaft mit dem Deutschtum an der Oberflaeche kaum noch Kennzeichen zurueckgelassen hat. Nur beim Beschauen einiger im gefaelligen vlandrischen Stil errichteter Bauten, vor allem aber beim Eindringen in die Volkspsyche entdeckt man, dass Art nicht ganz von Art liess: kratzt man den franzoesischen Firnis weg, trifft man auf den Kern unverwuestlicher niederlaendischer Kultur und derben Humors, harter Arbeitskraft und schwelgender Lebensfreude — so wie sie im Genre Jordaens, Franz Hals und Teniers ausmalten.

Lille, Roubaix, Tourcoing, das Stadtdreieck an der belgischen Grenze, ist an industriellem Fleiss, an Volksdichte, in Sitten und Brauch nicht eigentlich franzoesisch zu nennen. Fuer Schuetzen, Gildefahnen und Weihefeste nebst obligatem Schmaus

findet sich nur ostwaerts Verstaendnis. Doch abgesehen von dem Sprachenrest im Kuestenstrich um Duenkirchen (Dunkerque), wo wohl noch 150 000 Fischer und Bauern ein unverfaelstetes Vlaemisch sprechen und von uebel vermischem Volksplatt rings um Ryssel, ist die Umgangssprache nicht nur der gebildeten, sondern auch der mittleren Klassen das offiziell gefoerderte Franzoesisch.

Alljaehrlich wirft Belgien hier Tausende neuer Arbeitskraefte auf den Boden der Republik, die sich ihrer mehr oder minder grossen germanischen Zugehoerigkeit alsbald zu entkleiden haben und der entvoelkerten Nation neue Lebenskraefte zufuehren. Wird der diesmal mit Waffengeklirr stuerrende voelkergeschichtliche „Drang nach Westen“ den andauernden Menschenverlust zugunsten des Lateinertums ein Ende machen, und dem unaufhaltsamen Vorschub seine Verbindung mit den deutschen Staemmen wahren? Werden Grenzen vorgeschoben werden, die unbekuemert um allerlei Gefuehlsweh den duennen Firnis im dickeren Blut aufoesen helfen? Beim Kanonendonner vernimmt man diese Stimme der Zukunft...

Stichproben aus einem neuen franzoesisch-deutschen Woerterbuch, dessen Erscheinen der Krieg notwendig machte.

- l'ami = der Englaender
- le barbare = der Deutsche
- le bassin = der Schuetzengraben
- la belle Lilloise = die Wachsbeste oder die Floraschwester
- la cavallerie = das Fussvolk
- le canapé = das Brennholz
- le château = die Doktorwohnung
- la chaussée = das Fusseschlammbad
- la colonne = der Bauernschreck
- l'équipage = die Protze
- la mairie = (Druckfehler, soll Marie heissen)
- quel malheur = der leere Weinkeller
- la mode = feldgrau
- la rue nationale = der Strich
- le passage = der Drahtzaun
- retour = franzoesischer Angriff
- au réservoir = im Laufgraben
- le salon = der Unterstand
- la serviette = die Seltenheit
- London = Dunkelheit
- Lille = Allgemeiner Ausdruck fuer eine deutsche Stadt.

Von hier und daheim.

Was haben England und seine Verbueendeten von ihren Gegnern zu erwarten?

- } Tuerkei —
- Oesterreich —
- Deutschland!

Ein Gymnasiast soll sich in einem Laden in der Heimat Ansichtskarten kaufen. Er verlangt: „Die vom Kaiser, wo darunter steht: ‚Ich kenne kein Latein mehr, ich kenne nur noch Deutsch! —“

Aus Oesterreich: „Was essen S' denn da, Kamerad?“ — „Ja, do schauen S' her, does is K. und K. K.-Brot!“

„Sagen Sie mal, wird Deutschland denn England besiegen?“ — „Na, das versteht sich doch per See!“

Ein braver Dessauer, der einen ziemlich unaussprechlichen Namen hat, heisst kurzweg in der Kompagnie „Dessauer“, spaeter ist der Name franzoesiert worden in „Dessoir“. Wenn doch nur Italien neutral bliebe! Wenn man z. B. einen Mann aus Pisa unter seinen Leuten haette!...

Erste Hypothek auf fast bombensicheren Unterstand gesucht, aber fuer sofort, da Stellungswchsel vorwaerts immer zu erwarten. Die vorhandene Einrichtung buergt fuer Sicherheit. Anerbieten unter „Villa Anna Wang“.

Der Walfisch als Unterseeboot. Wie wir hollaendischen Nachrichten entnehmen, ist dort an der Kueste ein grosser toter Walfisch angetrieben worden. Er war von einer Granate durchbohrt, was anzudeuten scheint, dass der Walfisch von einem Kriegsschiff fuer ein Unterseeboot gehalten und beschossen worden ist.

Man sieht, wie gefaehrlich der Krieg selbst den Tieren des Meeres werden kann, wo eine kriegfuehrende Macht, wie die der Englaender, gar zu nervoes auf die „Wasserpest“ start.

Bitte Ganarienvogel nicht vergessen! Als ich im Begriffe stand, mein Geschaefzimmer des Bataillons in einem kleinen Doerfchen, dicht in der Naehe des Feindes, aufzuschlagen, betrat ich ein Haeuschen, an dessen Tuer stand: „Bitte Ganarienvogel nicht vergessen!“ Eine raue Soldatenhand hatte in ungelenker Schrift dieses geschrieben, und zwar war dieser „Barbar“ ein Sachse, worauf das schoen geschwungene G in „Ganarienvogel“ hindeutete. Der Schuetzling war ueberreich mit Wasser, Zucker und Futter bedacht und ward immer den nachfolgenden Truppenteilen auf diese Art uebergeben, von diesen gepflegt und ist so erhalten geblieben.

T., Lt. u. Adj.

„Die schiessen da drueben noch so lange, bis sie 'mal 'was treffen. Dann ist's natuerlich zu spaet. Dann will's wieder niemand gewesen sein. Das ist dieselbe Schweinerei wie siebzig.“

Letzthin sind auffallend viele Englaender mit Schuessen in den Fusssohlen an unserer Front aufgefunden worden. Da nicht anzunehmen war, dass sie beim Ausreissen in ihre Pedale geschossen worden waren, forschte man nach und fand: Sie hatten nach Art des luemmelhaften Benehmens der Englaender beim Zeitungslesen ihre Fuesse auf den Schuetzenrand gelegt! —

„Feldgraues Fiasko“ der Franzosen. Wie aus Paris gemeldet wird, stossen die franzoesischen Bekleidungsaeemter auf grosse Schwierigkeiten bei der Beschaffung der neuen feldgrauen Uniformen fuer das Heer. Die vorhandenen Stofflager in dieser eigenartigen Faerbung sind erschoept, und es ist vorlaeufig nicht moeglich, Ersatz dafuer zu schaffen. Bekanntlich wurde die grosse Mehrzahl der in Frankreich selbst fuer die Armee verwendeten Stoffe aus Deutschland bezogen, eine Einfuhrquelle, die natuerlich nun versiegt ist. Die neuen Reserven der franzoesischen Armee werden also groesstenteils wieder in der alten Uniform zur Front abgehen muessen, mit blauen Jacken und roten Hosen. Als Ersatz vorgeschlagene, ins Gruenliche spielende Stoffe wurden nicht angenommen, da sie „zu Verwechslungen Anlass geben koennten“.

Besuch Koenig Ludwigs bei der Liller Kriegszeitung.

Der 4. Februar bedeutete fuer die „Liller Kriegszeitung“ einen Ehrentag. Seine Majestaet der Koenig Ludwig von Bayern stattete an diesem Tage anlaesslich seiner Anwesenheit beim Armeekorps-Kommando der Schriftleitung und der Druckerei einen Besuch ab. Die beiden Herausgeber geleiteten Seine Majestaet durch den Setzersaal, in dem ausser dem Faktor Bommer noch fuef deutsche Heeresangehoerige beschaefigt sind. Der Koenig beehrte jeden Deutschen mit einer Ansprache, liess sich die Setzmaschinen und verschiedene technische Dinge im Setzerbetrieb erklaren und erkannte dabei einen in diesem Saale beschaefigten Bayern sofort an seiner Mundart heraus. Der Besichtigungsgang fuehrte vom Setzersaal weiter in die Klischerie und die Rotationsdruckerei, in der soeben das Hauptblatt unserer Nummer ausgedruckt wurde. Im oberen Stockwerk des Druckereigebaedes besichtigte der Koenig darauf die Kunstdruckpressen, in denen zu gleicher Zeit mehrere Beilagen mit Zeichnungen Arnolds liefen. Der Wuerttemberger Kull, der die hier taetige deutsche Maschine „Windsbraut“ bedient, durfte diese Seiner Majestaet vorfuehren. Schliesslich hatten die Schriftleiter noch die Ehre, den Koenig in das Redaktionszimmer zu geleiten, wo ihn der wundervolle Blick ueber die Grande Place fesselte, den man vom Balkon der Redaktion geniessen kann. Seine Majestaet erinnerte sich, dass die Skizze, die Professor Hans von Hayek vom Aufziehen der Wachtparade durch das Landsturm-Bataillon in der „Liller Kriegszeitung“ veroeffentlicht hat, von dieser Stelle aus aufgenommen ist. Als der Koenig und sein Gefolge die unten wartenden Automobile wieder bestiegen, brach die dort versammelte Menge von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten in herzliche Jubelrufe aus.

Die geheime Leitung.

Wir waren eine kleine Abteilung von „Blitzkerlen“, das heisst von Telegraphenleuten, in einem belgischen Dorfe in der Naehel einer belagerten Festung aufgestellt. Wir hatten alte vorhandene Leitungen ausgebessert und gebrauchsfaeig gemacht, und es war uns auch gelungen, ein unterirdisches Telegraphenkabel zu entdecken, das zum Feinde fuehrte, und das wir natuerlich sofort zerschnitten.

Trotzdem musste es aber immer noch eine geheime Leitung geben, durch die der Feind Nachrichten erhielt, denn er war vorzueglich unterrichtet ueber jede Absicht, die man bei uns hatte.

Unsere kleine Abteilung wurde infolgedessen vom Entdeckungsfieber ergriffen.

Unsere Anstrengungen waren auch nicht ohne Erfolg. Wir konnten feststellen, dass die Nachrichten gerade aus dem kleinen Orte, in dem wir uns aufhielten, an den Feind gingen. Keine Patrouille konnte heraus, ohne dass es der Feind erfuhr.

Unser Kamerad P. erklaerte: „Die wichtigsten Nachrichtenboersen sind allenthalben die Kneipen. Hier in dem Nest ist ein einziges Estaminet noch in Betrieb. Dort ist's also!“

Wir mussten unserm Kameraden beipflichten und legten uns im Estaminet auf die Lauer. Wir beobachteten unauffaeig den Wirt, einen Mann in den vierziger Jahren, und seine sehr tuechtige und fast gleichaltrige Frau. Kinder hatte das Ehepaar nicht. Wir sahen nichts Verdaechtiges. Der Wirt ging hin und wieder in den Keller, um in grossen Kruegen Wein heraufzuholen, blieb aber immer nur kurze Zeit fort. Wenn es jedoch eine Drahtleitung im Hause gab, ging sie unterirdisch weiter, und der beste Ausgangspunkt war der Keller. Als wir uns nach dem Keller erkundigten, fuehrte uns der Wirt hinunter, zeigte uns sein reiches Lager von grossen Faessern, liess uns einige Weinsorten kosten und gab auf alle Fragen offene Auskunft. Wir liessen natuerlich waehrend des Kellerbesuches unsere Aeuglein fleissig

rundum gehen, sahen aber nicht das geringste, was auf das Vorhandensein einer Drahtleitung haette schliessen lassen.

An die Rueckseite des Hauses stiess ein Garten mit Baeumen und Straeuchern bewachsen und stark verwildert. Hier machte sich unser Kamerad P., der trotzdem noch Verdacht auf den Weinkeller hatte, ans Werk. Er hatte die Kellerfenster entdeckt, die vom Weinkeller nach dem Garten gingen und undurchsichtige Scheiben hatten. In die Ecke einer Scheibe schnitt P. ein winzig kleines Beobachtungsloch, das abends, wenn Licht in den Keller kam, sehr wertvoll war.

Am zweiten Abend seines Lauerns kam P. ganz aufgereggt in unser Quartier.

„Nehmt eure Karabiner und kommt mit nach dem Estaminet. Wir wollen auch zwei Beile mitnehmen, um vielleicht ein Fass einschlagen zu koennen. Macht rasch, damit wir noch heute abend Meldung vom Auffinden der Leitung machen koennen.“

Als wir den Wirt aufforderten, mit uns in seinen Weinkeller zu gehen, schien er erschrocken, fasste sich aber bald, zuendete ein Licht an und begleitete uns. Wir besetzten mit einem Posten den Eingang. Gleich an der Tuer lag ein grosses Stueckfass, zu dem auch von der Wand her sich ein Zugang befand.

„Oeffnen Sie die Tuer in diesem Fasse!“ befahl Kamerad P. dem Wirt.

„Welche Tuer?“ fragte der erstaunt.

„Die Tuer, durch welche Sie immer in dieses leere oder nur in seinem Vorderteil gefuellte Fass hineingehen.“

„Ich weiss von keiner Tuer!“ erklaerte trotzig der Wirt.

Kamerad P. ergriff ein Beil und fuehrte einige wuchtige Hiebe auf die Seitenwand des Fasses. Die Wand fiel ein, und wir sahen im Inneren des Fasses eine vollstaendige Fernsprechanlage, deren Drahtleitung durch die unten liegenden Dauben des Fasses in den Kellerboden hineinfuehrten. Ein Schnitt und die Leitung war zerstoert.

Sie fuehrte nach der belagerten Festung.

Wir brachten den Wirt gefesselt nach der naechsten Etappe, wo wir Meldung machten. Abends wurde der Kerl erschossen.

Offener Brief an U. S. A.

(mitgeteilt von Oberleutnant d. L. Rudolph).

Denkst Du noch manchmal an Deinen kleinen Vetter ueber dem grossen Teich? Weisst Du noch, wie Deine Toechter schwaermten, als sie mein Laendchen besuchten? Zu Bacharach (sprich Betscheretsch) am Rheine sahen sie den Vollmond in den Wellen des Stromes sich spiegeln, in Heidelberg fuhr ihnen Perkeos Fuchsschwanz neckisch ueber die Nase, die Spiele in Rothenburg und Oberammergau haben ihnen gezeigt, wie es auf unserm Erdteil vor Jahrhunderten zugeht...

...Gelt, Du meinst, das ist wieder echt Vetter Michel, diese Gefuehlsduselei, jetzt, wo die meisten Geschaefte schwieriger laufen als je, und Du wunderst Dich, dass mir der Streit mit dem andern Vetter drueben uebern Kanal noch Zeit laesst, Erinnerungen wachzurufen. Es ist ja richtig, dieser liebe Verwandte will mir durchaus an den Kragen; um mich ungehindert auch bei Dir anschwaerzen zu koennen, hat er bisher viele meiner Briefe an Dich unterschlagen. Aber ich habe etwas, was mir bei alledem doch meine Seelenruhe bewahrt, naemlich ein gutes Gewissen. — Ich hoere, dass auch Du Dich ueber die Taten John Bulls zu aergern anfaengst. Ein wenig hast Du ihm sogar Deine Meinung gesagt. Aber stark beschaeftigt, wie Du immer bist, hast Du dabei etwas vergessen. Naemlich, Du haettest unsern gemeinsamen lieben Vetter an das Versprechen erinnern sollen, das er im Herbst 1913 durch Herrn Churchill gegeben hat. Der sagte damals woertlich: „Mehr als 300 Jahre lang haben wir allein unter allen Nationen jene geheimnisvolle und ausschlaggebende Kraft verwaltet, welche Seemacht heisst. Was haben wir damit gemacht? Wir haben die Sklaverei unterdrueckt, haben die Meere vermessen und sie zu einer sichern Strasse

fuer alle Welt gemacht. Gab es einen Staat, der waehrend der letzten 100 Jahre leichter als Grossbritannien seine Kolonien haette dem Handel anderer Laender verschliessen koennen? Gibt es einen andern Staat, der sie, wie wir, frei und offen laesst? Gibt es einen Weltteil, wo unsere Flagge nicht Wohlwollen und den Gedanken an ehrliches Spiel weckt? Gibt es irgendeine kleine Nation in Europa, gibt es ein junges, fuer die Erlangung und Erhaltung seiner Unabhaengigkeit kaempfendes Volk, das nicht mit Freuden von der Verstaerkung der britischen Flotte hoert? Gibt es eine Grossmacht, die nicht in diesen Monaten (Herbst 1913) voll Besorgnis, Spannung und Gefahr, dankbar gewesen ist, dass der Einfluss Grossbritanniens im europaeischen Konzert eine Wirklichkeit und kein Schatten, und dass England frei und stark gewesen ist, um fuer den allgemeinen Frieden zu wirken, der allen kostbar ist, am meisten fuer uns? Und weil das alles wahr ist, duerfen wir mit Recht behaupten, dass die Seeherrschaft fuer Grossbritannien eine Lebensfrage, gleichzeitig ein Teil des gemeinsamen Schatzes der Menschheit ist, und dass wir, wenn wir sie aufrecht erhalten, gegen jede Herausforderung, damit keine selbstsuechtigen oder unwuerdigen Zwecke verfolgen!"

Diese Rede, lieber Onkel Sam, ist jetzt eineinhalb Jahr alt, und ich nehme Dir nicht uebel, das Du sie inzwischen vergessen hattest. Aber jetzt, wo ich Dich daran erinnere, moechte ich gerne Dein Gesicht sehen. Du laechelst, und meinst, solche salbungsvolle Scheinheiligkeit waere man von John Bull schon gewoehnt? Du tadelst, dass ich nicht als der Kluegere dem Staerkern einfach nachgegeben habe, und verweist darauf, dass auch Du Dir manches von ihm gefallen liessest?

Nein, lieber Onkel Sam, entschuldige, ich hatte Dich in falschem Verdacht, Du laechelst nicht mehr. John Bull will das Beste der ganzen Menschheit, jawohl, fuer sich; zunaechst mein Bestes, meinen Handel, am liebsten als Erbschaft. Und wer wird dann daran kommen, lieber Onkel, rate einmal! Nicht wahr, augenblicklich ist John auf Dein Wohlwollen angewiesen, und wie benimmt er sich? So, dass Du ihn ernstlich warnen musstest. Glaubst Du, er wird mehr Ruecksicht ueben, wenn er Dich nicht mehr braucht oder gar, wenn es ihm gelaenge, meine Erbschaft anzutreten, so dass nur noch Dein Seehandel ihm ein Dorn im Auge waere?

John verlangt fuer seine Seemacht, die niemals selbstsuechtigen Zwecken dienen soll, geradezu die Heiligensprechung im Namen der ganzen Menschheit; im Namen der ganzen Menschheit hat er Voelker aller Hautfarben und Kulturstufen nach Europa gefuehrt und zum Kampfe gegen mich gedungen. Glaubst Du, dass er nicht auch in Zukunft im Namen der ganzen Menschheit mit allen Mitteln bekaempfen wird, was seinem Nutzen zuwiderlaeuft?

Verstehe mich nicht falsch, ich weiss, Du strebst nach Neutralitaet in unserm Streite, und willst jetzt auch Deinen Soehnen verbieten, meinem feindlichen Vetter und seinen Kumpanen Waffen und Munition, zu liefern. Ich achte Deine Neutralitaet nicht nur, ich wende mich an sie und rufe sie zum Schiedsrichter. Du bist nicht der einzige, wohl aber der Maechtigste unter den Unbeteiligten; wende Dich an die uebrigen, frage sie um ihre Meinung, und dann gib gemeinsam mit den andern Antwort auf jene Rede, die Churchill mit einer Zusage an die Menschheit beendet hat.

Hat wirklich das deutsche Land- und Seeheer eine solche Gefahr bedeutet, dass die Menschheit ihren gemeinsamen Schatz aufbieten musste, diesen Schaedling zu bekaempfen? Ist die gesamte Menschheit mit der jetzigen Verwendung ihres gemeinsamen Schatzes einverstanden? Oder wenigstens die an unserm Streit unbeteiligte Menschheit?

Ich nehme an, lieber Onkel, dass Dich die Antworten der uebrigen Neutralen auf diese Frage interessieren; bis Du sie beisammen hast, hoffe ich, einige andere fuer mich wichtige Fragen zur Entscheidung gebracht zu haben.

Bis dahin gruesst Dich herzlichst

Dein Michel.

Heinrich Heines Weissagung.

Der jetzige Weltkrieg, veranlasst durch das „perfidie Albion“, erinnert mich an Auslassungen Heines in seinen „Reisebildern“ ueber Englands dereinstiges Schicksal. Bei unserem festen Willen, England zu zuechtigen, und der frohen Zuversicht zur Erreichung dieses Zieles muten auch Heines Worte wie eine Prophezeiung an.

Da die Persoenlichkeit Heines und seine Prosaschriften in Deutschland wenig Zuneigung gefunden haben, so nehme ich an, dass die betreffenden Stellen wenig bekannt sind, und versuche nachstehend ihre Wiedergabe, so gut ich es aus dem Gedaechnis noch kann.

Es handelt sich um den Verrat, den England an Napoleon I. beging, als er sich fluechtend in englische Gefangenschaft begab und sich dem Schutze des Kapitaens des „Bellerophon“ anvertraute. Dieser brachte ihn widerrechtlich nach St. Helena im Atlantischen Ozean.

Im Hinblick auf die jetzige Waffenbruederschaft Frankreichs mit England gewinnen Heines Auslassungen an Bedeutung.

„Treuloses Albion! Er war dein Gast und hatte sich gesetzt an deinen Herd!

Britannia! Dir gehoert das Meer. Aber das Meer hat nicht Wasser genug, die Schande abzuwaschen, die der grosse Tote dir sterbend vermacht hat. — Bis in die spaetesten Zeiten werden die Knaben Frankreichs singen und sagen von der schrecklichen Gastfreundschaft des „Bellerophon“, und wenn diese Spott- und Traenenlieder den Kanal binueberklingen, dann erroeten die Wangen aller ehrsamten Briten. Einst aber wird kommen der Tag und es gibt kein England mehr; zu Boden geworfen ist das Volk des Stolzes, Westminster's Graeber liegen verodet, und St. Helena ist das herrliche Grab, wohin die Voelker des Orients und Okzidents wallfahrten auf buntbewimpelten Schiffen.“ —

Diese erste Weissagung wird sich — in ihrem ersten Teile wenigstens. — hoffentlich bald erfuellen!

Hauptmann Fette.

Soldatenfranzoesisch.

Ich bin in einer Ferme im Quartier. Vom Fenster aus sah ich wiederholt, dass der Hausherr sein kleines elendes Pferd ueber die Kraefte anstrengt. Es veranlasste mich dies, meinem Burschen, der am Tische des Hofbesitzers mitass, zu sagen, dass er dem Franzosen eine Schonung des Pferdes empfehlen solle.

Stolz verkuendete mir am naechsten Morgen mein Bursche, dass er dem Bauern an die Stalltuer geschrieben habe: „Schon' deinen Gaul“. An der Stalltuer stand mit grossen, ungelenken Lettern:

Déjà ton cheval.

Ein Englaenderfang.

Am 22. Oktober brachen wir gegen 7 Uhr auf und rueckten an den Ort T. vor. Gegen 10 Uhr kamen wir mit den Englaendern ins Gefecht, die wir bis Z. zuruecktrieben.

Z. ist ein frueher wohl schoenes Dorf, auf einer Anhoehle gelegen, von wo aus man das ganze Gelaende uebersehen kann. Hier hatten die Briten dreifache, hintereinanderliegende Schuetzengraeben, so dass ein Vorgehen unsererseits unmoeglich war. Die ersten zwei Gefechtslinien gelangten indessen in einen vorgeschobenen englischen Graben und blieben dort in Stellung. Die dritte und vierte Gefechtslinie

blieb an diesem Tage in Haeusern verteilt. Abends wurden diese beiden Gefechtslinien dann weiter hinter gerueckt, da wir von der feindlichen Artillerie fortwaehrend beschossen wurden. In dieser keineswegs angenehmen Stellung blieben wir bis 29. Oktober liegen. Am 30. Oktober in der Fruehe sandten unsere tapfern Pioniere noch mehrere Minen hinueber, welche genau in die Graeben flogen. Gegen 10 Uhr erfolgte nun der Angriff. Mit Gott fuer Koenig und Vaterland brachen die ersten Linien vor. Die Englaender hielten heldenhaft Widerstand. Die ersten Linien derselben wurden gaenzlich vernichtet.

Gegen 11 Uhr erreichten wir Z. Welch ein Bild des Krieges. Kein einziges Haus war von der deutschen Artillerie verschont; Loecher waren in den Strassen, dass man gleich Haeuser haette hineinstellen koennen, tote Englaender, Pferde, Truemmer der eingestuerzten Haeuser lagen umher. Wir nahmen die ganze Ortschaft.

Am Ausgang fielen uns noch so etwa 80 Englaender in die Haende, welche wir gefangen nahmen.

Durchweg Leute von 20—25 Jahren. Durch ihr freches, falsches Geschau erweckten sie den Eindruck echt englischer 3-Schillingssoldaten. Unsere Wut steigerte sich dadurch noch mehr.

Am Abend mussten wir hinter der Ortschaft noch einen Schuetzengraben ausheben, fuer die Unterstuetzung. Gegen 10 Uhr kam die Feldkueche mit ihren Erquickungen. Es wurde Stroh herbeigeholt, und gegen 11 machten wir es uns bequem im Graben.

Am 31. brachen wir um 7 Uhr frueh wieder auf, besetzten den vor uns liegenden Waldrand und gruben uns dort ein. In dem Waldstueck gegenueber, etwa 300 m entfernt, lagen die Briten. Ein aufs heftigste einsetzender Artilleriekampf eroeffnete nun den grossen Tag. Gegen 12 erfolgte der Befehl „Angriff“; es schien aber noch zu frueh, da die Englaender viel Maschinengewehre in der Front hatten. Wiederholt beschoss die Artillerie von neuem die englischen Stellungen.

Erst gegen 3 Uhr gingen wir zum Angriff ueber. Das Signal „Seitengewehr pflanzt auf“ ertoente und schon blies es Kasernenarrest — Kasernenarrest — fad — fad. Schon fingen die uns gegenueberliegenden Englaender zu laufen an. Unser kerniges Hurra brachte die Herren ganz ausser Sinnen. Aber so ist in diesem Kriege noch niemand gelaufen als wie die Schottlaender mit ihren nackten Knien.

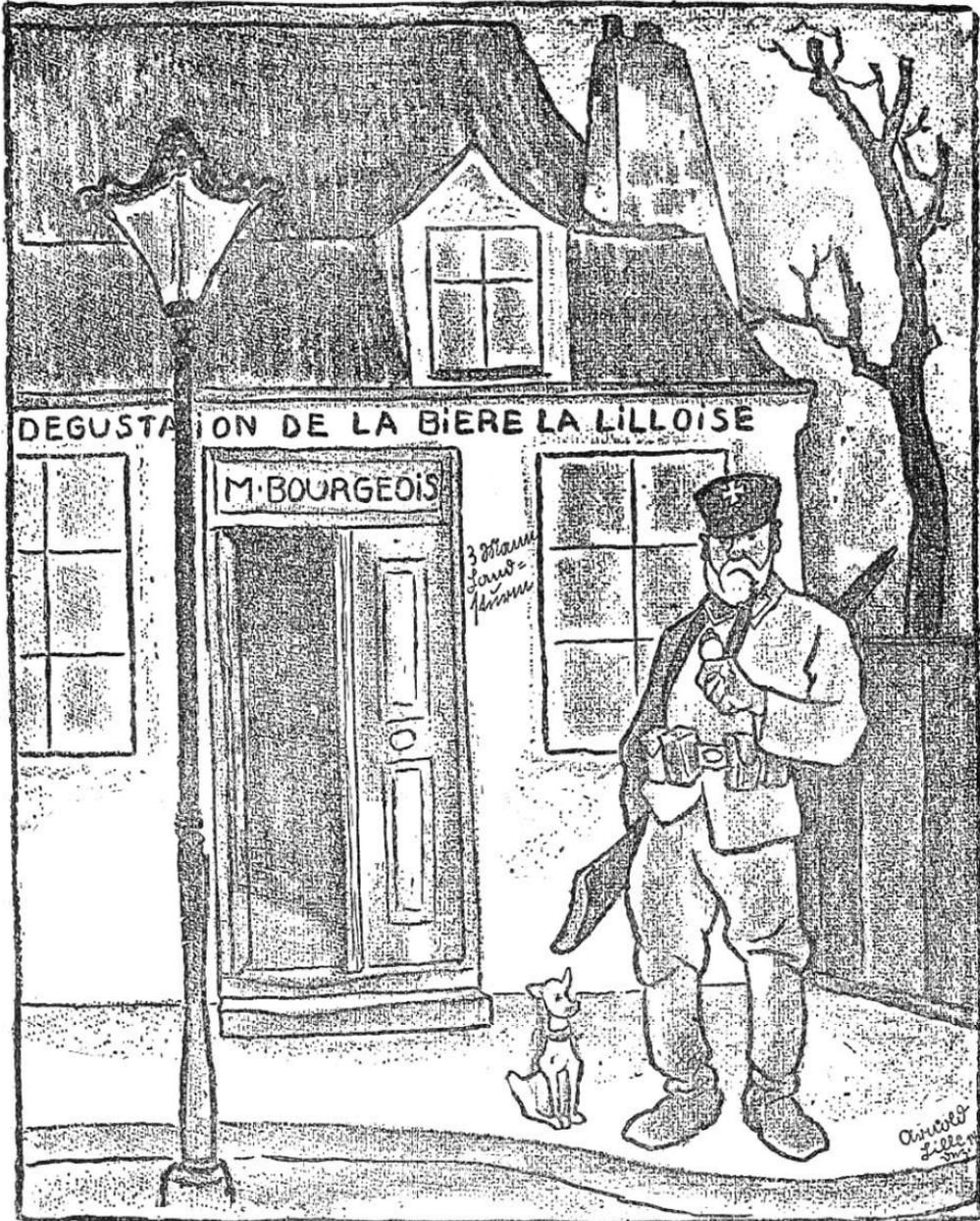
In dem Walde hatten die Kerle Verschanzung hinter Verschanzung, aber sie hielten wenig Widerstand. Ausserhalb des Waldes hatten die Englaender noch Graeben, in welchen sie gut standhielten. Leider hatten wir den Anschluss verloren und merkten dieses zu spaet in unserm Gefechtseifer. Es waren von uns ja bloss 1 Gefreiter und 6 Mann, in dem uns gegenueberliegenden Graben jedoch vielleicht 80 Englaender. Nun mit Gott drauf los; durch unser gutes Schussergebnis und unser moerderisches Geschrei gelang es, von den Kerls 43 zu fangen, die uebrigen liefen ohne Gewehr und ohne alles davon.

An diesem Tage hatten in unserer Kompagnie noch zwei Abteilungen Glueck, und so gelang es, insgesamt etwa 140 Briten gefangen zu nehmen. Das Dreifache — wenn das reicht — fiel dem Bajonett und Kolben zum Opfer.

Am Abend zogen wir uns etwas zurueck und besetzten den hinter uns liegenden Wald. Im Laufe der Nacht gruben wir uns dort ein.

Am 1. November lagen wir, erschoept und muede von den Anstrengungen, in Lauerstellung. Ein Angriff auf die Englaender war nicht moeglich, da starke Drahthindernisse uns den Weg versperren.

Im Laufe des Nachmittags dachten wir mit ergriffenem Herzen an die Allerseelenfeier zu Hause, im Angesicht der vielen Toten, welche vor uns lagen. Ein „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe“ sagte wohl jeder von uns. Jaeger J. Stoiber.



„Des haett' i a net 'glabt, dass i no amal an Hausherrn macha kunnt in Frankreich!“

Schlaumeier.

Der gutmuetige Stabsarzt Robert S., der bereits drei jungen Franzosen das Licht der Welt erblicken half, kommt abends unwirsch zum Essen. Die Kameraden fragen, was er hat. Er antwortet wuetend: „Dreimal haben sie das Kind nach mir Robert genannt. Heute zum erstenmal Louis. Nun ist Schluss!“ Ein Leutnant raet: „Herr Stabsarzt, dann wuerde ich nur noch helfen, wenn die Bande verspricht, dass es ein Maedel wird!“

Maikaefer flieg'!

Ein Liedchen klingt zur Maienzeit,
Das jedes Kinderherz erfreut,
Seit vielen hundert Jahren.
War's ein Prophet, der es ersann?
War's nur ein schlichter deutscher Mann? —
Wir werden's nie erfahren.

Zur Winterszeit auf fremder Erd',
Den Blick dem Feinde zugekehrt,
So stehen uns're Helden.
Nun surrt es in den Lueften weit,
Wie Kaeferflug zur Maienzeit,
Die Tuecken zu vergelten.

Es singt uns nicht von Bluetenschnee,
Von Vogelsang und gruenem Klee,
Was uns're Herzen ruehret;
O nein, es spricht von Krieg und Brand,
Vom ungluecksel'gen Feindesland,
Bestraft, wie's ihm gebuehret.

Und zieht der Fruehling wieder ein,
So soll's der Voelkerfruehling sein;
Hei, soll das Liedlein klingen!
Aus Maennerkeh' und Kinderbrust,
Der ganzen Welt zu Freud' und Lust,
Soll's durch die Lande dringen:

Das alte Lied im neuen Kleid,
Das nahen Frieden prophezeit:
„Maikaefer, flieg',
Vorbei ist nun der Krieg,
Zu Ende geht's mit Engeland,
Denn Engeland ist abgebrannt:
Maikaefer, flieg'!“

Albrecht d. B.

Ein Gruss aus Schweden.

In dem letzten Heft der „Akademischen Blaetter“ lesen wir den nachstehenden schoenen Gruss aus Schweden, der verdient, auch in der Front bekannt zu werden.

Die Schriftleitung der „Liller Kriegszeitung“.

Arnaesholms, am 18. Februar 1915.

Liebe Bundesbrueder vom V. D. St.!

Die Germanen kaempfen gegen die Welt! — Die Germanen?? — Ich schaeme mich, ein nicht mitkaempfender Germane zu sein!

Nie waren die hoechsten Ideale der Menschheit so schroff dem niedertraechtigsten Eigennutz entgegengestellt, wie in diesem Kriege. — Ich schaeme mich, ein fuer diese hoechsten Gueter der Menschheit nicht mitkaempfender Germane zu sein!

Ihr, die Ihr kaempft, blutet, sterbt: Ihr seid doch staerker als der Tod. Die Ehre, das ist die Sonne der gefallenen Helden, strahlt ueber Euch. — Ich schaeme mich, ein nicht verbluteter, noch lebender Germane zu sein!

Alles schwindet, alles vergeht, eins nur ist, was bleibt: das Urteil ueber die Toten. So sagt die Edda. — Ich fuerchte dieses Urteil einst ueber mich und ueber mein Volk!

Euer schwedischer Bundesbruder

Carl Sundbeck

(A. H. des Vereins Deutscher Studenten, Heidelberg).

Aus Militaerpapieren franzoesischer Soldaten.

In der Kaserne des 127. Infanterie-Regiments zu Valenciennes kamen mir Militaerpapiere eingezogener franzoesischer Infanteristen in die Haende. Vor mir liegen die „Ueberweisungsnationale“ des Soldaten zweiter Klasse Jules Bonnet. (Jeder „Gemeine“ ist im franzoesischen Heere Soldat zweiter Klasse. Der Gefreite ist „premier-soldat“, Soldat erster Klasse.) Die Vorderseite des Umschlages der Ueberweisungspapiere traegt am linken Rande entlang in dicken Rundschriftzeichen den Namen des Inhabers. Derselbe soll in dicken Schriftzeichen (en grosse bâtarde) aufgezeichnet sein. In der Mitte des Deckels ist die militaerische Zugehoerigkeit waehrend der aktiven Dienstzeit, der Reserve, zur Territorialarmee und der Reserve der Territorialarmee zu vermerken. Hierunter ist eine Nachbildung der Erkennungsmarke, und zwar beider Seiten. Die Vorderseite traegt die Aufschrift Jules Bonnet 1904, die Rueckseite Valenciennes 1293. Allen Papieren ist die Erkennungsmarke an schwarzem Bande angehaengt. Die Innenseite des vordern Deckels laesst auf den ersten Blick erkennen, wes Geistes Kind der Inhaber der Nationale ist. In fuerft Spalten sind kurze Bemerkungen ueber die sittlichen, koerperlichen, geistigen und militaerischen Eigenschaften des Soldaten eingetragen. Da lese ich z. B., dass die Fuehrung des Monsieur Bonnet „Veraenderlich“ war, von sehr gut bis sehr schlecht (variable de très bonne à très mauvaise). Er hat sich verschiedener sehr grober Vergehen schuldig gemacht. Die zweite Spalte gibt Aufschluss ueber die militaerische Tuechtigkeit. Sie wird als „gut“ bezeichnet. Wegen guter Schiessleistung (85 points) wurde B. der ersten Schiessklasse eingereiht und erhielt das Schuetzenabzeichen (cor en drap). Die naechste Spalte soll Angaben darueber erhalten, was von dem Besitzer der Papiere im Falle einer Mobilmachung in bezug auf koerperliche Kraft und Intelligenz „zu erwarten“ ist. Da steht: „Kraeftig, intelligent, felddienstfaehig“. Die letzte Spalte endlich soll Vorschlaege zur Befoerderung enthalten, falls sich der Soldat dazu eignet. Die erste Seite des Buechleins enthaelt Angaben ueber Geburtstag und -ort, Eltern und eine Koerperbeschreibung, wie wir sie aehnlich in unsern Soldbuechern finden. Auf der naechsten Seite finden wir Spalten fuer Eintragung der Feldzuege, Verwundungen und Kriegsauszeichnungen. Auf der dritten Seite kann man erfahren, wie lange der Soldat der Reserve, der Territorialarmee, der Reserve der Territorialarmee zugeteilt ist. B., der am 10. Oktober 1905 eingetreten ist, ging am 1. Oktober 1908 zur Reserve der aktiven Armee ueber. Am 1. Oktober 1918 erfolgt sein Uebertritt zur Territorialarmee, am 1. Oktober 1925 wird er der Reserve der Territorialarmee eingereiht und am 1. Oktober 1932 scheidet er aus der Armee aus. Demnach gehoert der franzoesische Soldat zehn Jahre der Reserve, sieben Jahre der „Landwehr“ und sieben Jahre dem „Landsturm“ an. Auf derselben Seite wird ausserdem noch vermerkt, ob dem Soldaten ein Zeugnis ueber gute Fuehrung ausgestellt worden ist, oder ob ihm ein solches verweigert wurde. Es werden nur die Worte „accordé“ — „gewahrt“ oder „refusé“ — „verweigert“ eingetragen. Dem Inhaber vorliegender Papiere ist es verweigert worden. Warum, ist auf der sehr interessanten Seite 5 zu lesen. Sie und die naechste Seite enthalten das ellenlange Strafregister des B. Als Disziplinarstrafen werden verhaengt: Kasernenarrest, Stubenarrest, Arrest (prison) und Zellenhaft (cellule ou cellule de correction). Weitaus die meisten Strafen sind durch die capitaine verhaengt. Der Feldwebel kann schon mit Kasernenarrest bestrafen. Viele Strafen wurden durch den Oberst, den Brigadegeneral und den Divisionsgeneral verlaengert. Hier einige der interessantesten Faelle. B. wurde vom capitaine mit vier Tagen Kasernenarrest bestraft, weil er „einwilligte, dass einem Kameraden der Schnurrbart abrasiert wurde“. B. hat einen Monat lang ein Paar Gamaschen, die einem Kameraden gehoerten, an sich genommen. Die Gamaschen wurden ihm abgenommen. Er nahm sie dann wieder und erhielt dafuer vom Kompagniefuehrer acht Tage prison. Der Oberst verlaengerte die Strafe um zwei Tage und der Divisionsgeneral fuegte noch zehn Tage hinzu.

Fuer einen weitern Diebstahl erhielt der Uebeltaeter vom capitaine acht Tage prison; der Oberst aenderte die Strafe um in sieben Tage prison und acht Tage cellule; der Brigadegeneral gab noch fuenfzehn Tage prison hinzu und der Divisionsgeneral beglueckte den Spitzbuben mit noch weiteren fuenfzehn Tagen prison.

Das ganze Strafregister lautete auf vier Tage Kasernenarrest, 23 Tage Stubenarrest, 79 Tage prison und 16 Tage cellule. Immerhin eine ganz stattliche Leistung. Dafuer durfte Monsieur B. auch drei Monate nachdienen. Die letzte Seite der Papiere zeigt Anmerkungen ueber Fuss-, Taillen- und Kopfmass, genau wie in unsern „Paessen“. Den Ueberweisungsationalen ist ausserdem noch ein von dem Soldaten angefertigtes Diktat, das von orthographischen Fehlern wimmelt, eine Rechenprobe (Addition, Subtraktion, Multiplikation, Division ganzer Zahlen) und ein selbstverfasster Lebenslauf beigefuegt. Letzterer umfasst ganze zwei Reihen. Verfasser drueckt den Wunsch aus, „Spielmann“ (élève clairon) zu werden. Offz.-Stellv. Heipp.

Ein Opfer.

Er war unter den ersten Kriegsfreiwilligen. Seine Eltern hatten nichts dagegen gehabt, als er sich mit seinem Bruder zugleich meldete. Der war sowieso fuer den Kriegsberuf bestimmt, wenn er die Schule verliess. Der Aeltere hatte sich noch fuer keinen Beruf entschliessen koennen. So gingen beide zu gleicher Zeit von den beiden Klassen der Prima erst auf die Uebungsplaetze und dann ins Feld. Dass sie ihrem Vaterlande gehoerten, hatten sie immer gewusst. Der Geist des Hauses, in dem sie gross geworden, hatte es sie gelehrt von klein an. Adlig ist, was adlig denkt.

Aber doch war ein grosser Unterschied zwischen ihnen. Der Juengere, Eberhard, gehoerte sich selbst. Er war durch eine seltsame Vorausbestimmung, die schon frueh verklaerend um ihn lag, ganz von sich losgekommen, hatte sich nie besessen, hatte schon als kleines Kind immer in andern gelebt. „Komm', Eber, wir bekommen etwas geschenkt“, sagte er an seinem Geburtstagsmorgen und nahm den Kleinern an der Hand. Das blieb, bannte ihn von der Erde und verband ihn ihr doch scheinbar wieder fester, denn er war wie ein Trunk aus einem springenden Wasser, voll sprudelnden Humors, voll quellender Lust, wenn er im Kreise der Seinen war. Der Natur standen beide nahe, Soehne eines Kuenstlers, der nur aus ihr schoepfte; aber in der Natur fanden beide Gott. Eberhard den Gott seiner Konfirmandenstunden, der auch der Herr im Elternhause war. Der andere einen persoenlichen Gott, mit dem er zuweilen zu sprechen schien, der sich ihm von Auge zu Auge offenbarte und ihn still machte in der Fuelle der Jugend.

Die rasche militaerische Ausbildung wurde dem Kleinen, wie der Juengere genannt wurde, leichter. Unser Freund — und wie sehr war er trotz seiner Jugend schon Freund derer, die ihn kannten, Freund selbst seiner Mutter! — unser Freund hatte gerade beim Turnen einen schweren Sturz getan und war kaum geheilt. Die Marschuebungen brauchten die groesste Selbstbeherrschung. Oft liefen ihm bei dem Durchdruecken der Knie die hellen Traenen ueber das Gesicht. Die Furcht, nicht mitzukommen, liess ihn alles ueberwinden, obgleich er sich seinen Vorgesetzten nicht verbarg. Dann stand er mit den Eltern am Altar und nahm das Abendmahl. Im Tornister, als er ausrueckte, lag das Neue Testament. Jeder aus der Familie hatte seinen Namen einschreiben muessen.

Die Brueder standen bei verschiedenen Heeresabteilungen und wussten nichts voneinander. Eberhard hat vor Namur gelegen und ist dann weiter nach Brabant und Flandern gekommen. Unser Freund hat den ersten rauschenden Siegesflug gen Paris mitgemacht. Ihm zu Haeupten haben die Adler gestanden. Er war bestaendig im Gefecht. Seine Briefe erzaehlen von wundgelaufenen Fuessen, die sich dann allmaechlich an die Strapazen gewoehnen, von dem gesunden Hunger, mit dem er den Deckel des Kochgeschirrs — „etwa einen Teller voll, Muttchen!“ — sich zweimal

aus der Feldkueche fuellte. Freilich bekommen sie das Essen bei der Elle des Vorwaertsstuermens oft erst nachts. „Ehe wir ‚zu Bett‘ gehen, in einer Scheune, im Gras oder auf der kahlen Erde, Gott und den Himmel ueber uns.“

Meine Hand liegt auf einem Paeckchen Feldpostbriefen — Kinderbriefe eines jungen Heiligen, der nichts wusste von seiner Heiligkeit, weil sie ihm Natur war. Aber ein anderer, den er in der Kompagnie fand, und mit dem ihn Kameradschaft verband, wie das Volkslied sie kennt, hat auch geschrieben. Wie der Juengling ihn einmal in den Losungen der Bruedergemeinde lesend fand und ihn darum bat, weil er seine zu Hause hatte. Und wie sie im Gebruell der Granaten von Gott sprachen. Deshalb machten sie ihre Sache nicht schlechter. Unser Freund war Unteroffizier geworden. Als er fiel, stand er vor seiner Befoerderung.

Aber ehe er fiel, hatte er noch Zeit, seinen Eltern in Briefen und Karten immer wieder zu zeigen, dass er gluecklich bei ihnen gewesen war. „Gruesst alle, die ich kenne“, schreibt er und erinnert damit an den Schluss seines Kindergebetes, in dem er „alle Bekannten“ eifrig dem lieben Gott zu empfehlen pflegte. Und dann spricht er davon, was ihm die Sonntage immer waren, die den Nachmittagsbesuch der Verwandten brachten — und Apfelkuchen und Schlagsahne! Ja, zuweilen denkt er an die Fleischtöpfe Aegyptens! Aber Mutter soll sich nicht aengstigen. Ihm fehlt nichts. Wein koennte er sogar im Uebermass trinken. Doch wissen sie ja, er tut's hoechstens, wenn die Erschoepfung gar zu gross ist.

Von der Zukunft spricht er nie. Auch nicht vom Nachhausekommen oder vom Sieg, wie Eberhard. Nur vom Vaterland, von den Eltern, und dass er ihrer immer wuerdig sein wolle.

Dann eines Morgens, beim Sturm auf ein Dorf, wird er ins Herz geschossen. „Ich dank' euch, Kameraden!“ Mit den Worten faellt er. —

In der grossen, schoenen Wohnung der Eltern fuehrt von der Diele eine weisse Treppe oben nach den Zimmern der Jungen. Das war die Himmelsleiter der Mutter, viele Jahre lang. Auf dem Gelaender des Umgangs oben steht noch das Koerbchen, das er hinauf und hinab liess, wie die Neapolitaner aus ihren himmelhohen Wohnungen. Denn er kannte trotz seiner Jugend schon viel von der Welt, hatte auf dem Kapitol gestanden, und war als Fuehrer einer Jungdeutschlandgruppe nach Schweden zu jener idealen Jugendverbindung gegangen, die ihn mit Stolz den ihren nannte.

Und in dieses sonnendurchflutete Heim in seiner kuenstlerischen Schoenheit stroemen noch jetzt, nach Wochen, die teilnehmenden Briefe seiner Freunde. In ihrem Spiegel sehen die Eltern noch einmal sein Bild. Hinausgewachsen ueber sich selbst, geweiht, ein Opfer. Denn alle, die um seinen Kriegszug wussten, wussten auch, dass er ihnen nicht wiederkommen wuerde. Der arme Junge mit Knochenfrass, den er im Hospital zu besuchen pflegte, und die lebenspruehenden Freunde vom Maelarsee, und am seltsamsten — all die lange Erwachsenen, vom Leben Geprueften, die diesen ansahen wie einen Mann, der neben ihnen stand, einen Gleichwertigen, vielleicht einen Ueberlegenen. Eine Welle von Zaertlichkeit, in der doch soviel Hochachtung ist, steigt zum Ufer, da der Strom der Zeiten ihn hinabfuehrt.

Es gehn so viele dahin, so viele! Dieser hat nicht einmal ein eigenes Grab bekommen! Nur mit Lebensgefahr bargen die treuen Kameraden gemeinsam ihre Toten in der zweiten Nacht. Das Testament, die Uhr, das sorgfaeltig gefuehrte Tagebuch — nichts ist in die Haende der Eltern gekommen. Aber das Echo dieses jungen Lebens ruft ihnen vielhundertfaeltig seinen Namen zu. Rein und voll schlaegt er ihnen entgegen aus den Herzen derer, die diesen Reinen kannten, der fruehe erfuehlt hat.

Sein Vaterland aber wird leben. Denn ein Land, das solche Jugend traegt, kann nicht sterben!

Agnes Harder.

Die Gefreitenknoepfe.

Ein siebzehnjaehriger Kriegsfreiwilliger, der schon $4\frac{1}{2}$ Monate zwischen Toul und Verdun in den Schuetzengraeben Dienst tut, theilte dieser Tage seinen Eltern die Befoerderung zum Gefreiten in folgender launiger Weise mit:

„Alle Voegel sind schon da?
Dass ich mich nicht schneide!
Weder Amsel, Fink noch Star,
's ist ja nur ein Spatzenpaar —
Doch zwei „Sperlinge“ sind da,
Das ist meine Freude!“

Etwas fuer unsere Bayrischen Jungens.

Mit Ende Maerz dieses Jahres hatte die Hoehe der Zeichnungen der zweiten deutschen Kriegsanaeihe 9 Milliarden 60 Millionen Mark erreicht! Wisst ihr eigentlich, Jungens, wie viel Geld das ist? Das sind 9 060 000 000 Mark! Tja, von einer Milliarde koennt ihr euch wohl keinen rechten Begriff machen, ich will's euch mal in Bier vorrechnen! Also sagen wir, das Glas kostet 20 Pfennige. Dann waeren das 45 300 000 000 Glas Bier!!!

Jetzt setze ich mich mit eurer kriegsstarken Kompagnie von 250 Mann Tag und Nacht hin, und wir trinken das aus. Wir wollen uns Zeit nehmen. Jeder trinkt ein Glas in der Viertelstunde. Also 250 Mann 250 Glas in der Viertelstunde, die Kompagnie 1000 Glas in einer Stunde. Dann brauchen wir 45 300 000 Stunden zum Trinken, das sind 1 887 500 Tage oder, das Jahr zu rund 365 Tagen gerechnet, 5171 Jahre und 85 Tage. Das ist also die Zeit von Beginn unserer Zeitrechnung, Christi Geburt, etwa zweizweidrittelmal. Jungens, wird euch das nicht doch ein bisschen lang? — Ihr koennt ja was vertragen, ich auch, aber — ich mach' da erst gar nicht mit und will euch einen Vorschlag machen: Wir wollen doch lieber dem deutschen Vaterlande das Geld lassen! —

Die deutsche Bahn von Lille nach Lodz.

Tagtaeglich schlaegt den Feind zu Brei Teils Joffre und teils Nikolai. Derweil faehrt mit vergnuetem Rotsch Die deutsche Bahn von Lille nach Lodz.	Schon winkt der Tag, wo die Entente Stolz auf dem Gipfel angelangt. Die deutsche Bahn haelt in der Naeh' Bereits von Warschau und Calais.
Deutschlands Zerschmett' rung ist so leicht, Ein Ziel, das man gewiss erreicht. Inzwischen aber kam zum Ziel Die deutsche Bahn von Lodz nach Lille.	In Ost und Westen klingt's: „Triumph! Deutschland kaputt mit Stiel und Stumpf!“ Und deutsche Zuege fahren durch Dann von Paris nach Petersburg.

Dem Feinde ist die Siegesbahn,
Uns sind die Bahnen untertan,
Und so wird Deutschland, Schlacht fuer Schlacht,
Gehoerig auf den Zug gebracht.

Gottlieb im „Tag“.



Reiterpatrouille in Flandern.

(Zeichnung von Landsturmann F. Breest.)

Das Buch im Felde.

Einer der liebsten Kameraden ist schon manchem Soldaten im Schuetzengraben ein kleiner Bursche in unscheinbarem Gewande geworden, der plaudert oder predigt, aufmuntert oder zuspricht, je nachdem es einem ums Herz ist. Er ist auch nicht aufdringlich, sondern schweigt, wenn man ihn nicht zum Reden veranlasst. Und er wird nicht muede, er ist immer bereit, sein geselliges Talent zu entwickeln. Ich meine natuerlich niemand anders als das Buch. Das Buch aller Arten. Vielen, die in ihrem ganzen Leben der Bibel in weitem Bogen ausgewichen sind, weil sie ihnen angeblich nichts Neues zu sagen wisse, haben in ernstern Stunden den guten Seelsorger in dem schlichten, schwarzen Gewand sehr bald erkannt und aufs innigste schaezten gelernt. Viele ernste und gedankentiefe Buecher, fuer die das hastige Grossstadttreiben, das emsige Berufsleben niemals Zeit gelassen hat, sind nun zur Geltung gekommen. Aber auch denen, die daheim ernster Wissenschaft obliegen, haben manche Musstunden im Schuetzengraben und im Unterstand Veranlassung gegeben, sich heiteren oder das Herz erwaermenden Erzaehlungen zuzuwenden. Jedenfalls sind draussen in der Front sehr oft die Buchgaben noch viel froehlicher begruessert worden als Bauchbinden, Tabakpakete und Pulswaermer. Die meisten Buecher sind von Hand zu Hand gewandert, manches hat ganze Schuetzen-graeben von links nach rechts und von rechts nach links durchzogen, billige und teure Buecher, duenne und dicke, ernste und heitere.

Um das Lesebeduerfnis zu befriedigen, haben nun auch schon einzelne Truppen-verbaende deutsche Buchhandlungen in Feindesland errichtet. Voran gegangen sind auf diesem Wege einige Landsturm-bataillone.

Eine im Staedtchen V. bei Lille liegende Kompagnie des Landsturm-bataillons Goettingen hat, wie ihre Vorgaengerin aus Stade, fuer die gesamte „Garnison“ eine

Durch ein weithin sichtbares Schild „Gasthof zur Stadt Goettingen“ genannte Wirtschaft eingerichtet, die sich vor allen aehnlichen Unternehmungen dadurch auszeichnet, dass sie neben Schinken, Bier, Wurst und Kaese auch Buecher fuehrt. Sie hat sich deshalb bescheiden noch ein Nebenschild zugelegt: „Universitaetsbuchhandlung“. Ungefaehr 200 Buecher standen im Regal, das eine deckellose laengliche Kiste darstellte. Sie alle, zumeist Reclams Universalbibliothek entstammend, sind binnen wenigen Tagen in die Schuetzengraeben der Sachsen gewandert, selbst Feuchterslebens „Diaetetik der Seele“ in mehreren Exemplaren. Augenblicklich wartet alles begierig auf neuen Vorrat, der leider nur langsam zu beschaffen ist, erfreut sich aber der schoenen geographischen Postkarten, die eine vortreffliche farbige Darstellung der flandrischen Gebiete geben.

Auf groesserem Fuss als der Buchladen des Landsturmbataillons Goettingen hat sich die Buchhandlung eingerichtet, die durch den Nachrichtenoffizier des Gouvernements in den Lesezimmern des Gouvernements Lille kuerzlich eroeffnet worden ist. Die aus der Front zu Einkauf nach Lille kommenden Offiziere und Unteroffiziere, die in den behaglichen Lesezimmern des Gouvernements die neuesten Zeitschriften und Zeitungen einsehen — die Berliner Zeitungen treffen nun schon immer am Tage nach der Berliner Ausgabe in Lille ein —, bringen haeufig groessere Buecherbestellungen und Buechereinkaeufe zur Ausfuehrung. In einer einzigen Woche sind die saemtlichen Vorrathe, die ein Kapital von 800 M. darstellten, ausverkauft gewesen, so dass sofort neuer Nachschub aus Deutschland besorgt werden musste. Es werden in dieser Buchhandlung nicht nur schoengeistige Buecher verlangt, hauptsaechlich aus den Verlagen Ullstein, Scherl, Reclam, Engelhorn, Cotta, Fleischel, Paetel u. a., sondern auch Darstellungen kriegsgeschichtlicher und politischer Art, Feldpostbriefe, erbauliche Werke und heitere. Der Reinertrag des Buecherverkaufes soll der Liller Kriegszeitung zugute kommen. Etwaige Ueberschuesse werden fuer wohltaetige Zwecke aufgespart. Die Lesezimmer fuer Offiziere und Unteroffiziere in der Rue de Pas No. 9 (Verlaengerung der Gouvernementsstrasse) erfreuen sich zu allen Tageszeiten eines sehr lebhaften Besuches.

Gedanken eines Afrikaners.

Als ich wenige Wochen vor dem Kriege, am Himmelfahrtstage 1914, aus Deutsch-Sued-West zurueckkehrte, stand ich bei der Einfahrt unseres Dampfers in den Hamburger Hafen mit einem Kameraden an der Reeling. Wir gedachten derer, die wir drueben gelassen hatten, und uns beschlich eine leise Wehmut, trotz aller Freude, die ein Wiedersehen mit der unvergesslichen Heimat mit sich bringt. „Wissen Sie,“ sagte da ploetzlich mein Nachbar, „eine Angst hatte mir drueben so manches Mal die Lust an meinem Kommando genommen. Wenn's mal losgehen sollte, dann sitztest du da drueben und kannst nicht mitmachen. Das ist mein groesster Wunsch fuer meinen Deutschlandsurlaub: wenn's losgehen soll, dann jetzt, solange ich hier bin.“ Ich stimmte ihm zu. Es muss furchtbar sein, draussen zu sitzen, waehrend die Unseren in Europa kaempfen.

Fruerer als wohl einer von uns beiden gedacht hatte, sollte uns dieser Wunsch in Erfuellung gehen. Nach kaum vier Wochen zogen wir hinaus voll heiliger Freude in den grossen Kampf mit Gott fuer Koenig und Vaterland.

Die ersten Nachrichten, die wir aus den Kolonien erhielten, brachten die Versicherungen unwandelbarer Treue fuer Kaiser und Reich. Der schmaehlichsten Kriegserklaerung, die die Weltgeschichte je gehoert, folgte der Heldenkampf von Kiautschou, mit der unausbleiblichen Nachricht von der schliesslichen Uebergabe der Feste. Uns zum Ruhm, den Japanern zur Schande.

Dann hoerten wir lange nichts von den Bruedern da draussen.

Wohl wussten wir, dass England und seine Trabanten auch in unsere Kolonien die Brandfackel des Krieges hineingetragen hatten, doch fehlten die Nachrichten ueber den Erfolg der Kriegsexpeditionen unserer Feinde.

Da sind kurz hintereinander, aus Ost und West, herrliche Siegesnachrichten zu uns herueber geflattert. Sie haben Schlachten da drueben geschlagen, die, wenn man die besonderen Verhaeltnisse beruecksichtigt, zu den grosssten der Weltgeschichte gerechnet werden muessen.

Fuehren wir uns einmal die grossen Unterschiede vor Augen. Wir besitzen Laender vielfach grosser als unser Vaterland, nach allen Seiten den Feinden offen. Zu ihrer Verteidigung dient eine Truppe, die, wie schon ihr Name sagt, lediglich zum Schutze der Kolonisten da ist, und zwar gegen Ueberfaelle der Eingeborenen.

Da wir in unseren Kolonien den Eingeborenenstaemmen zum grossen Teil unsern kolonialen Willen beigebracht und die Macht, unseren Willen durchzusetzen, ihnen nur zu deutlich gezeigt haben, genuegt eine zahlenmaessig kleine Truppe, die sich zum Teil aus Schwarzen zusammensetzt.

Greift man nun unsere Kolonien an, so muss der Angreifer, da er es mit Deutschen zu tun hat, wissen, die Kolonie verteidigt sich bis zum letzten Mann. Wer griff unsere Kolonien an? England. Wusste England, dass wir uns verteidigen wuerden? Es konnte keinen Augenblick daran zweifeln. Welchen Erfolg versprach ein Angriff auf unsere Kolonien? Dass England, vorausgesetzt, der europaeische Krieg dauerte lange genug, uns die Kolonien nehmen wuerde. Noch hat England sein Ziel nicht erreicht, aber wir muessen damit rechnen, dass es einmal zum vorausgesehenen Ergebnis kommen wird. Was aber hat England damit gewonnen? Nichts. Denn darueber duerfte selbst bei einem noch so phantastisch angehauchten Englaender kein Zweifel bestehen, dass die Eroberung irgendeiner unserer Kolonien fuer die Entscheidung auch nicht das geringste beitraegt, sondern dass diese auf dem europaeischen Festland fallen muss.

Schliesslich liesse sich noch behaupten, wirtschaftliche Gruende seien ausschlaggebend gewesen, als man beschloss, den Krieg in die Kolonien zu tragen. Ist dies der Fall? Auch hier ist ein glattes „Nein“ die einzig moegliche Antwort. Wirtschaftlicher Nutzen liesse sich aus unseren Kolonien, die eben aus den Kinderschuhen herauswachsen wollten, kaum ziehen, da die unausbleibliche Zerstoerung der Verkehrswege jedem Handel von vornherein, wenigstens auf lange Zeit hinaus, die Lebensmoeglichkeit nahm. Da nun jede in Waffen stehende Macht versucht, den Gegner auch wirtschaftlich zu schaedigen, so koennte man die Gruende fuer Englands Handeln ja hierin suchen. Aber auch dann sucht man vergebens, denn eine wirtschaftliche Schaedigung haette nur Sinn, wenn man durch den Schaden, den man seinem Nebenbuhler zufuegt, die eigenen Lebensinteressen nicht selbst schaedigt. Sogar diesen Hauptpunkt hat England ausser acht gelassen. Es ist nicht zweifelhaft, dass, wie jeder Krieg, so auch der koloniale Krieg, die davon betroffenen Laender in hohem Masse schaedigt. Denken wir nur an den Raubbau, wie er jetzt auf unseren Diamantfeldern getrieben wird, und doch ist das nur ein nebensaechlicher Umstand.

Inwiefern schaedigt sich nun aber England selbst? Es zerstoert sich Absatzgebiete, die einmal, und zwar auf solche Weise verloren, nie wieder zu erschliessen sind. Aber weit mehr noch, es unterbindet sich einen Lebensnerv, indem es durch den Kampf innerhalb der eigenen Rasse den Schwarzen das Kriegsbeil in die Hand drueckt. Rechnen wir den allerdings nicht unbedingt vorausgesehenen Burenaufstand mit, saet England im eigenen Lande dreifachen Zwist.

Die drohende Gefahr eines Kaffern-Aufstandes gehoerte bereits vor dem Kriege zu den brennendsten Fragen in der Politik der Kapkolonie. Dass Britisch-Ostafrika noch nicht unterjochte, hoechst kriegerische Staemme besitzt, duerfte bekannt sein.

Im Augenblick mag die Gefahr eines Eingeborenenaufstandes vielleicht geringer sein als sonst, da die zahlreichen zusammengezogenen Truppen den Eingeborenen doch wohl zuviel Achtung einflössen, aber lasse den Krieg vorueber sein, England, dann wird dein Handeln Fruechte tragen, die deinen heutigen Gewinn wie eine Seifenblase in ein Nichts zerstieben lassen! Ein Kraemerhandel war auch dies Geschaef, England!

So kaempfen denn heute unsere Kameraden gegen denselben Feind, der gestern noch unser Vetter war, um ueber Nacht unser Erbfeind zu werden. Wie moegt ihr Kameraden draussen, in den ersten Tagen des Krieges, als euch die ersten Nachrichten erreichten, wehmutsvoll nach Deutschland geschaut haben. Wutentbrannt! Schon nach unseren ersten Siegen haben die Englaender, diese feigen Gesellen, gesehen, dass auf Europas Boden keine Lorbeeren fuer sie zu pfluecken waren. So wollten sie denn unsere Kolonien nehmen. Es konnte ja nicht schwer sein, dieses Haeflein Maenner zu zerdruecken. Doch falsch war die Rechnung auch hier! Ihr vergasset in eurem grenzenlosen Hochmut, dass dieses Haeflein Maenner ein Haeflein Deutscher war. — —

Es ist nicht leicht, einen Kampf zu kaempfen, der von vornherein aussichtslos ist, falls wir den Kampf im Mutterlande nicht rechtzeitig fuer die da draussen beenden. Denn wie wollen sie bestehen, denen Lebensader und Lebensnerv abgeschnitten wurde? Die Lebensmittel, die sie aus Deutschland bezogen, bleiben aus. Da heisst es haushalten, mehr denn sonst. Frauen und Kinder muessen arbeiten, hart und fest, fuer das Land, fuer die Maenner, die draussen stehen, fuer sich und die ganz Kleinen: Harte, harte Zeit. Verlassene Frauen muessen unberaten die Entscheidung ueber Hab und Gut faellen. Von aller Welt abgeschnitten, tief im Innern des Landes, muessen sie uebermuetigen und faulen Kaffern eine Herrin sein.

Unsere Truppe draussen, wie geht es der? Da hiess es: alle Mann an Deck. Kein langsames Einsetzen der Kraefte gab es da, nein, vom ersten Tage an wurden sie gebraucht, Mann fuer Mann.

Im Sonnenbrand, die Kehle so trocken, dass das Lied verstummt, ziehen sie dahin, unsere afrikanischen Reiter, von der Hitze gedoeert, im dornenden Busch, in endloser Flaechen. — Einen Augenblick spielt die Sonne mit Farben von unsagbarer Schoenheit, Minuten darauf Nacht. Eiskalt ist sie, diese Nacht, ihre Kaelte quaeln den Koerper, gleich der Hitze des Tages. In der Schlange, heimtueckisch schleichend, naht sich der Tod, Muecken geben mit ihrem Stich nagendes Fieber, und des Raubtiers gruen glaenzendes Auge, Beute witternd, umlauert den Schlaf. —

Hinter Bueschen und Klippen gekauert, erwarten sie den Feind, der da heranschleicht, in feiger Ueberzahl. Da. Schuss. Salve. Hunde! Ihr wollt unser Land? Nie, bis dass der letzte stirbt!

England, unser Schicksal glaubtest du in deiner Hand. — Ein Hoeherer hat dein Schicksal in der Hand!

Sie wird zur Neige gehen, die Munition, die unersetzliche! Versiegen wird quellendes Blut! Aufhoeren das Sterben!

Aber die Leichen werden Saaten sein, die Fruechte tragen sollen, Fruechte der Kraft, Fruechte des Hasses. So saeest du, England, mit frevelnder Hand unsere Kraft, dein Verderben.

Nicht braucht ihr mehr wehmutsvoll zur Heimat zu blicken. Sie haben euch nicht zu ruhmlosem Schlafe verbannt. Tapfer habt ihr gekaempft, Brueder, da draussen, treu werdet ihr weiter fechten, ruhmvoll wird euer Sterben sein!

Gott aber strafe England!

Leutnant Wolfgang Mueller.

Die Treue.

Muster einer Vor-Instruktion.

Was ist die Treue? — Kein leerer Wahn.

Was ist Wahn? — Ein Schiessplatz bei Koeln.

Wer schießt auf diesem Platze? — Die Infanterie.

Mit was schießt die Infanterie? — Mit dem Gewehr.

In wieviel Teile zerfaellt das Gewehr? — Das kommt darauf an, wie man's hinschmeisst.

Wenn es nun auf einen Stein faellt und zerfaellt in seine richtigen Teile, in wieviel Teile zerfaellt es dann? — In sieben Teile.

Wie heissen diese Teile? — Lauf, Laufmantel, Schloss, Schaft, Stock, Beschlag, Visireinrichtung.

Was gibt es noch fuer Schloesser? — Es gibt koenigliche Schloesser.

Nennen Sie mir ein koenigliches Schloss. — Moritzburg.

Wer wohnt in Moritzburg? — Seine Majestaet der Koenig ...

Was hat Seine Majestaet fuer Hosen an? — Generalshosen.

Wer traegt noch Generalshosen? — Seine Exzellenz General der Infanterie Graf V.

Wo wohnt Seine Exzellenz? — Leipzig, Thomasring.

Was darf der Soldat im Dienst nicht tragen? — Ringe.

Was ist noch verboten? — Das Baden in der freien Elbe ist verboten.

Wie oft badet der Soldat? — Einmal.

Wann? — Sonnabends.

Warum? — Von wegen der Koerperpflege.

Was hat der Infanterist besonders zu pflegen? — Seine Fuesse.

Warum? — Weil er kein Pferd hat.

Wer hat ein Pferd? — Der Kavallerist.

Wer heisst wo wie? — Der Hauptmann heisst bei der Kavallerie Rittmeister.

Was gibt es noch fuer Meister? — Es gibt noch Zahlmeister.

Nennen Sie mir eine Zahl. — 28.

Was gibt's 28? — Es gibt 28 Kriegsartikel.

Wovon handeln die Kriegsartikel? — Von den Pflichten des Soldaten.

Welches ist die erste Pflicht des Soldaten? — Die Treue.

v. C.

Der Alkohol im Felde.

Unter alkoholischen Getraenken fasst man jene Fluessigkeiten zusammen, die das Gaerungsprodukt des Zuckers, den Alkohol, einen im reinen Zustande sehr giftig wirkenden Stoff, enthalten.

Das in Deutschland am meisten verbreitete derartige Getraenk ist das Bier, das ungefaehr 3—6 % Alkohol enthaelt. Erheblich groessere Mengen sind im Wein vorhanden, sie betragen etwa 10—20 %, die groesste im Branntwein, naemlich 35 bis 50 %. Gerade in Frankreich werden aber vielfach noch staerkere Spirituosen mit 80—90 % in den Handel gebracht, deren Genuss naturgemaess eine viel groessere Giftwirkung folgen muss.

Sind nun die alkoholischen Getraenke unter allen Umstaenden zu verwerfen, da man ihnen doch vielfach einen guenstigen Einfluss nachruehmt, besonders bei Leuten, die schwere Arbeit zu verrichten haben und den Einflussen der Witterung schonungslos ausgesetzt sind? Sollte der Alkohol nicht gerade unseren Soldaten im Schuetzengraben eine besonders wertvolle Beigabe sein, indem ihm eine ernaehrende, eine anregende und staerkende, vor allem auch eine waermende Wirkung zugeschrieben wird?

Gewiss kann nicht in Abrede gestellt werden, dass Alkohol imstande ist, in beschaenktem Masse einen Teil der erforderlichen Naehrstoffe zu ersetzen. Fuer

eine Ernaehrung kann er aber nie und nimmer in Frage kommen, denn der Alkoholiker laehmt durch reichlichen Schnapsgenuss nur seine Magennerven und beseitigt dadurch das Hungergefuehl. Die saetigende Wirkung des Alkohols wird also unter schwerer Schaedigung des Koerpers nur vorgetauescht.

Auch mit den „anregenden“ Wirkungen des Alkohols hat es seine Bedenken! Nach grosseren Anstrengungen koerperlicher oder geistiger Art kann bei vielen Personen eine geringe Menge von Alkohol, ein Glas blumigen Weines, recht guenstigen Einfluss auszuueben imstande sein. Wird aber die zutraegliche Menge auch nur um ein Geringes ueberschritten, so treten sehr schnell die gegenteiligen Folgen in Erscheinung.

Am grossten sind aber die Trugschluesse, mit denen man die erwaermende Kraft des Alkohols erklaren wollte. Wenn das aeuessere Kaeltegefuehl auch tatsaechlich durch Genuss staerkerer Spirituosen beseitigt werden kann, so beruht das darauf, dass eine durch Laehmung bedingte Erweiterung der Blutgefuesse der aeuesseren Haut eintritt. Die Haut wird also in erhoehtem Masse mit dem koerperwarmen Blute durchstroemt und das Gefuehl einer Erwaermung erzeugt. Die unvermeidbare Folge ist aber, dass grosse Blutmengen in der Haut abgekuehlt und somit dem Innern des Koerpers grosse Waermemengen entzogen werden. So ist es hinreichend bekannt, dass bei Kaelte der Schnapsgenuss die Gefahr des Erfrierens ungemein beguenstigt.

Aus vorstehenden Ausfuehrungen geht also hervor, dass der Alkohol als Nahrungsmittel ausscheidet und seine anregende wie seine waermende Wirkung von zweifelhaftem Werte ist.

Geringe Mengen von Alkohol koennen allerdings gelegentlich guenstig wirken, besonders Rotwein bei Darmkatarrhen oder zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung, zur Anregung. Aber es muss immer darauf hingewiesen werden, dass solche guenstigen Wirkungen nur an die Aufnahme kleiner Gaben gebunden sind. Sobald die bei vielen Leuten recht niedrig liegende Grenze des Zutraeglichen ueberschritten wird, setzen die schaedigenden Wirkungen ein, die gerade im Felde, wo an Koerper und Geist eines jeden einzelnen die allergrossten Anforderungen gestellt werden muessen, die schwersten Folgen nach sich ziehen koennen. So ist bei strafbaren Handlungen und geschlechtlichen Erkrankungen die tiefere Ursache in den meisten Faellen der leichtsinnige Genuss des Alkohols.

Mit Ruecksicht auf diese Schaedigungen ist es durchaus berechtigt, wenn mit allen Mitteln auf eine Einschraenkung des Genusses geistiger Getraenke hingearbeitet wird. Wenn dennoch kein voelliges Verbot erlassen worden ist, Wein und andere Spirituosen sogar in beschraenktem Masse ausgegeben werden, so traegt dieses doch durchaus den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung und praktischer Erfahrung Rechnung.

Aber es ist eine Ehrenpflicht eines jeden deutschen Soldaten, sich des Vertrauens wuerdig zu zeigen und dafuer zu sorgen, dass weder er selbst noch seine Kameraden sich einem Alkoholgenuss hingeben, der die treue Erfuellung seiner hohen Aufgaben beeintraechtigen muss.

Stabsarzt Dr. Hesse.

Von hier und daheim.

Unser Landsturm! „Weisste, Anton, so 'ne Herrenpartie ohne Muttan is ja ganz nett, aber es werd' eenem doch allmaechlich etwat laenglich! Die jute Olle! Als ick abrueckte, hat se mir noch, um mich een besonderes Vajnijen zu machen, den Hausknochen heemlich in de Manteltasche jestochen!“

Es steht ein Mann im Graben
Und brummt beim Mondenschein:
„Sie sollen ihn nicht haben,
Den alten deutschen Rhein!“

Ein Zweiter spricht daneben
Ein Lied, das allbekannt:
„Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand.“

Die anderen steh'n im Wasser,
Beinah' bis an die Knie,
Und singen — wie die Prasser —
Die bekannte Melodie:
„So leben wir alle Tage
In unsrer Kompagnie.“

Es brennen kleine Lichter
Im Unterstand bei Nacht.
Und drinnen hockt ein Dichter,
Der sich mit Versen plagt.
Wenn andre schlafen, spricht er
Fuer sich allein ganz sacht:
„Es brennen kleine Lichter
Im Unterstand bei Nacht.“

Weit hinten aber lachen
Der Michel und der Klaus:
„Was macht ihr solche Sachen,
Ruht euch doch lieber aus!“
Doch darauf alle lachen:
„Wie kommt ihr uns denn vor?
Lasst uns Gedichte machen,
Dann bleib'n wir bei Humor!“

Feldwebel Uhde.

Der Grossherzog bei seinen Badenern in Nordfrankreich.

Ein klarer Wintertag ist angebrochen. Das kleine franzoesische Staedtchen, inmitten des weltbekannten Kohlengebietetes in Nordfrankreich, liegt noch in tiefstem Dunkel. Zeitweise sieht man Schatten ueber die Strasse huschen. Es sind Zivilisten, die in aller Fruehe schon zum Baecker oder Metzger eilen, um Nahrungsmittel fuer den Tag zu holen. Aber heute befinden sich auch schon die hier zur Ruhe liegenden badischen Leibgrenadiere unter den Fruehaufstehern. In der Nacht aus den Erdwohnungen des Schuetzengrabens gekommen, empfaengt sie die Nachricht, dass ihr Grossherzog im Laufe des Vormittages zum Besuche der badischen Truppen eintrifft. Nun heisst es, sich noch rasch vom Lehm des Schuetzengrabens zu reinigen und den Anzug etwas paradefaeelig zu machen.

Zwei Stunden spaeter. Der Platz vor der Kirche bietet ein buntes, militaerisches Bild. Kurze Kommandos ertoenen und Offiziere reiten die Front entlang. Neugierig bleiben die Voruebergehenden stehen und bestaunen das militaerische Schauspiel. Viele der Soldaten tragen das schlichte Eiserne Kreuz und die badische Verdienstmedaille, andere bayrische Auszeichnungen, von den gemeinsamen Kaempfen mit den Bayern herruehend. Da — ein kurzes Kommando: Stillgestanden! Vom Regimentsquartier wird die Fahne gebracht. Dann marschieren wir unter klingendem Spiel und mit wehender Fahne durch die Stadt hinaus. In den Strassen stehen zwischen Kameraden anderer Regimenter die Bewohner des Ortes, und mir ist's, als sehe ich beim Vorbeimarsch viele franzoesische Frauen im Gedanken an ihre Maenner und Soehne weinen.

In einem etwa 20 Minuten entfernten kleinen Doerfchen erwarten wir die Ankunft des Grossherzogs. Auf einem freien Platz, in dessen Mitte ein Gedenkstein an jenes schwere Grubenunglueck von Courrières erinnert, das brave rheinische Bergleute damals veranlasste, ihren franzoesischen Kollegen zu Hilfe zu eilen, haben die Abordnungen der badischen Regimenter Aufstellung genommen.

Die Uhr zeigt die Mittagsstunde, als drei Automobile vor dem Platze anhalten. Dem ersten Auto entsteigt die hohe Gestalt des Grossherzogs von Baden, in seiner Begleitung der kommandierende General und zwei Fluegeladjutanten. Der Grossherzog schreitet die Front ab, die Truppen mit einem herzlichen „Guten Morgen, Kameraden!“ begruessend. Donnernd klingt das „Guten Morgen, Eure Koenigliche

Hoheit!“ der unter praesentiertem Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr dastehenden Truppen. Nach Abschreiten der Front nimmt der Grossherzog vor dem franzoesischen Denkmal Aufstellung und haelt mit weithin vernehmbarer Stimme etwa folgende Ansprache:

Kameraden!

Es ist eine grosse Freude fuer mich, dass ich euch heute, nachdem ich euch das letztmal in den ersten Septembertagen bei Jaulny gesehen habe, hier begruessen kann. Ernste, schwere Monate sind ins Land gezogen und in heissem Ringen stehen wir hier zur Verteidigung des Vaterlandes. Manches schwere Opfer musste gebracht werden, und ich gedenke mit Wehmut derer, die ihr Blut haben lassen muessen fuers Vaterland. Aber wir blicken zuversichtlich in die Zukunft. Mit Stolz schauen wir zu Hause auf die tapferen Soehne des Badnerlandes, die sich so treu und unerschrocken schlagen. Ich ueberbringe euch heute wie damals wieder die herzlichsten Gruesse des Badnerlandes und der beiden Grossherzoginnen Luise und Hilda, die mit ernstest Segenswuenschen euch begleiten. Nun gehen wir zuversichtlich im neuen Jahre dem Siege entgegen, das uns auch den Frieden bringen wird. Und so rufe ich heute euch ein „Gott mit euch!“ zu. Gott mit uns allen, unserem geliebten Vaterland und unserem allerhoechsten Kriegsherrn, unserem geliebten Kaiser. Der Ernst der Lage laesst es nicht zu, dass wir hier dem Ausdruck verleihen, was uns in diesem Augenblick in unserm Innersten bewegt. So will ich von euch scheiden, indem ich euch nochmals zurufe: „Gott mit euch!“

Mit kurzen, markigen Worten dankte der kommandierende General unserm geliebten Landesfuersten fuer den Besuch, der ein neuer Ansporn sei, durchzuhalten bis zum Letzten.

Alsdann liess sich der Grossherzog saemtliche mit Auszeichnungen bedachten Leute vorstellen und unterhielt sich mit jedem einzelnen.

Dann geht's unter klingendem Spiel zurueck.

Einj. Unteroff. Richard Volderauer.

Zur Geschichte der Kokarde.

Eine farbige Schleife am Hut, wie sie fruher allgemein getragen wurde, hatte zunaechst mit einem Nationalzeichen nichts zu tun, hat aber doch den Anlass zur Schaffung der jetzigen Kokarden gegeben. Die erste Nachricht aus dem 17. Jahrhundert geht dahin, dass bei einzelnen Truppenkoepfern die Kompagnien sich durch die Farbe solcher Bandschleifen unterschieden haetten. Als erstes Abzeichen eines Herrscherhauses begegnet uns dann die orangefarbene Kokarde der Oranier. Die Landgraeflich Hessischen Truppen trugen 1789 schwarze Kokarden, die Jaeger hellgruene. In Preussen soll Graf Goetzen i. J. 1807 bei den von ihm in der Grafschaft Glatz aufgestellten Truppen schwarze Bandschleifen mit weissem Rand eingefuehrt und somit die schwarz-weisse preussische Kokarde geschaffen haben. Letztere wurde dann 1808 fuer die ganze preussische Armee eingefuehrt. In Bayern sollen schon fruher blau-weisse Bandschleifen getragen worden sein. Aus solchen Bandschleifen wurden dann zunaechst Rosetten, indem man die Baender um einen Mittelpunkt zusammenfaltete und durch Aufnaehen eines Knopfes befestigte. Fuer militaerische Zwecke stellte man dann solche Rosetten aus dauerhaftem Material (Leder oder Blech) her und bemalte diese mit den Landesfarben. Damit war die Kokarde im heutigen Sinne entstanden. Die Riefelungen und der gezahnte Rand weisen jetzt noch deutlich darauf hin, dass den Ausgang fuer diese Kokarden farbige Bandschleifen gebildet haben.

Der Schmied.

In die Schmiede der Erde trat ich ein,
Der Schmied stand am Herd im Feuer-
schein.

Und in der Esse furchtbarer Glut
Lag gluehendes Eisen rot wie Blut.
„Sag, Schmied, was schmiedest du zurzeit?“
Ich schmiede die deutsche Einigkeit!
Das deutsche Eisen, es ist wohl gut,
Doch braucht's zur Laeuterung starke
Glut!

Und laeutert es einmal ein richtiger Brand,
Wird's harter Stahl wie Diamant.

Der Schmied, der solches Werk vollbracht,
Der hat sein Meisterstueck gemacht,
Versucht hab' ich's schon vor hundert Jahr,
Allein die Glut nicht heiss genug war,
Denn bruechig war das edle Metall
Und zeigte Risse und Zerfall. —
Zum andernmal hab' ich's probiert
Und Anno siebzig ein Feuer geschuert.
Das war eine Glut von gewaltiger Kraft
Und haette beinah' das Werk geschafft.

Doch zeigte auch jetzt das edle Metall
Noch leichte Risse und Zerfall.
Da schuerte ich wieder mit emsiger Hand
Zum drittenmal einen riesigen Brand.
Ein Brand, des allgewaltiger Drang
Die ganze Welt in Glut verschlang.
Und warf in der sengenden Flammen Schein.
Das deutsche Eisen mitten hinein. —
Und naehrte das Feuer mit Tuecke und
Neid,

Verbrannte an Luegen gar manches Scheit.

Und Bosheit, Heuchelei und Verrat,
Die schob ich ins Feuer frueh und spat.
Der Blasbalg blies ohne Unterlass
In die Flammen hinein unendlichen Hass.
Da gab's einen Brand wie ein Vulkan,
Die Gluten brausten himmelan!
Und mitten in diesen Hoellenflammen
Zerschmolz das Erz zu eins zusammen,
Und ward zu Stahl, ist bis ins Mark
Jetzt unzerbrechlich fest und stark! —

Stabsarzt K. A. Ziebert.

Von dem Pferdelazarett und der Beschlagschmiede in der Trainkaserne zu Lille.

Durch das Gouvernement Lille ist in der Trainkaserne der Festung Lille ein Pferdelazarett mit einer chirurgischen und einer medizinischen Abteilung eingerichtet worden. In der medizinischen Abteilung finden in erster Linie vierbeinige Patienten mit Infektionskrankheiten Aufnahme, waehrend der chirurgischen Abteilung alle Pferde zugefuehrt werden, die nur durch eingreifende Operationen gerettet werden koennen. Die bedenklichsten Verletzungen sind neben denen durch Geschosse jeder Art z. B. tiefgehende Widerristdruckschaeden, Nageltritte und aehnliche Schaeden.

Von der Taetigkeit der Veterinaeroeffiziere im Felde erfahrt der Laie ja selten etwas. Und doch ist sie eine hoechst verantwortungsvolle. Seuchen, wie z. B. Rotz- oder Brustseuche, koennen eine Truppe gefechtsunfaehig machen. Und zwar handelt es sich dabei nicht nur um die Kavallerie, sondern so ziemlich um saemtliche Waffengattungen, weil die Zufuhr von Munition und Lebensmitteln doch die Schlagfertigkeit der Truppen bedingt. Das geordnete Lazarettwesen unserer deutschen Garnisonen auch in Feindesland zu uebertragen, musste daher den Ehrgeiz unserer Veterinaere bilden. Das Pferdelazarett Lille ist wie aus einem Nichts entstanden, jetzt aber mit den denkbar besten Einrichtungen versehen. Es besitzt eine Veterinaerapotheke, in der selbst das Salvarsan (Ehrlich Hata) und Neo-Salvarsan, die modernen Bekaempfungsmittel der Brustseuche, nicht fehlen. Der Gouvernementsveterinaer, der den Dienst in der Trainkaserne einrichtete, fand so gut wie nichts vor. Die meisten erforderlichen Instrumente und Chemikalien mussten aus Deutschland bezogen werden. Deutsche Findigkeit wusste aber auch unvollkommenes franzoesisches Material fuer die wichtigen Zwecke brauchbar zu machen.

Es wird sicher die Kameraden interessieren, einmal einen kleinen Einblick in das „Operationsgebiet“ zu gewinnen. Da wird eine Operation an einem liegenden Pferd vorgenommen, es werden Pferde vorgefuehrt, die an Widerristschaeden operiert sind, und wir sehen die Schmiede in voller Arbeit. Der verantwortungsreichste Teil der Veterinaerarbeit ist die Vorbeugung des Veterinaers, um die Weiterverbreitung von Infektionskrankheiten zu verhueten. Der Rotz ist eine mit Geschwuerbildung und eitrigem Zerfall des Geschwueres verlaufende Infektionskrankheit, die leicht auf den Menschen uebertragbar ist und bei Mensch und Tier unfehlbar durch Geschwuerbildung und Vereiterung des ganzen Koerpers durch Blutvergiftung schliesslich zum Tode fuehrt. Die Todesart aehnelt der tertiaeren Syphilis und dem Ausatz des Menschen. Rasche Arbeit ist geboten, wenn Rotz-Verdacht vorliegt. Um diese scheussliche Krankheit sicher festzustellen, benutzte der Veterinaer frueher das Mallein; jetzt werden mehr und mehr lediglich Blutproben vorgenommen. Pferde, die auf Mallein reagiert haben, werden sofort goetetet. Nur durch aeusserste Vorsicht ist es erreichbar, die Krankheitsfaelle auf moeglichst geringer Entwicklungsstufe zu rueckzualten.

Dasselbe ist der Fall bei der Brustseuche. Hier haben wir ein vorzuegliches Heilmittel in dem Salvarsan. Brustseuche ist eine auf Menschen nicht uebertragbare, aber innerhalb der Pferde ansteckende Lungen-Brustfellentzuendung. Frueher musste man mit Sicherheit auf den Tod von 12—13 Prozent der erkrankten Pferde rechnen. Seit der Anwendung von Salvarsan ist die Sterblichkeitsziffer auf etwa einhalb Prozent herabgesunken. Salvarsan wird in geloestem Zustand unmittelbar in die Blutbahn eingefuehrt.

Es ist von einem unsagbaren Wert, dass wir — so dicht hinter den in vordersten Reihen stehenden Kaempfern — ein modern eingerichtetes Lazarett besitzen; durch seine Tuechtigkeit wird die Leistungsaehigkeit der Truppe infolge von Infektionskrankheiten bei weitem nicht mehr so wesentlich wie frueher eingeschaenkt.

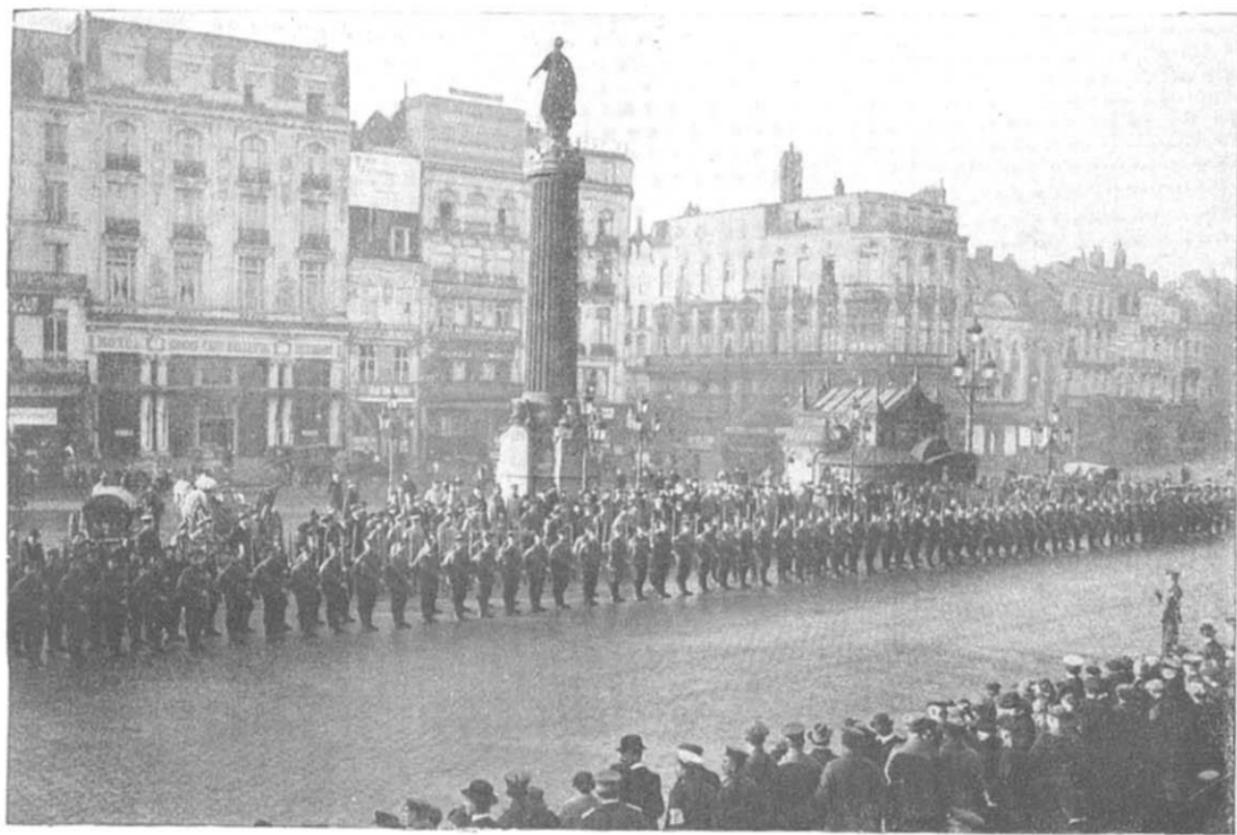
Als Operateure sind unsere Veterinaere schon seit langer Zeit bekannt und geschaezt. Huf-Operationen, Widerrist-Druckschaeden und allerlei Vereiterungen finden durch die sachgemaesse Behandlung des Veterinaers (meistens durch das Messer des Chirurgen) noch immer Heilung, falls es sich nicht um ganz verzweifelte Faelle handelt. Auch bei den Operationen der Pferde sucht man moeglichst ein schmerzloses Verfahren anzuwenden. Es werden Einspritzungen von Kokainloesungen in die Umgebung der Nerven vorgenommen, so dass groessere Operationen ohne Quaalerei fuer die Pferde erfolgen koennen. Im „B. T.“ wird ausgefuehrt, dass durch die Pferdellazarette dem Staate sehr hohe Werte erhalten bleiben. An den in den Pferdellazaretten einer Kavalleriedivision eingestellten Pferden wurden innerhalb drei- undzwanzig Tagen vierundachtzig schwere Operationen durchgefuehrt. Von diesen sind dreiundsiebzig Pferde ziemlich sicher als erfolgreich operiert zu betrachten. Rechnet man den Wert des Pferdes zu Mk. 1500.—, so werden hierdurch allein dem Staate etwa Mk. 120300.— erhalten. Man muss dazu dann noch die kleineren Wunden und Verletzungen rechnen, die in einem Pferdellazarett regelrecht behandelt werden koennen, die aber bei Vernachlaessigung zu schweren und damit unheilbaren Erkrankungen gefuehrt haetten.

Die tieraerztliche Fuersorge hat in diesem Feldzug manches Unheil abwenden koennen. Wir hatten zu kaempfen gegen halb wilde und wilde Volksstaemme fremder Erdteile, in denen die Gesundheitsgesetze selbst fuer den Menschen noch ein unentdecktes Gebiet sind — geschweige denn die Pflege und Behandlung des Pferdes. Manche Ansteckungsfahr galt es da bei der Benutzung der Staelle der abgezogenen Truppen zu ueberwinden.

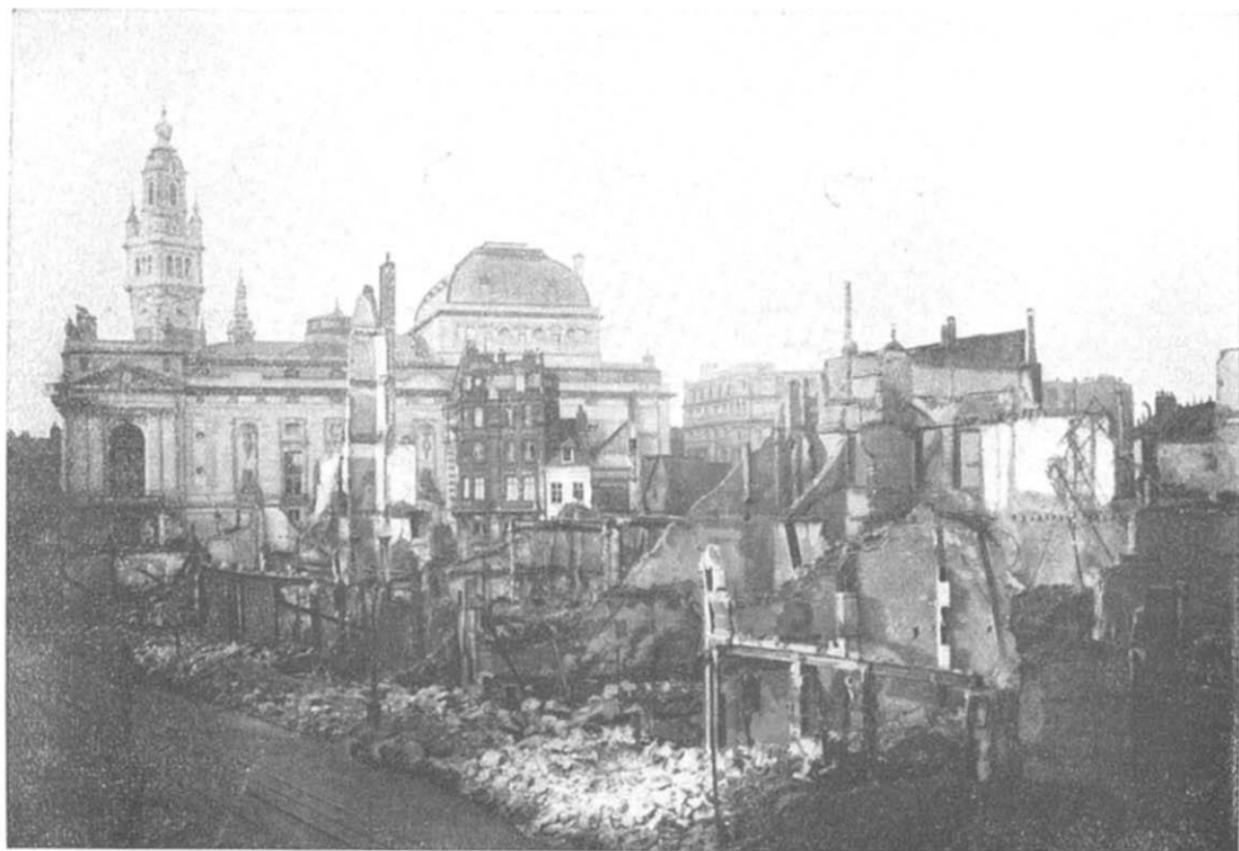
H.



Vorfuehrung widerristkranker Pferde, die sich in der Kaserne St. Ruth zu Lille in Behandlung befinden.



Wachtparade auf der Grand Place in Lille: „Achtung! Praesentiert das Gewehr!“



Boersenturm, Opernhaus und zerstörter Stadtteil beim Nordbahnhof.



Blick in die Rue Faidherbe.
Im Hintergrunde rechts der Bahnhof, ehemals „Gare du Nord“.

Patrouille.

„Hier sind Zigaretten, Kognak, Feuer!“ — „Danke gehorsamst.“ — „Ich haette fuer Sie einen netten Auftrag, allerdings etwas kitschlich.“ — „Zu Befehl, Herr Major!“ — „Beim Morgengrauen soll das Regiment angreifen, und Sie sollen die Erkundung fuer diesen Nachtangriff machen. Pioniere stehen Ihnen zur Verfuegung. Staerke der Patrouille usw. ueberlasse ich Ihnen. Noch eine Frage, einen Wunsch?“ — „Nein, Herr Major.“

Von einem „Gott befohlen!“ meines Kommandeurs begleitet, verliess ich den Regimentsunterstand, um zu meiner Kompagnie zurueckzukehren. Unterwegs wurde dem Bataillonskommandeur noch Meldung erstattet.

Es war 4 Uhr. Um 6 Uhr konnte ich mit der Patrouille abgehen, also noch zwei Stunden Zeit.

„Gefreiter Bardowicz!“

„Patrouille, Herr Leutnant?“ Lauernden Auges, von Tatendrang durchglueht, bringt er die Frage heraus. Wenn man Bardowicz rufen laesst, wittert er schon warum. Wir sind alte Freunde von so manchem naechtlichen Gange. Damals bei N..., unserem ersten Gefechte, als der Hauptmann schwer verwundet zusammenbrach, trugen wir unseren lieben alten Herrn, wie wir ihn nannten, zusammen zum Verbandsplatz, seitdem nahm ich den Gefreiten auf jede Patrouille mit. Zusammengekauert hockten wir nun im Unterstand. Ich wiederholte ihm den Auftrag des Kommandeurs. Die Gasse durch die Hindernisse mussten wir finden. Die Trennungsflaeche zwischen den gestaffelten Graeben und die Postierungen erkunden. „Nun, das waere ja nicht schlimm, Herr Leutnant“, antwortete Bardowicz fast enttaeuscht. Nein, schlimm nicht, aber auch nicht einfach. Beim letzten Male hatten wir auch alles erkundet und beim Angriff sind sie doch gegen die Hindernisse gestossen, statt auf dem Wege vorzugehen, den wir muehsam herausgeknobelt hatten. Na, dann zu. Kabel, Drahtschere, Spaten, Holzpfloecke und weisses Papier waren ausser unseren Waffen die wesentlichsten Ausruestungsgegenstaende.

Zuerst ging's bis zu dem vorgeschobenen Posten. Das ist ein Promenadenweg, den wir sorglos und aufrecht ueberschritten, sie schiessen ja nicht, die da drueben, und sehen konnten sie uns auch nicht mehr. Es ist ein Genuss, mal wieder aufrecht zu gehen, denn krumm wird man in diesem Mauseloche, dem Unterstand, in dem wir nun schon seit Wochen hocken.

Unsere Posten sind bald erreicht, wir gehen zu dem, der nahe an dem grossen Baum steht, und schaerfen ihm ein, wenn er in einer halben Stunde abgeloest wird, seinen Nachfolger zu unterrichten, dass wir auf Patrouille sind und an dieser Stelle zurueckkommen werden. Also nicht schiessen, wenn sich etwas Verdaechtiges naehert, bis sicher festgestellt ist, dass es nicht die Patrouille ist. Ein besonderes Losungswort wird ausgegeben. Mit Hilfe des leuchtenden Kompasses orientieren wir uns, da muessen wir genau sein, denn es ist unangenehm, wenn man sich in stockfinsterer Nacht verlaeuft, und statt in den eigenen, in den feindlichen Graben zurueckkehrt. Wir lauschen, nichts Verdaechtiges ist zu hoeren. Dann beginnen wir unseren Besuch beim Feinde. Nur wenige Meter schleichen wir vorwaerts, lauschen wieder, und da alles ruhig ist, setzen wir unseren Weg fort. Schon hoeren wir ganz deutlich Kommandoworte von drueben. Meter um Meter kommen wir heran. Inzwischen ist es so dunkel geworden, dass man kaum die Hand vor Augen sieht. So gilt es groesste Vorsicht, um ein gegenseitiges Verlieren zu verhindern. Damit wir uns Warnungszeichen geben koennen, nehmen wir eine 5 Meter lange Schnur und schlingen sie jeder um die Hand; dann schleicht Bardowicz 5 Meter vor, ich folge ihm und krieche nun meinerseits die naechsten 5 Meter voraus. So klettern wir, glatt an den Erdboden gedruickt, unserm Ziele entgegen. — Halt, was ist das? Ein kleines Zeichen mit der Schnur bringt uns nebeneinander. Hindernis!

Nun gilt's den schwersten Teil des Abends zu vollbringen, es war bisher noch keiner Patrouille gelungen, den Durchlass durch das Drahtgewirr zu finden. Es konnte lange waehren, bis wir ihn gefunden haben. Was tun? Eine kurze gefluesterte Beratung. Zunaechst uns durch das Hindernis hindurcharbeiten. Dicht nebeneinander schoben wir uns durch die Draechte. Vorsichtig wird die Drahtschere angesetzt, ein kaum hoerbarer Knack, das leise Klirren des zurueckschnellenden, durchschnittenen Drahtes. Nachdem wir den letzten Draht am jenseitigen Ende durchschnitten haben, machen wir befriedigt eine laengere Pause. Der Kopf liegt auf dem verschraenkten Arm, es macht sich eine gewisse Muedigkeit bemerkbar, es ist so verlockend, hier vor den Augen des Feindes einen kurzen Schlaf zu halten. Dumme Gedanken — das geht doch nicht. Da stoest mich Bardowicz an. Aha! — Da kommen sie, zwei oder drei Mann muessen es sein. Sie naehern sich ganz ungeniert, sprechend. Jetzt muessen sie ganz dicht sein. Richtig, schon sieht man ihren Schattenriss. Ihr eigenes Hindernis wird uns zum Schutz. Trotzdem wir das wissen, schlaegt das Herz, aber ein uebermuetiges Gefuehl, „aetsch, hier findest du mich ja doch nicht“, behaelt die Oberhand. Da bleiben die Kerle stehen, vier Schritt vor uns. Sie unterhalten sich sorglos. Es zuckt einem in den Fingern, die beiden vor uns niederzuknallen, sie waeren eine sichere Beute, doch wir haben andere Aufgaben, und so muessen wir sie gehen lassen, schade. — Die paar Minuten, die sie vor uns stehen, wollen kein Ende nehmen, doch schliesslich gehen sie weiter. Die Gefahr ist vorueber. Nachdem die beiden verschwunden, folgen wir in derselben Richtung, immer dicht an den Draechten, nachsehend, ob sie uns nicht den Weg, den wir suchten, durch ihr Fehlen anzeigen werden, aber immer wieder stossen wir auf Draht, auf Draht. Da endlich: der Draht fehlt! Gott sei Dank. Irgendwo muss nun der feindliche Schuetzengraben sein, von dem wir festgestellt hatten, dass er gestaffelt ist und eine breite Luecke aufweist. Wir zogen uns einige Meter auf dem Wege, auf dem wir gekommen waren, zurueck, um feindlichen Patrouillen, die diesen Durchlass benutzten, nicht in die Arme zu fallen. Jetzt fing es auch noch an zu regnen, aber das konnte uns nur recht sein, denn es erleichterte unseren Auftrag. Verschlang er doch mit seinem gleichmaessigen Schuetten die leisen, unvermeidlichen Geraeusche bei der Bewegung. Aufs Geratewohl gingen wir nun in der Richtung auf den feindlichen Graben vor. Langsam, Schritt fuer Schritt. Die ueberanstrengten Sinne spielten uns einen Schabernack. Wir hoerten Geraeusche, sahen Gestalten, Trugbilder. Ganz schwach hoben sich zur Seite Schatten von Baeumen und Haeusern ab. Das musste das Gehoeft sein, in dessen Hoehe die Luecke zwischen den Graeben von uns vermutet wurde.

Mit dem Spaten wurde ein kleiner Wall aufgeworfen, hinter welchem wir, dem Feinde unsichtbar, unsere mitgebrachten Zeitungen befestigten. Ein paar Zweige verhinderten, dass sie vom Winde fortgetragen wurden. Gleichzeitig gaben sie den Anschein, als haetten diese Zweige dem vom Winde getriebenen Papier hier Halt geboten. Hin und wieder blickten wir rueckwaerts, um zu sehen, wie weit unser einfacher Leuchtturm seine Strahlen warf. Dort, wo er zu verschwinden drohte, wurde ein aehnlicher, neuer, aufgebaut. Als der dritte entstanden war, erreichten wir die Hoehe des Drahthindernisses. Wir kaempften uns durch. Mit unseren Scheren kappten wir Draht um Draht und legten so eine breite Bahn frei. Als diese Arbeit beendet, wurde einer der vorbereiteten Pfloecke tief in die Erde gedrueckt und an ihm ein Stueck des mitgebrachten Kabels befestigt. Nach nochmaliger genauer Orientierung mit Hilfe unseres Kompasses ging B., das Kabel abrollend, es mit den Fingern in den Lehm drueckend, zu unserer Ausgangsstelle zurueck, waehrend ich am Hindernis entlang zu der vorher entdeckten Gasse kroch. Jetzt, wo ich wusste, wo die Stelle zu finden war, ist sie nach kurzer Zeit erreicht; auch hier wurde ein Pflock in die Erde getrieben, das Kabel daran befestigt und der Rueckmarsch angetreten. Am Boden schleichend, den Draht in den Lehm drueckend, ging es rueckwaerts. Es war eine harte Arbeit, aber sie

wurde schnell und gern erledigt; denn es winkten nach erfolgreicher Arbeit noch ein paar Stunden Ruhe und vielleicht ein anerkennendes Wort des Kommandeurs. Schon ist der Baum in Sicht, in dessen Hoehe wir unsere eigene Postenkette beim Rueckmarsch durchbrechen wollten. Ein leises Anrufen, ein Austausch der Losung und mein Auftrag war erfuehlt.

Nachdem ich mich erkundigt, dass Bardowicz bereits zurueckgekehrt war, machte ich dem Kommandeur eine ausfuehrliche Meldung. Dann hinein in den Unterstand.

Am naechsten Morgen waren wir im Besitz des feindlichen Grabens und hatten 400 Gefangene.
Leutnant Wolfgang Mueller.

Wegen Platzmangel abzugeben:

- 1 Piano,
- 1 lebender Inder,
- 1 Venus (Marmor),
- 1 zweischlaefrige Messingbettstelle,
- 1 Nagelpflege,
- 1 englischer Fussball,
- 1 Paar Saffian-Morgenschuhe,
- 1 Bidet,
- 1 Schaukelstuhl,
- 1 Paar Salchow-Schlittschuhe.

Gefr. Lemke, Schuetzengraben rechts der D-Ferne.

Bei Besichtigung bitte gebueckt einzutreten.

Stiefel-Ballade.

Einst trugen die Franzosen
Stiefel und keine Hosen.

Die holen ja doch die Motten!
Sie nannten sich Sansculotten!

Heut' tragen die Franzosen
Schoene rote Hosen.

Dafuer — es ist penibel —
Haben sie keine Stiewell

Vorbei die Sansculotten,
Nun heissen sie „Sansbotten“!

Die Not ist ganz erklaerlich:
Die Stiefel wurden spaerlich,

Weil zwanzig Milliarden Franken
In russische Taschen sanken.

Das war ja recht penibel:
Doch die Russen haben nun Stiewell

Nur ist es wieder peinlich:
Die Stiefel — ist das reinlich? —

Verkloppen sie fuer'n Rubel!...
Wer merkt das bei dem Trubel!...

Georg Frh. von Ompteda.

Schwimmunterricht erteilt

Reservist Haeberlein, Schuetzengraben der 3. Kompagnie, Infanterie-Regiment
(nass.).

Als Damenimitator

empfiehl sich William Pipe im schottischen Hochlaender-Regt., z. Z. abkommandiert nach Deutschland.

Der englische Handelskrieg.

Seit etwa 30 Jahren hat England mit allen Mitteln der Luege und Verleumdung, der polittischen Umtriebe und Drohungen den deutschen Handel und die deutsche Industrie bekaempft. Seit etwa 15 Jahren versuchte es durch eine masslose Ruestungshetze, der deutschen Ausfuhrindustrie die Arbeitskraefte und die Geldmittel zu entziehen und damit ihren Fortschritt aufzuhalten und durch Gruendung von oeffentlichen und geheimen Gesellschaften den deutschen Handel und den deutschen Einfluss in allen Laendern der Erde zurueckzudraengen.

Durch keins dieser Mittel gelang es, den Siegeslauf der deutschen Arbeit und des deutschen Gedankens in der Welt aufzuhalten. Darum war man etwa seit dem Jahre 1908 in England entschlossen („Times“, 8. Juli 1908, Statecraft and Strategy, von Charles A court Repington) durch einen Koalitionskrieg das Ziel der wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands zu erreichen.

Sollten die Waffen entscheiden, dann musste der Krieg ueberraschend fuer uns kommen und von kurzer Dauer sein. Es musste England und seinen Verbuedeten gelingen, uns gleich zu Anfang, wie man drohte, ueber Nacht, die Kriegsflotte zu vernichten, in gewaltigem siegreichen Ansturm unsere Heere zu zerschmettern, die Kohlen- und Eisenreviere in Lothringen, in Rheinland-Westfalen und in Schlesien zu besetzen, und den Krieg in das Innere Deutschlands zu tragen. Dann war Deutschland nach dem Verbrauch der im Frieden aufgespeicherten Kriegsvorraete vollstaendig und fuer immer verloren, dann und nur dann war es moeglich, die deutsche Industrie und den sogenannten deutschen Militarismus zu vernichten, dann und nur dann haette England durch das Blut der Franzosen, Russen und Belgier mit seinem Handelskrieg das Weltmonopol und die Weltherrschaft fuer unabsehbare Zeiten gewonnen.

Der Krieg wurde durch die von England, Frankreich und Russland gestuetzte Mordpolitik der Serben zu frueh entfesselt. Das deutsche Volk liess sich nicht ueberraschen. — Die deutschen Heere fielen in die Laender der Verbuedeten ein und besetzten ihrerseits die Eisen- und Kohlenreviere Nordfrankreichs, Belgiens und Polens. Damit war die Friedens- und Kriegsindustrie unserer festlaendischen Gegner lahmgelegt, und England musste fuer sie eintreten; die deutsche Industrie aber war in den Stand gesetzt, verstaerkt durch die Hilfsmittel der besetzten Gebiete, weit hinter der Kampfbredite mit ihrer ganzen Kraft fuer den Krieg zu arbeiten, den inneren Markt zu befriedigen, und der deutsche Landmann konnte ruhig und unbedroht die Saat aussaen fuer ein weiteres Kriegsjahr, wenn es sein sollte.

Trotz des englischen Geredes von einer drei- oder zwanzigjaehrigen Kriegsdauer ist grade den Englaendern die unerwartet lange Kriegsdauer ganz besonders unerwuenscht. England hatte gehofft, diesen Krieg wie alle anderen seiner Geschichte mit dem Blute fremder Voelker ausfechten und gewinnen zu koennen. Die unerwartet lange Dauer des Krieges zwingt England, mit Millionenheeren anzutreten und mit dem Blute von Hunderttausenden seiner Soehne einzustehen fuer die Raeberpolitik seiner Maechtigen; zwingt es, die Haelfte seiner Handelsflotte fuer den Krieg zu verwenden; zwingt es, den ungeheuren Heeresbedarf fuer sich und seine Verbuedeten zum groessten Teil selbst zu erzeugen; zwingt es, wegen der Unsicherheit der Meere die eigene Ackerbauflaeche unter Einstellung bedeutender Arbeitskraefte schleunigst zu erweitern, und zwingt es, Milliarden und aber Milliarden fuer seine und seiner Bundesgenossen Kriegskosten aufzuwenden. — Damit ist die englische Arbeits-, Transport- und Geldkraft um nahezu 50 Prozent geschwaecht. England ist nicht einmal mehr imstande, seinen Friedenshandel aufrecht zu erhalten, geschweige denn den deutschen zu vernichten oder an sich zu reissen.

Inzwischen zeitigt die lange Kriegsdauer immer neue und immer groessere Gefahren fuer England. Wir fuehren von unseren militaer- und wirtschafts-strategisch

so vorzueglich gelegenen Kolonien in Afrika einen erfolgreichen Kleinkrieg, haben die Buren zur Freiheit aufgerufen und greifen die Englaender mit den uns verbuendeten Tuerken in Aegypten und Indien an. Ganz Asien und ganz Afrika befindet sich im Kriegszustand. England steht in Gefahr, Suedafrika, Aegypten, seine sonstigen afrikanischen Besitzungen und Indien zu verlieren. Es muss ungeheure Kraefte aufwenden, um diese Gebiete zu halten und die angrenzenden Seehandelsstrassen zu sichern. Der Handel aber in allen diesen Gebieten ist gelahmt; er ist fuer die bis jetzt noch neutralen Laender in Europa, Asien und Amerika ausserordentlich geschwaecht und steht fuer die kriegfuehrenden Festlandsmaechte vollstaendig still. Frankreich und Russland liegen am Boden und muessen sich den grossten Teil ihrer Kriegsvorraete von England erbetteln. England blutet an vielen Stellen, aber an Russland und Frankreich wird es verbluten.

Wir hoffen bestimmt auf den Erfolg unserer Waffen in Asien und Afrika, das Wichtigste aber bleibt doch in Europa zu tun. Wir werden siegreich durchhalten wie bisher, halten wir auch noch dazu daheim unsere Landwirtschaft auf der hoechsten Hoehe ihrer Vollkommenheit, lassen wir die Raeder unserer Fabriken und Werke nicht rosten noch rasten, halten wir die Eisenschaetze fest, die wir in der Hand haben, dann hat England diesen Krieg, den es mit allen Mitteln seiner heimtueckischen Staatskunst erstrebt hat, endgueltig verloren.

Wir aber und unsere Kindesinder werden uns dann auf unserer deutschen Erde, mit dem deutschen Eisen, durch die deutsche Arbeit einen wahrhaften und wehrhaften Frieden schaffen, der wert ist der Opfer, die dieser Krieg von uns gefordert hat.

P. Walter.

Voerm Sturmangriff.

Punkt Middag sall dat Regiment
Im Sturm de Feinde oewerrennen,
Dat is de kuorte Nachtbefehl,
Den jedermann van us sall kennen. —

Nao eene Stunn! Min Heimatduorp,
Du staeihst mi griepensdicht vuer Augen,
De Schaule, Kiaerk, min Ellernhous,
De Poepeln an de Strat', de haugen.

Halw twiaelf! Ick gaoh naomaol
Duer use Wiesken, Eeken, Boecken,
Hier haeff ick froeher Koegge hott,
Dao koennen wi Vipolkes soeken.

Ne Veerdelstunn! Nao eemaal moeg
Den Kopp in Moders Arm ick leggen,
Un dankend striepeln uemmerfaots —
Ick koenn je doch kien Woertken seggen.

Nou kuemst du auck, min laeiwe Fru, —
Dien' Hand ligg sacht up miene Haore —
Dat is to viel, ick bitte di,
Mak mi de Sake nich to swaore.

Sprung auf, marsch, marsch! „Giff mi't
Gewehr!

Gott gruess min Duorp un alle, alle!
De Flinten knallt, ick denk an ju,
Denkt auck an mi, wann ick nou falle.“
Untffz. Meurin.

Erlauschtes.

Schlachtenbummler (tritt an einen Mann heran, der neben einer schweren Haubitze Posten steht): „Sagen Sie mal, lieber Mann, denken Sie denn, dass Ihnen das Ding da gestohlen wird?“

Posten: „Wenn ick Posten stehe, dann denke ick jar nischt. Verstehnse?“

Der Sanitaetsgefreite will in der Apotheke Blutegel requirieren, weiss aber nicht, wie sie auf Franzoesisch heissen. „Monsieur, n'avez-vous pas des — des — je ne sais pas comment dire — des petites bêtes noires, qui tirent le sang?“

„Ah, Monsieur, vous demandez des puces —?!“

Kriegsfranzösch.

Korl Knust dei kuumt ut Frankriek truegg
Un drueppt Freund Hein bi „Reimersbruegg“.
„Na, Korl,“ seggt Hein, „wo geiht di datt?!
Snackst nu Französch odder snackst du Platt?“
„Jer, Hein, datt is mi ganz egol,
Parleern kan'k nu as son'n Ool.“
„So, Korl,“ seggt Hein, „watt seggst denn tau'n Franzos,
Wenn du so geihst in Storm drop los,
Un hei sall sick voer di bequemen,
Datt hei sick lett gefangen nehmen?!“ —
„Jer, Hein, denn heet't: A bas les armes!
Denn buen ick bald sien Landschandarm.
Sueh, „a bas“ heet „hoch“ un „les armes“ de Hann'n!
Un „Hann'n hoch!“ versteiht de Bann. —
„Jer, Korl,“ seggt Hein, „watt man nich allens lehrt!
Mi gueng datt doar ganz beus verkehrt.
Doch du buest jo en großes Sprokgenie
Un hest in'n Doetz ganz anners wat von „Plie“.
Ick lehrt datt „Kriegsfranzösch“ nicht licht,
Mi guengt in Frankriek, gleuf ick, bannig slicht.“

Paul Orlamuender, Wandsbeck-Mariental.

Von hier und daheim.

Ein oesterreichischer Lokomotivfuehrer hatte einen Eisenbahnzug mit Schiessvorrat zu befoerdern. Die russische Artillerie hatte Nachricht davon bekommen und beschoss den Zug. Obwohl sie weit entfernt war, schlugen doch die Kugeln in unmittelbarer Naeh des Zuges ein und seine wertvolle Ladung war auesserst gefaehrdet. Da kam dem Lokomotivfuehrer ein guter Gedanke. Als wieder ein Geschoss in naechster Naeh platzte, oeffnete er rasch den Dampfahn, so dass der Dampf mit Gewalt entwich und der ganze Zug in einer weissen Wolke verschwand. Die Russen in der Ferne mussten meinen, ihre Geschosse haetten die Lokomotive in die Luft gesprengt. Sie stellten ihr Feuer ein, und der Zug war gerettet.

Es wird wieder mal eine Korpsreserveuebung abgehalten. Die hoeheren Staee pruefen eifrigt die Taetigkeit der einzelnen Formationen, das Verhalten der Mannschaften usw. Ein mitten im Felde einsam und allein stehender Landser wird von Sr. Exzellenz gefragt: „Was machen Sie denn hier?“ — — „Ick markiere det freie Schussfeld, Exzellenz!“ ertoente es da zur Antwort.

Meine Gefangenschaft in Frankreich.

Von Oberarzt Dr. Krayer.

Meine Gefangennahme erfolgte am 19. August, abends gegen 10 $\frac{1}{2}$ Uhr in Liedersingen.

Nach Beendigung des Gefechts bei Liedersingen hatte ich meinen Notverbandplatz von der Hoehe in eines der ersten Haeuser des Dorfes verlegt, um den Verwundeten besser Kaffee und Wasser verabreichen zu koennen und um bei Einbruch der Dunkelheit Licht zu haben. Der Abtransport der Versorgten gestaltete sich bei der grossen Anzahl und dem Wagenmangel nicht leicht. Unterstuetzt wurde ich

durch einen Halbzug der 3. bayrischen Sanitaetskompagnie unter Fuehrung des Herrn Leutnant Soeldner. Nach 10 Uhr waren noch neun deutsche und zwei franzoesische Verwundete wegzubringen; sieben waren bereits auf einen Befehlswagen verladen, als wir ploetzlich aus naechster Naehة Gewehrfeuer erhielten. Ich liess die Lichter ausloeschen und befahl den Leuten, Deckung zu suchen. Nach und nach fluechteten alle in ein Haus; zum Schluss begab ich mich auch hinein. — Soweit ich feststellen konnte, war von den Leuten niemand verletzt worden. Nach einigen Minuten wurde von einer franzoesischen Abteilung geklopft und Oeffnung der Tuer verlangt. Dem eintretenden franzoesischen Offizier oder Sergeanten vom 69. Inf.-Regt. rief ich zu, dass er eine deutsche Ambulanz vor sich habe. Nach Durchsuchung des Kellers wurden wir alle ins Freie gefuehrt, durchsucht, und es wurde uns alles abgenommen bis auf Uhr und Geld. So verlor ich meine saemtlichen Papiere, mein Fernglas, meinen Leibriemen mit daran befestigtem Browning, meine aertzlichen Instrumente und was ich sonst in den Taschen hatte. Auch meinen Mantel, der auf mein mitgefangenes Pferd gebunden war, liess man mir nicht, trotz wiederholter Bitten an diesem und den folgenden Tagen.

Nach der Durchsuchung wurden wir in das Schulhaus gefuehrt und dort von einem Bataillons-Adjutanten verhoert. Er interessierte sich hauptsaechlich fuer unseren Truppenteil, die Staerke der deutschen Truppen in der Gegend, den Zweck, den unsere Heeresleitung damit verfolge, dass sie bei Angriffen trotz errungener Erfolge wieder zurueckgehen lasse, fuer den Grund, weshalb von unserer Seite nur Artillerie verwendet wuerde, sowie fuer die Wirkung der franzoesischen Artillerie. Selbstverstaendlich erhielt er von uns keine Auskunft.

Die Wachmannschaft benahm sich ziemlich freundlich und gab uns Wasser und Brot. Naechsten Morgen wurden wir — Leutnant Soeldner und ich, mein Sanitaetsunteroffizier und gegen 40 Krankentraeger — weitertransportiert. Nach einem Marsch von etwa fuenf Kilometern ueber die Hoehe von Liedersingen und durch zwei Doerfer, die mit franzoesischen Soldaten dicht gefuellt waren, wurden wir einem Divisionsarzt vorgestellt, der erklaerte, ich wuerde mit meinem Sanitaetsunteroffizier am selben Tage oder nach zwei bis drei Tagen zu meinem Truppenteil oder nach Deutschland zurueckgeschickt, waehrend Leutnant Soeldner mit den Krankentraegern vorlaeufig gefangen gehalten wuerde. Nach kurzem Aufenthalt, waehrend dessen sich die franzoesischen Soldaten nicht unfreundlich benahmen, ging der Transport wieder einige Kilometer weiter in ein Dorf, dessen Namen ich nicht kenne und wo wir laengere Zeit rasteten. Schon unterwegs wurden wir von franzoesischen Truppenaerzten freundlich begruesst. Einer davon ersuchte mich, auf dem Verbandsplatz zu helfen, da sie Aertztemangel haetten. Ich sagte gerne zu. In die Scheune, in der der Verbandsplatz eingerichtet war, wurden massenhaft Verwundete herbeigeschafft, und zwar in eigens dazu hergerichteten Wagen sowie Behelfswagen. An- und Abtransport ging sehr flott von statten. Die Verletzungen waren durchweg hervorgerufen durch unsere Artilleriefuer und betrafen fast ausschliesslich Beckengegend und untere Gliedmassen. Die Wunden wurden mit Jodtinktur ausgepinselt und mit dem kleinen franzoesischen Verbandspaeckchen versorgt. Bei groessern Verletzungen wurde das grosse Verbandspaeckchen benutzt. Das Verbandsmaterial war in grossen viereckigen Koerben untergebracht, grosse und kleine Paeckchen in jedem Korb gesondert. Die Befoerderung fand auf einem schlechten zweiraederigen Karren statt. Die Tactigkeit der Aerzte war nicht gewandt, und bald versorgte ich mit meinem Sanitaetsunteroffizier saemtliche Verwundete.

Waehrend dieser Arbeit wurde Leutnant Soeldner mit den Krankentraegern weiterbefoerdert. Der Sanitaetsunteroffizier und meine Ordonnanz blieben bei mir. Nach dem Mittagessen wurde mir eroeffnet, dass ich einige Tage bei dem Regiment, das sich aus Soldaten mit den Regimentsnummern 79, 137, 32 u. a. zusammensetzte, zu verbleiben haette.

Um 4 Uhr begann der Weitermarsch von einem Dorf zum andern, mit kuerzerer oder laengerer Rast. Abends setzte ein sehr langer Marsch ein bis nach Moyenvic; nach einer Stunde Aufenthalt ging es weiter in die Gegend von Château-Salins, wo geschantzt wurde. Gegen Morgen wurde in der Gegend von Arracourt gelagert. Um die Mittagsstunde wurde aufgebrochen, und nun ging es in sehr beschleunigtem Marsch weiter, und ich sah auch, wie sich andere Truppenformationen rueckwaerts bewegten. Die Batterien, an denen ich vorbeikam, standen in sehr guter Deckung.

Aus den Aeusserungen der Aerzte merkte ich, dass eine boese Wendung eingetreten sei. Gegen Abend musste das Bataillon ausschwaermen, da man einen Angriff unserer Kavallerie befuerchtete. Immer weiter ging der schnelle Rueckzug, soviel ich sehen konnte in vollkommener Ordnung, bis wir gegen Mitternacht in St. Nicolas du Port ankamen.

Die Verpflegung der Truppen bestand in Konserven, von denen jeder Mann eine groessere Menge bei sich trug. Mittags verabreichte man ihnen ein Stueck rohes Fleisch, das sie auf einem sehr geschickt hergerichteten Feuer zubereiteten. Essen konnte jeder, wann er wollte. Von schlechter Kleidung, besonders Fussbekleidung, habe ich nicht viel bemerkt. Die Marschleistung der Franzosen musste ich bewundern: allerdings ist die Marschordnung keine solch disziplinierte und geschlossene wie bei uns. Die Leute treten z. B. aus, um ihr Essen zu bereiten, wann sie wollen, und kommen dann in Trupps hinterhergezogen. Ich sah eine ganze Reihe franzoesischer Soldaten, die deutsche Militaermaentel trugen und deutsche Kochgeschirre mit sich fuehrten.

Das franzoesische Pferdmaterial war durchweg nicht gut und hielt den Vergleich mit deutschen Pferden, die ich vor weggenommenen Wagen einer Maschinen-gewehrabteilung sah, in keiner Weise aus.

Von den Offizieren, die ich sah, waren die meisten aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen. Nur wenige fand ich, die die Kriegsschule besucht hatten.

Unsere Verpflegung war waehrend des Marsches sehr knapp; wenig Broet, ein sehr kleines Stueck Fleisch oder Konserven, nachmittags ein wenig guten Kaffee.

In St. Nicolas du Port wurde uebernachtet und am naechsten Morgen wurde mir eroeffnet, dass ich die Truppe zu verlassen haette, aber nicht zurueckgeschickt wuerde, da man das Verhalten Deutschlands in der Aerztefrage nicht kenne. Mit herzlichen Dankesworten fuer meine Hilfe nahm der Regimentsarzt Abschied von mir.

Am Bahnhof traf ich drei deutsche Offiziere mit ungefaehr 100 Mann vom Infanterie-Regiment 137 — Hauptmann Walzer, Oberleutnant d. R. Jenke und Leutnant Weihe — die am 20. bei Dieuze gefangen genommen waren. Mit ihnen wurde ich zum Zug gebracht, und nun ging's in 56stuendiger Eisenbahnfahrt nach Perpignan in den Pyrenaeen.

Waren wir seither mit wenig Ausnahmen (Reservisten) von den Soldaten unbehelligt geblieben, so aenderte dies sich jetzt. Schon vor der Unterbringung im Zug wollte sich ein franzoesischer Soldat, der wie ein Schlosshund heulte, auf mich stuerzen, und konnte nur mit Muehe abgehalten werden, sich an mir zu vergeifen. Auf dem Transport benahmen sich Militaer und Publikum, Maenner und Frauen aller Klassen, in einer unglaublichen Weise. Gerade die Offiziere waren Gegenstand aller moeglichen Beschimpfungen. Von den Soldaten verlangte man nur „souvenirs“; man nahm ihnen Muetze und Helm weg und gab ihnen dafuer Sportsmuetzen. Man riss ihnen die Knoepfe von der ganzen Uniform. Auf allen Stationen, wo der Zug hielt, schien unser Transport angemeldet zu sein. Dicht gedraengt standen Soldaten und Publikum an den Bahnsteigen und empfingen uns mit fuerchterlichem Gejohle und Pfeifen. Man spuckte vor uns aus, drohte mit den Faeusten und machte die Gebaerde des Halsabschneidens, rief uns alle moeglichen Schimpfwoerter auf Franzoesisch und Deutsch zu. Offiziere und Herren der Gesellschaft kamen zu uns an das Abteil,

belästigten uns mit allen moeglichen Fragen und machten uns als Urheber des Krieges verantwortlich. Sie schimpften ueber Kaiser und Kronprinz und die angebliche Militaerpartei und hielten uns die baldige Vernichtung Deutschlands vor Augen, sagten, man wuerde den Kaiser dann koepfen. Ziemlich viel Zuneigung brachte man dem Koenig von Bayern entgegen. Ihn wuerden die Verbuedeten nach dem Kriege zum Kaiser von Deutschland machen. Ueberhaupt schaute man damals die Bayern noch nicht so grimmig an wie die Preussen.

Eine taetliche Beleidigung traf uns selbst nicht. Wir begegneten zahlreichen Militaertransporten und mussten wohl mit Ruecksicht darauf auf mancher groessern Station stundenlang liegen bleiben. Verpflegt wurden wir nur am Anfang mit ein bis zwei Buechsen Konservenfleisch, Brot und Wasser. Es wurde uns zwar mehrmals bedeutet, auf der naechsten groessern Station sei das Essen fuer uns gerichtet, doch glaube ich, dass es wegen der sehr feindlichen Haltung der Bevoelkerung unmoeglich war, uns zu verpflegen. Einmal erhielten wir morgens frueh gegen 5 Uhr von einem sehr freundlichen Bahnhofskommandanten, der Deutschland bereist hatte und Deutsch sprach, Geld gewechseit, sowie Kaffee und Brot gegen Bezahlung. Ein andermal besorgte uns unsere voellig betrunkene Begleitmannschaft — wohl unter der Wirkung des alles verbruedernden Alkohols — Bier und Wein. Einen besonderen Schutz gewaehrte uns unsere Begleitmannschaft nur am Anfang. Spaeter zog sie im Gegenteil auf jeder Station die geschlossenen Vorhaenge zurueck, damit uns das Publikum anstaunen und beschimpfen konnte, wobei man ueberall bemerkte, dass das Militaer das Publikum nicht in der Gewalt hatte.

So gelangten wir in zweieinhalb Tagen abends ueber Dijon, Lyon, Tarascon, Nimes, Montpellier nach Perpignan und wurden dort von einem Major der Marine und einer Gendarmerie- und Infanterieabteilung in Empfang genommen. Auch hier versuchte das Publikum zu johlen, verstummte aber auf den ersten Befehl des Majors. Man brachte uns auf das in der Naehel, gegen die Pyrenaeen zu gelegene Fort „Du Sarra“; man begriesste uns knapp aber hoeflich. Die Soldaten wurden von uns getrennt und in grossen weiten Raeumen des Forts untergebracht, waehrend wir in eine Kasematte mit Feldbetten kamen. Am 1. Tage erhielten wir wegen weggefallener Vergueunstigung Kaffee: „Wissen Sie, den Gefangenen des Siegers behandelt man anders als den Gefangenen des Besiegten.“ Mannschaftskost; Landwein stand uns unbegrenzt zur Verfuegung. Die Offiziere benahmen sich sehr korrekt und kameradschaftlich und sprachen sich in schoener Weise ueber das offenbar innige Freundschaftsverhaeltnis mit unsern Marineoffizieren in Tsingtau aus. Der Dolmetscher dagegen sowie andere Unterorgane belaestigten uns mit Erzaehlungen ueber die angeblichen Erfolge der Franzosen und Russen und allerlei politischen Fragen. Einen Teil des Tages durften wir in einem Teile des Hofes zubringen, wo jeder Rundblick unmoeglich war. Vom zweiten Tage ab bekamen wir eine vorzuegliche Kost aus einem Gasthause gegen Verguetung von fuenf Franken.

Angeblich wegen Platzmangel und der schlechten Unterkunft brachte man uns nach etwa drei Tagen auf die Zitadelle der Stadt Perpignan, eine festungsartig angelegte Erhebung inmitten der Stadt, wo sich grosse Kasernen befinden, die offenbar mit Landwehrtruppen belegt waren. Diese Truppen gingen in ein bis zwei Tagen zur Front ab. Auf der Zitadelle waren fuer uns in einem Magazin zwei Raeume notduerftig hergerichtet. Um das Haus herum konnten wir uns Tag und Nacht stets frei bewegen, natuerlich unter steter Beobachtung der Bewachungsmannschaften. Auch hier war die Kost gut, wenn auch weniger ueppig als auf dem Fort. Offiziere und Aerzte besuchten uns in sehr kameradschaftlicher Weise und versprachen uns Lese- und Medikamente. Allerdings kam das freundliche Angebot nicht zur Ausfuehrung, da inzwischen wohl der Befehl Joffres herausgekommen war, der besagte, dass man den gefangenen deutschen Offizieren nur das nackte Leben lassen solle. Wenigstens erklaerte uns ein Stabsarzt auf unsere Anfrage: „Wenn wir siegen, was

wir hoffen, so koennen Sie alles haben — schliesslich auch Sekt.“ Doch trat hier keine weitere Verschlechterung unserer Lage ein, da wir schon in der folgenden Nacht ganz ploetzlich abtransportiert wurden.

Die Fahrt ging unter dem gleichen Verhalten des Publikums und Begleitpersonals nach Cette. Nur konnte man schon bemerken, dass die Vorliebe fuer die Bayern geschwunden war. Als ich auf Befragen sagte, ich sei bayrischer Offizier, schaute man mich mit grossem Misstrauen und wohl auch Enttaeuschung an. Im uebrigen erschien mir das Publikum ebenso siegesgewiss wie acht Tage vorher. Als ich auf Fragen erklarte, dass wir an unsern Sieg glaubten, schien man uns fuer verueckt zu halten.

Nach etwa sechsstuendiger, langsamer Eisenbahnfahrt kamen wir in Cette, einer suedfranzoesischen Stadt von 60- bis 70000 Einwohnern, einem mittlern Handelshafen, der an der Muendung des Kanals du Midi gelegen ist, an. Am Bahnhof erwartete uns ein kleiner, ueberdeckter Transportwagen, in dem man weder stehen noch sitzen konnte. Darin wurden wir nach dem Gendarmeriegebaeude gebracht. Eine Stunde spaeter kamen dort saemtliche Offiziere und Sanitaetsoffiziere der II. Sanitaetskompagnie des 21. Armeekorps und ein Arzt vom 2. bayrischen Pionier-Bataillon an, die bei Hermaméville gefangen genommen waren. Nach einer weitem Stunde wurden wir im gleichen Transportwagen auf das Fort Richelieu gebracht, nur muehsam vor Gewalttaetigkeiten des Publikums geschuetzt.

Das Fort Richelieu ist ein zweistoeckiger, festungsartig mit Mauern und Graben angelegter Bau, auf einer Anhoehe gleich dem Hafen gegenueber gelegen. Es besteht aus einem Mittelbau, der zu beiden Seiten — durch Treppenaufgaenge getrennt — von Pavillons flankiert wird. Ausserdem sind noch Kasematten vorhanden.

Mit den Herren der Sanitaetskompagnie — zusammen zwanzig Herren, darunter elf Aerzte — wurden wir in zwei Raeumen des ersten Stockes untergebracht. Die beiden Raeume hatten Verbindung und gemeinsamen Ausgang durch einen dritten Vorraum. Ausserdem waren im ersten Stock, mit je eigenem Ausgang, noch zwei Stuben vorhanden, von denen die eine als Revier diente. Die Holzdecken waren notduerftig durch Balken gestuetzt, der Boden mit Steinplatten belegt. Bei unserer Ankunft waren die Raeume vollkommen leer. Bereits anwesende deutsche Soldaten brachten uns schlechtes Schilfstroh als Lager, in dem es von Ungeziefer, besonders Floehen, wimmelte. Einige Decken, nicht fuer alle ausreichend, erhielten wir nach etwa fuenf Tagen; nach weiteren drei bis vier Tagen erhielt jeder der Herren eine Decke.

Gegen Ende September gestattete man uns, Strohsaecke zu kaufen, und am 10. Oktober erhielt jeder gefangene Offizier einen Stroh- und Schlafsack und Kopfkeil, auf Befehl eines Generals, der unsere Unterkunft Mitte September besichtigt hatte. Ebenso wurden Sitzgelegenheiten und Tische erst nach und nach herbeigeschafft. Jeder der Gefangenen erhielt einen Zinnteller, einen Loeffel und ein Glas; Messer und Gabel waren verboten. Gegen Abend kam die erste Mahlzeit. Franzoesische Soldaten brachten zwei grosse Toepfe; aus dem einen gab es einen halben Schoepfloeffel breiartige Suppe, aus dem anderen reichte uns ein Soldat mit seinen schmutzigen Fingern ein kleines Stueck Fleisch. In der gleichen Weise bekamen wir mittags und abends in den naechsten Wochen unsere Nahrung. Sie war reichlich gewuerzt, das Fleisch oft schlecht und die Beilage nicht durchgekocht. Frueh morgens brachte man uns in wasserdichten Traenkeimern einen sogenannten Kaffee, von dem jeder dreiviertel Glas erhielt. In den vordersten Raum stellte man uns schon vom ersten Tag ab als Abort eine Tonne, die von einem Geruest ueberstellt war, auf. Als nach ein paar Tagen auch dieser Raum belegt wurde, kam der Abort in den kleinen Vorraum vor diesem „Zimmer“. Gegen Abend mussten bei Eintritt der Daemmerung alle Laeden geschlossen werden. Beleuchtung hatten wir nicht. Ausser uns waren bereits Offiziere im Fort festgesetzt, doch war uns der Verkehr mit

diesen strengstens verboten. Ueberhaupt konnten wir in der ersten Zeit unser Stuben nicht verlassen. Nur morgens zwischen 5 und 7 Uhr durfte man sich truppweise im Hof an der Wasserleitung waschen und selbst sein Essgeschirr spülen. Mehrmals fiel auch diese Reinigung ganz aus. Unsere Waesche mussten wir uns bei Bedarf selbst waschen. Das Wasser war sehr schlecht. Der Genuss desselben, zusammen mit der engen und schlechten Unterkunft, dem schlechten Essen und mangelndem Ausgang sowie die unhygienischen Abortverhaeltnisse brachten es mit sich, dass in kurzer Zeit nach und nach etwa zweidrittel der Offiziere an ruhrartigem Darmkatarrh schwer erkrankten. Auch ein Typhusfall kam vor und zwei Faelle von Rheumatismus. Diese Kranken aertzlich zu behandeln, war sehr schwierig, da uns fast nichts zur Veruegung stand als einige Arzneimittel, die einer oder der andere muessam gerettet hatte. Verlangte Arzneimittel erhielten wir erst einige Wochen spaeter. Es ist wohl dem von vornherein guten Gesundheitszustand der Erkrankten zuzuschreiben, dass kein Todesfall vorkam.

Wir Aerzte wurden ebenso wenig wie die Offiziere beschaeftigt, trotzdem es Kranke und Verwundete sowohl auf Fort Richelieu als auch — wie wir gelegentlich erfuhren — in Castelnantary (400 Mann) genuegend gab. Dies ging so weit, dass ein deutscher Offizier auf Fort Richelieu mit einem Splitterschuss des Oberarms infolge mangelhafter Behandlung starb (Hoerner, 23. I.-R.), trotzdem er wiederholt nach einem deutschen Arzt verlangte.

Der Ausblick auf das offene Meer, auf dem Fischerflottillen kreuzten, sowie auf den Hafen bot uns die einzige Abwechslung in der Einformigkeit, besonders wenn dort Kolonialtruppen landeten und von dort franzoesische Territorialtruppen nach Algier verladen wurden. Gelandet wurden im September zirka 20- bis 30 000 Mann. Die zuletzt angekommenen Neger — sagte man uns — seien ueberhaupt mit der Schusswaffe nicht ausgebildet.

Daneben brachte uns das zum Fort heraufstroemende Publikum reichlich Aufmerksamkeiten in Gestalt von Beschimpfungen, Pfeifen und Spottliedern und machte die Gebaerde des Haengens und Halsabschneidens.

Mit den Herren, die in den uebrigen Zimmern untergebracht waren, konnten wir mit der Zeit in Verkehr treten, und ausser dem obern Hof durften wir spaeter auch eine kleine Terrasse sowie den untern Hof benutzen. Zeitungen waren strengstens verboten. Ab und zu gelang es jedoch deutschen Soldaten, sich auf verbotene Weise ein Blatt anzueignen, so dass wir doch einigermaßen erfuhren, was draussen in der Welt vorging, allerdings mit franzoesischen Augen gesehen. Vervollstaendigt wurden die Berichte durch Erzaehlungen der Wachmannschaft. Bericht von deutscher Seite erhielten wir, so oft wieder gefangene deutsche Offiziere ankamen. Anfang Oktober betrug unsere Zahl 73 (einschl. Offizier-Stellvertreter).

Die am Anfang unserer Gefangenschaft unter der Wachmannschaft bestehende Siegeszuversicht schien bedeutend an Festigkeit nachzulassen. Am Ende hoffte man ja auch noch auf den Sieg, doch war die Stimmung der Leute sehr gedruickt, besonders nachdem sie Gewissheit hatten, dass auch der Landsturm bis zum Alter von 48 Jahren zur Front muesse.

Auf unsere Beschwerde, die ein Geistlicher vertrat, wurde nach einiger Zeit wenigstens am Tage und spaeter auch in der Nacht der Abort aus dem Zimmer entfernt. Nach und nach wurde auch gestattet, uns taeglich eine Stunde im Hofe frei zu bewegen. Diese Frist verlaengerte sich spaeter auf zwei und dann auf drei Stunden, und schliesslich wurde uns stillschweigend das Zugestaendnis gemacht, uns nach Belieben am Tage hier zu bewegen. Nachts dagegen blieben die Tueren der Zimmer streng geschlossen.

Der Kommandant des Forts und des in Cette liegenden Landwehrbataillons, Herr Antoine Campagne, trug gegen Mitte September dafuer Sorge, dass uns das

Essen aus einer Wirtschaft der Stadt heraufgebracht wurde; desgleichen gestattet er, dass wir Lebensmittel, Wein und Waesche aus der Stadt kaufen konnten. Es war uns erlaubt, alle zehn Tage einen Brief nach Hause zu schicken. Geld konnten wir uns bis zu 100 Franken auf einmal schicken lassen, das uns immer ausgehandelt wurde.

Waehrend wir, wie angedeutet, Herrn Campagne, einem aeusserst liebenswuerdigen Herrn, vielfach die Erleichterung unserer Lage zu danken hatten, tat Oberst Audier alles, um uns das Leben zu verbittern. Der Oberst liess sich alle fuef bis acht Tage sehen, liess uns im Hof in Linie antreten und verlangte gegen die franzoesische Gepflogenheit, dass wir alle — auch ein alter Major und ein Oberstabsarzt — in strammer Haltung vor ihm stunden, besichtigte uns und unsere Kleider und machte seine Glossen. Z. B. fragte er den Oberstabsarzt, warum er heute nicht rasiert waere, bei einem andern hielt er sich ueber den Haarschnitt auf usw. Bei den Anfragen der Aerzte nach Auslieferung nahm er uns jede Hoffnung; bei Hinweis auf die Genfer Konvention zuckte er mit den Achseln und verzog das Gesicht zu einem hoehnischen Laecheln. Unsern Einwand, den wir schriftlich an das Kriegsministerium, ungefaehr am 9. oder 10. September eingaben, legte er uns meines Wissens am 23. September wieder vor mit der Aufforderung, das Datum zu aendern. Die Verfuegung des Kriegsministeriums, die Aerzte und einen Apotheker zu entlassen, traf am 12. Oktober auf Fort Richelieu ein, und er brachte es fertig, uns noch bis zum 30. Oktober zurueckzuhalten. Ueberhaupt trug sein ganzes Benehmen den Stempel des Hasses und der Missachtung gegenueber den deutschen Offizieren. Um so laecherlicher erschien sein Benehmen bei unserer Entlassung, wo er mit vielen Worten um gnaedigen Bericht aus der Heimat ersuchte.

Was unsere Mannschaft anbelangt, zuerst etwa 60, spaeter 25 Mann, so wurden sie in der gleichen Weise gepflegt wie die franzoesischen Soldaten. Ab und zu war auch ihr Essen mangelhaft. Die Unterbringung war die gleiche wie die der Offiziere, nur dass sie keine Strohsaecke bekamen. Auch bei den Mannschaften kamen einige Faelle von schwerem Darmkatarrh vor. Soweit wir sonst noch etwas in Erfahrung bringen konnten, wurden die gefangenen Mannschaften in ihrem Berufe sowie in der Landwirtschaft oder zum Strassenbau verwendet.

Die Lebensweise der letzten Wochen, besonders die Gelegenheit, sich zu waschen, zusammen mit dem milden Klima und der schoenen Sonne, brachte es mit sich, dass sich alle Gefangenen wenigstens koerperlich gut erholten.

Anfangs Oktober machte die franzoesische Regierung den Offizieren, die bis zum Kriegsende in Gefangenschaft bleiben mussten, den Vorschlag, nach Korsika ueberzusiedeln, woselbst sie an einem gesunden Ort untergebracht seien und gegen Ehrenwort voellige Bewegungsfreiheit haetten. Nach genuegenden Erkundigungen machten auch fast alle Offiziere von dem Angebot Gebrauch und wurden am 24. Oktober nach Korsika gebracht. Wie schon erwahnt, konnten auch wir — 14 Aerzte und ein Apotheker — am 30. Oktober dem Fort und ganz Frankreich den Ruecken kehren.

Nicht freigelassen wurden die Offiziere der Sanitaetskompagnie und saemtliche Sanitaetsmannschaften.

Unser Ruecktransport ging glatt von statten. Es wurde uns von Cette bis Lyon ein Wagen zweiter Klasse zur Verfuegung gestellt. Unterwegs wurden wir gut gepflegt. Das Publikum verhielt sich vollkommen ruhig. Die Fahrt durch Frankreich nach Genf dauerte vom 30. Oktober frueh 4 oder 5 Uhr bis 31. Oktober mittags 12 Uhr.

Schon in Cette hatten wir erfahren, dass alle Landsturmtruppen bis zum Alter von 48 Jahren zur Front abgingen. Wir machten auf den einzelnen Stationen, wo der Zug hielt, die Wahrnehmung, dass alte Leute eingezogen wurden oder dass

Truppentransporte mit alten Mannschaften abgingen. Die Stimmung schien allgemein eine gedruckte zu sein.

Unsere Aufnahme in Genf war vonseiten der schweizerischen Begleitmannschaft herzlich, vonseiten des Publikums hoeflich aber kuehl. Herzlich wurde die Begruessung bei unserer Fahrt durch die deutsche Schweiz, ungefaehr von Bern ab. Besonders in Basel wurden wir von der deutschen Kolonie aufs liebenswuerdigste empfangen und untergebracht. Als wir am andern Tage frueh von Basel wegfuehren, begruessten uns sehr viele Leute mit Hurrarufen und brachten Liebesgaben.

Am 1. November kamen wir wieder ueber die deutsche Grenze.

Es eruebrigt sich nur noch, ueber die Behandlung, die den andern auf Fort Richelieu in Cette gefangenen Offizieren und Offizier-Stellvertretern waehrend ihres Transportes zuteil geworden ist, zu berichten.

Fast uebereinstimmend sagten diese Herren, dass sie von der fechtenden Truppe gut behandelt worden seien, und alle heben ruehmend das Verhalten der Jaeger und Alpins hervor. Die schlechte Behandlung begann, sobald die vorderste Linie ueberschritten war. Die meisten der Offiziere — Graf von Courten, 23. B. I.-Rgt., Goetz, 23. B. I.-Regt., Stark, B. R.-I.-Regt. Nr. 5, Merkel, 22. B. I.-Regt., Becker, 22. B. I.-Regt., Schuetter, 22. B. I.-Regt., Demling, 2. B. Jaeg.-Batl., Speiser, 5. B. I.-Regt. u. a. — wurden von Soldaten und Publikum angespuckt und geschlagen. Von Einzelberichten sind besonders folgende bemerkenswert:

Leutnant Soeldner vom 2. B. Train-Batl., der mit mir gefangen genommen wurde, wurde auf einer Station vor Nancy mit einem Messer angefallen und erhielt einen Stich in die Gegend unterhalb des linken Auges. Ein franzoesischer Hauptmann bat wegen des Vorfalls um Entschuldigung.

Die Herren von der II. Sanitaetskompagnie des 21. Armeekorps wurden in Macon mit Steinen beworfen und dabei die Fensterscheiben des Abteils zertruemert; es wurde auf sie geschossen, der Oberstabsarzt wurde angespuckt und die Muetze wurde ihm durch das Publikum vom Kopfe gerissen.

Leutnant d. R. Federl, B. I.-Leib-Regt., geriet bei einem Patrouillengang allein in franzoesische Gefangenschaft. Der franzoesische Offizier drohte ihm mit sofortigem Erschiessen, falls er nicht sofort verraten wuerde, wo seine Kameraden auf ihn warteten. Die Drohung wurde jedoch nicht ausgefuehrt, als Leutnant Federl sich weigerte, den Standort zu nennen. Er wurde ohne Grund von Dijon bis Lyon, an einen Soldaten gefesselt, transportiert, in einem Viehwagen ohne Sitzgelegenheit; er wurde vom Publikum geschlagen, und die Begleitmannschaft liess es ruhig zu. Bei dem Transport durch Cette wurde er geschlagen und mit Steinen beworfen, der Helm wurde ihm heruntergerissen. Ferner wurde er vollstaendig ausgepluendert. Als er auf einer Station den Abort aufzusuchen verlangte, folgten ihm neben den begleitenden Soldaten Damen des Roten Kreuzes nach, die Aborttuere blieb offen, und die Damen (!) schauten ihm zu, wie er sein Beduerfnis erledigte.

Dem Leutnant d. R. Schroeder, 9. B. I.-Regt., nahm ein Capitain alle seine Sachen ab, steckte sie ein, bzw. band sie sich um.

Oberleutnant Herffs, 11. B. Feldart.-Regt., hatte einen Verwundetentransport nach Trouxville und fiel dabei in franzoesische Haende. Er wurde von einem Ort zum andern transportiert. Franzoesische Aerzte kamen immer zu dem Transport, aber trotz wiederholter Bitte wurde den Verwundeten keine Hilfe gebracht. Sie standen stundenlang in St. Nicolas du Port in der Sonnenhitze im Hofe einer Ambulanz; auch hier waren Aerzte vorhanden, ohne irgend etwas zu tun. Ein Infanterist vom 9. Regt. starb dabei. Vor Nancy in einer Schule wurde verbunden. Dabei stuerzten sich franzoesische Soldaten auf die Verwundeten; Offiziere nahmen denselben alles ab: Uhren, Ringe, Taschentuecher, sogar Lebensmittel, und ver-

teilten dies unter die Soldaten, um sie zu beruhigen. Sie wurden angespuckt, verprügelt und mit Steinen beworfen.

Hauptmann von Wedel, 28. I.-Regt. der mit dem Offizier-Stellvertreter Degen, 118. Landw.-Regt., befoerdert wurde, hatte einen Bauch-, Schulter- und Armschuss und lag im Spital zu Vitry. Er wurde ausgepluendert und wegen Fluchtverdachts (!) gefesselt im Viehwagen befoerdert. Es war den Gefangenen verboten, sich aufzustellen und zu sprechen, wobei der Transportfuehrer mit den Worten drohte: „Wenn ihr das Maul nicht haltet und liegen bleibt, schlage ich euch den Schaedel ein!“ Im gleichen Transportwagen befanden sich ausserdem noch degradierte Soldaten und Verbrecher. Auf einer Station wurde Wedel ein Stueck Brot angeboten; eine Dame vom Roten Kreuz duldete jedoch die Verabreichung nicht und sagte, fuer deutsche Soldaten haetten sie kein Brot.

Leutnant Jakob Mueller, 23. B. I.-Regt., kam erst am 12. Tage in aertzliche Behandlung und mit ihm etwa 35 Verwundete, obwohl vom dritten Tage an drei franzoesische Aerzte im Spital waren. Seine Wunde eiterte, und er kam schliesslich in das Spital 13 in Cette. Die Behandlung dort schilderte er als ausserordentlich mangelhaft und schlecht. Aerzte bekuemmerten sich ueberhaupt nicht um die Wunde. Ein Sanitaetsunteroffizier spuelte dieselbe mit dem gleichen Irrigator aus, mit dem er Einlaeufer machte. Auch die Verpflegung, die die Deutschen bekamen, war sehr geringwertig, waehrend die nebenanliegenden franzoesischen Soldaten eine vorzuegliche Kost bekamen. Das Gleiche bestaetigt auch Leutnant d. R. Schmaehling vom 22. B. I.-Regt., der wegen Darmkatarrh im Spital 13 lag. Als er unter Hinweis auf seine Leiden um eine andere als die uebliche Kost bat, gab man ihm mehrere Tage nur Tee zu trinken und dann als erste Mahlzeit Kartoffelsalat.

Leutnant Willy Schmidt vom 6. Chevealeger-Regt. fiel verwundet in die Haende der Franzosen. Er wurde beraubt, Ring sowie Boerse mit 40 Mark Inhalt wurden ihm abgenommen. Seine Stiefel, die er in Nancy einem Offizier abgab, ferner Taschenuhr, Fuellfederhalter kamen alle abhanden. Sein Waffenrock wurde ihm in vollstaendig verschmutztem Zustande bei dem Verlassen des Spitals zurueckgegeben. In Spital Cette 13, wo er lag, bekam er ein schlechtes Essen, das er ohne Gabel und Messer zu sich nehmen musste. Auch er klagt sehr ueber die aertzliche Behandlung.

Auf diese Liste gehoert auch das Schicksal der Leutnants Koerner und Paul, die beide einen Splitterschuss des Oberarms hatten und infolge der stuempferhaften Behandlung sterben mussten, wiewohl ihnen deutsche Aerzte haetten Hilfe bringen koennen.

Sehr viel zu leiden hatten auch Leutnant d. R. Rummel und Stamer vom 23. B. I.-Regt. und ein Offizier-Stellvertreter, die in der Schlacht von Hermaméville schwer verwundet wurden. (1. Lungenschuss, 2. Hals- und Schulterschuss, 3. Beckenverletzung.) Trotz ihres grossen Blutverlustes, infolgedessen sie von einer Ohnmacht in die andere fielen, transportierte man sie — nur notduerftig verbunden — in einem Viehwagen von Bayonne bis Castelnautary, zirka 700 bis 800 Kilometer. In Dijon wurden sie ausgeladen und in Tragbahnen auf die Bahnhofshalle gestellt. Die Wache erlaubte Mannschaften und Zivilpersonen den Zutritt, und dabei wurde Leutnant Stamer vom kleinen Finger ein wertvoller Ring geraubt. Im Halbdunkel drangen drei Unteroffiziere mit gezogenem Messer auf die Verwundeten ein und wollten ihnen den Hals durchschneiden. Nur dem zufaelligen Dazukommen eines Arztes verdanken sie die Vereitelung des Verbrechens. Ein franzoesischer Sergeant nahm Leutnant Stammers Muetze weg, setzte ihm eine vollstaendig beschmutzte Zipfelmuetze auf und rief in der Halle aus: „C'est un empereur Guillaume le Grand!“ Im Lazarett von Castelnautary wurden sie dann mit etwa 300 bis 400 andern Leuten untergebracht. Das Verhalten dort spottet jeder Beschreibung. Nach der ersten guten aertzlichen Versorgung liess sich am fuenften Tage ein Arzt sehen,

kuemmerte sich aber nicht um die Verwundeten. Diese machten sich die Verbaende notduerftig selbst, oder liessen sie von schlecht geschultem Unterpersonal anlegen. Die Verpflegung bestand morgens in einer kleinen Tasse schlechten Kaffees, der vierzehn Tage ueberhaupt nicht genommen wurde. Mittags gab es eine Bruehe mit Brotbrocken, ein kleines Stueck Fleisch, das meist ungeniessbar war. Abends oft nur halbweichgekochte Bohnen. Als die Schwerverwundeten in folgedessen sehr herunterkamen, legte man jedem pro Tag ein Ei zu, das aber wieder in Wegfall kam, als die Nachricht von der Beschiessung der Kathedrale von Reims bekannt wurde. Als die Verwundeten wieder gehen konnten, wurde ihnen jede Bewegung in freier Luft untersagt; nicht einmal am Tage durften sie sich zeigen.

Die schlechte Verpflegung und aertzliche Behandlung dauerte auch zu der Zeit noch an, als ich nach Deutschland zuruecktransportiert wurde.

Zusammenfassen kann ich die Misstaende in der Gefangenschaft in Frankreich in folgende Punkte:

1. Beschimpfung und taetliche Beleidigung waehrend des Transportes unter Bedrohung des Lebens.
2. Beraubung und Auspluenderung.
3. Mangelhafte und unhygienische Unterkunft, besonders am Anfange.
4. Schlechte aertzliche Behandlung und Verpflegung der Verwundeten und Kranken.
5. Zurueckhaltung der Aerzte ueber die wirklich notwendige Frist — sozusagen in Straeflingshaft — ohne sie gemaess der Genfer Konvention mit der Behandlung und aertzlichen Versorgung der eigenen Verwundeten und Kranken zu betrauen.
6. Zurueckhaltung des gesamten unter der Genfer Konvention stehenden Sanitaetspersonals.

Reiterlied.

Fritz von Unruh, dem Dichter und Ulanen, zugeeignet.

Es kam wohl ein Franzos daher. —
 Wer da, wer? —
 Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
 Nimmermehr!!
 Schon wecken die Trompeten durchs Land.
 Jeder hat ein Schwert zur Hand.
 Man kennt es gut, dies gute Schwert,
 Von Spichern, Weissenburg und Woerth,
 Das deutsche Schwert.

Es kam ein schwarzer Russ' daher. —
 Wer da, wer? —
 Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
 Nimmermehr!!
 Ein Kaiser spricht es hoch vom Sitz.
 Viel Feind, viel Ehr, wie der alte Fritz.
 Sein Nimmermehr ist mehr als Schall,
 's ist Donnerrollen und Blitzesknall,
 's ist Wetterstrahl.

Da kam ein Englishman daher. —
 Wer da, wer? —

Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
 Nimmermehr!!
 Nimmermehr ist unser Wort,
 Es braust durch alle Gaue fort,
 Ein Cherub traegt es vor uns her:
 Nimmermehr! Nimmermehr!
 Nimmermehr!

Es kamen drei Raeuber auf einmal daher. —
 Wer da, wer? —
 Deutschland, wir wollen an deine Ehr! —
 Nimmermehr!!
 Und waert ihr nicht drei, sondern waeret
 ihr neun,
 Meine Ehr und mein Land bleiben ewig
 mein:
 Nimmer nimmt sie uns irgendwer,
 Dafuer sorgt Gott, Kaiser und deutsches
 Heer. —

Nimmermehr!

Gerhart Hauptmann.

Wie ich an einem Tag zweimal Gefangene machte und dadurch das Eiserne Kreuz erwarb.

Erzaehlt vom bayerischen Kriegsfreiwilligen Adam Strunz.

Vorbemerkung: Der Verfasser liegt in einem Liller Kriegslazarett. Stabsarzt Dr. Berg, der ihn behandelt, hat sich von ihm Nachfolgendes niederschreiben lassen. Wir aendern nichts an der frischen, urspruenglichen Erzaehlung. Der Verfasser ist der kleinste im Lazarett, nur 154 Zentimeter gross und erst 18 Jahre alt. Aber ein ganzer Kerl. Verwundet wurde er am 30. November; geheilt geht er nun wieder wie ein rechter deutscher Soldat freudig an die Front. Die Schriftleitung.

Am 10. November befand sich meine Kompagnie nordwestlich W.... in Verteidigungsstellung. Unsere Artillerie hatte die feindlichen Schuetzengraeben beschossen. Wir sollten jetzt zum Sturmangriff vorgehen. Punkt 11 Uhr vormittags wurde zum Sturm geblasen. Wir stuermten vier Schuetzengraeben der Franzosen. Der erste Graben war etwa 100 Meter von unserm entfernt. Als wir dran waren, gingen die Franzosen durch. Wir immer hinten nach. Da bin ich und drei Kameraden abgerissen von unserer Kompagnie. Weil wir vorausstuermten, merkten wir nicht, dass die anderen Halt machten. Wir gingen allein zurueck und kamen an ein im Tal liegendes Bauerngehoeft. Als wir naeher kamen, sahen wir, wie gerade ein Franzmann es verlassen wollte, sich aber gleich wieder darein verfluechtete. Wir sind hingesaut, ums Haus rum. Ich schoss gleich durch das Fenster in das Wohnhaus und muss einen getroffen haben, denn er erhob ein fuerchterliches Geschrei. Auch die anderen drei Kameraden schossen hinein. Da schrien wir, sie sollten raus kommen. Da ist einer vorn zur Tuer naus mit der Hand und hat mit einem roten Fetzen gewunken. Da haben wir fest geschrien: „Raus!“ Einer nach dem andern kam raus. Da haben wir durch Gebaerden gezeigt, sie sollens Gewehr wegwerfen, was auch alle Franzmaenner taten. So brachten wir 26 als Gefangene aus dem Haus zurueck zur Stellung des Regiments und gaben sie bei der 8. Kompagnie ab und gingen dann zu unserer 6. Kompagnie.

Wir erzaehlten den Vorfall dem Kompagniefuehrer, unserm Herrn Oberleutnant. Gleichzeitig erzaehlten wir ihm, dass in einem weiter wegliegenden Gehoeft, welches wir von unserer Stellung am Waldrande aus sehen konnten, auch noch Franzmaenner sein muessten. Weil wir von da auch hatten Feuer bekommen. Da sagte Herr Oberleutnant, er geh' mit uns nueber und ist uebers Feld nuebergesprungen und wir zu vier Mann nach. So sind wir zum ersten Haus wieder hingekommen. Wie wir von dort zum andern Haus nueber wollten, haben wir Feuer gekriegt, da wurden der Oberleutnant und zwei Mann verwundet. Wir waren nur noch zwei Kampffaeheige, deshalb gingen wir mit den Verwundeten zurueck bis ans erste Haus. Das haben wir in Brand gesteckt. Als wir weiter zurueckgingen uebers freie Feld, wurde leider unser Herr Oberleutnant durch einen Kopfschuss getroffen. Er war gleich tot. Da gingen wir mit den zwei anderen Verwundeten in unsern Schuetzengraben zurueck.

Wir waren da an einem Eck im Schuetzengraben, der Gefreite Stroetz und neun Mann. Da haben wir nicht bleiben koennen, weil wir Flankenfeuer kriegten, und sind nach links zu einem preussischen Regiment zurueck. Da kriegten wir auch Feuer aus einer kleinen Waldparzelle uns gegenueber. Die Stellung des Gegners darin war nach unserer Schaeztung nicht lang. Deshalb wollten wir sie stuermen. Der Gefreite rief: „Zwanzig schneidige Leute raus!“ Wir neun sind gleich raus und 40 bis 50 Meter weit in den Wald nein. Da haben die Franzosen drei Salven abgegeben und haben vier von unseren getroffen. Wir kamen zu fuenf Mann an den Graben. Wir sind gleich neingesprungen und trafen gerade auf eine Gruppe von drei Offizieren. Der Kapitaen hat auf den Gefreiten mit dem Revolver angelegt gehabt, wir wollten schon mit dem Bajonett zustechen, da tat er die Haende

mit dem Revolver weg und hat ihn dem Gefreiten gegeben, auch den Degen und die Briefftasche, das ganze Zeug hat er gleich hergegeben. Die zwei anderen Offiziere waren ganz baff, sie haben auch ihre Briefftaschen und ihr Zeug hergegeben. Da sind immer noch mehr von unsern Soldaten zugekommen. Die Franzosen haben gleich's Gewehr weggeworfen und die Tornister, alles weg, gar nichts mehr haben sie gehabt.

Stroetz und wir vier Mann haben 70 Mannschaften und die drei Offiziere nach W.... transportiert. Vor uns ging auch schon ein Trupp Gefangener und auf dem Kirchplatz standen wohl schon an 400 Mann. Geradeueber war das General-Kommando, da ist der Stroetz mit nein und hat erzehlt, wie's zugegangen ist. Der Herr General ist rausgekommen und hat gesagt, wir sollten was warten. Dann haben wir Zigarren und Wein gekriegt. Aber unser Oberst hat mir das Eiserne Kreuz versprochen.

Abendlied in Flandern.

Im Ofen flackert letzte Glut
Und macht vertraut den fremden Raum.
Die Sonne malt im Fenster Blut:
Bald kommt die Nacht wie schwerer Traum.

Daheim schallt jetzt durch's stille Land
Der Abendglocke Feierlied;
Hier steht die Welt in Rauch und Brand
Und manche harte Tat geschieht.

Manch' frohes Herz muss schlafen geh'n,
Das doch so treu gehalten Wacht;
Viel gute Jugend wird vergeh'n,
Eh' noch verklang die letzte Schlacht.

Und dennoch! eines bleibt bestehn
Durch Not und Tod in Ewigkeit,
Es kann und wird nicht untergehn:
Die deutsche Kraft und Herrlichkeit!

Sanitaetsunteroffizier Paul Boerner.



Aus dem Aufsatzheft des kleinen Moritz.

Deutschland lag fruher in Europa, jetzt hat es sich aber erhoben und liegt im Felde, ausserdem aber auch uns allen am Herzen und den andern im Magen. Deutschland ist sehr gross, wenn es einmal anfaengt, dann hoert es so bald nicht wieder auf, und wenn ein anderes Land dagegen etwas hat, dann ist es grenzenlos. Naemlich seine! Der deutsche Boden ist sehr fruchtbar, wenn ihn aber Feinde betreten, wird er ihnen bald zu heiss, so, dass sie meist schnell durchbrennen, besonders wenn sie deutsche Truppen kommen sehen. Von den Einwohnern sind die Maenner alle Soldaten oder wollen es werden und die Frauen winken ihnen mit den Taschentuechern dabei. Die Soldaten heissen auch Krieger, weil sie alles kriegen, neulich zum Beispiel Antwerpen, wo wir frei hatten. In Deutschland bluehen auch viele Blumen, aber nur fuer uns, fuer andere bluehen bloss Pruegel, sagt Vater. Das Klima ist maessig, weshalb es die Deutschen auch sind, nur halten sie jetzt sehr viel von Essen, was aber den Feinden sehr schlecht bekommt. Deutschland

hat viel Wasser, aber ich habe es nichtalles im Kopf. Seine Hauptflusse sind der Main, der so oft mit dem Dein verwechselt wird, und der Rhein, der es aber nur dem Reinen ist und den Sie nicht haben sollen (mit einem kleinen Sl). In Deutschland wachsen Baeume, wenn sie zusammenstehen, heissen sie Wald, den man oft vor ihnen nicht sieht, auch setzen sie Moos an. Deutschland hat sehr viel Moos, sagt Vater. Auch waechst in Deutschland Hafer, der aber nur die andern sticht, unser, der jetzt in Frankreich und Belgien blueht, und Kohl, in den aber keiner seine Nase hineinstecken soll. Wenn er es doch tut, wird es fuer ihn windig, dann kommt der deutsche Landsturm und blaesst ihn weg. Vater ist es auch. Mit Waffe! Berge sind in Deutschland: Wuerttemberg, der Kyffhaeuser, worin Kaiser Rotbart sitzen muss, ich weiss nicht wofuer und der Spiegelberg, den der Schiller entdeckt hat. Zwischen zwei Bergen liegt immer ein Tal, aber nun nicht mehr, weil es keine Taler mehr gibt. Von Tieren sind jetzt am meisten beliebt der Musketier, die Rumpeltaube, die aber nur ueber Paris zu sehen ist, und der Heerwurm, der sich sonderbarerweise gleichzeitig nach Ost und West waelzt.

Wachtparade in Lille.

Mel.: Das ganze Militaer, das kommt vom Kreuzberg her.

In Lille auf der Strass',
 Gibt's mittags 'nen Hauptspass,
 Dann zieht die Wache auf
 Und alles laeuft zu Hauf.
 Die Musik vorne weg
 Und hinterdrein, ganz keck,
 Die Landsturmwach' im Schritt
 Marschieret mit.

Der Tambour schlaegt die Trommel bum,
 Dann geht es um die Ecke 'rum,
 Die Musik kommt, die Musik kommt,
 Die Musik ist schon da.

Kommt auf der Grand' Place dann
 Die Wache puenktlich an,
 Dann heisst es: „Tritt gefasst!“

Dass alles beb't und kracht.
 „Achtung!“ wird kommandiert,
 Jetzt heisst es: „Praesentiert!“
 Der Griff, der klappt famos,
 Ob's Landsturm bloss.
 Der Tambour usw.

Und ist der Krieg mal aus,
 Der Landsturm kommt nach Haus.
 Bei Weib und Kindelein
 Kehrt er dann wieder ein.
 Gedenkt er wohl der Zeit,
 Wo er in Lille geweilt,
 So summt er leis' und still,
 Die „Wachtparad' in Lille!“
 Der Tambour usw.

Landsturmmann Fehne.

Die Glocken lauten.

Wisst ihr noch, Kameraden, wie damals beim Siege ueber die Russen Lilles Glocken laeteten? Sie laeuten wieder, in allen deutschen Gauen, in allen deutschen Herzen, an der ganzen, eine Erdteilbreite umspannenden deutschen Front. Laeuten, wo immer nur ein deutsches Herz schlaegt, wo deutscher Zunge Laut ertoent. Die Russen in Masuren sind aus ihren festen Stellungen geworfen, vernichtend geschlagen. Eine ganze Armee floh in regelloser Flucht, in Suempfe und Waelder, ihre eigenen, einst ihnen Schutz und Schirm, nun Grauen und Grab.

Und der Kaiser war bei unserem grossen Siege! Der Kaiser! Unter seinen Augen haben deutsche Helden den Feind aus Lyck geworfen, seine Graeben erobert, weit ueber ein halbes Hunderttausend Gefangene gemacht, ein halbes Hundert Kanonen genommen und mehr noch Maschinengewehre dazu! Unter seinen Augen kreisten sie den Feind ein, wie einst wir eingekreist werden sollten.

Der Kaiser war unter seinen Soldaten bei blutiger, lorbeergekroenter Arbeit. Er stand mitten unter ihnen; er sprach mit seinen Helden, er dankte ihnen fuer sich, fuer unser Land in tiefer Bewegung, er hoerte stumm ergriffen ihren donnernden

Dank- und Siegesgesang: „Deutschland, Deutschland ueber alles!“ den sie ihm, sich, wie uns allen daheim und an der Front gesungen haben. Siegesdrohnend, dass es ueber das ganze weite deutsche Land schalle, bis herueber an die Westgrenze, wo wir auf stummer, starker Wacht stehen.

Unsern Gegnern mit den roten Hosen wird er furchtbar an den Trommelfellen gerissen haben, und des Sturmes Fittiche trugen unsern Siegesglockenklang ueber den gerade an jenem Tage in wildem Sturm bewegten Kanal. Zu jenen falschen Gentleman mit den blossen Knien und dem Geldsack im Wappen.

Aber des Kaisers ernste Stirn, darauf die Verantwortung fuer ein ganzes, grosses Volk tiefe Furchen gegraben hat, wird sich entwoelkt haben bei dem gewaltig drohnenden Siegesgesang der deutschen Kanonen und Kehlen. Auch sein Ohr mag vernommen haben, wie unsere Glocken Sieg laeuten im ganzen deutschen Land.

Wir haben einen gewaltigen Schritt vorwaerts getan, dem endgueltigen, dem letzten Siege entgegen, der unser sein muss und sein wird, weil hinter uns eines ganzes Volkes Dasein, Wille, Ernst und Arbeit stehen.

Die Glocken werden wieder und wieder laeuten, von hohen Tuermen, wie in dankbaren, stolzen Herzen, heute wie morgen, laeuten, bis eines Tages der droehnende Schall ihres Erzes, daraus Kanonen gegossen sind wie Glocken, friedlich toent ueber bluehende, erhaltene, gewonnene Laender.

Und dann nieder auf die Knie ein ganzes Volk, ein ganzes Heer, und Helm ab zum Gebet:

„Herr Gott ueber dem Weltengrund,
Der du bei uns zu jeder Stund',
Der du in diesem gewaltigen Krieg,
Glocken gelaetet zu unserem Sieg,
Glocken vom Berg bis zum Meeresstrand,
Bleibe bei unserem deutschen Land!“

Und die Glocken laeuten!

Naechtlicher Spuk in der Liller Kriegszeitung.

Im Echo du Nord in Lille
Draengt sich der Lettern Fuelle,
Die in welscher Druckerschwaerze
Einst druckten verlogene Scherze.
Die Worte: „Gloire de la France à la
guerre“

Finden sich nun schwerlich mehr.
Verdrossen liegt der Akzent grave,
Das é aigu in Winterschlaf.
Sogar die breiten Circonflexe
Bedeutend nur noch krumme Kleckse.
Und statt zu welschen Siegesluegen
Muss sich die Schrift zur Wahrheit fuegen.
Franzoesische Lettern haben im stillen
Gegen Wahrheit einen Widerwillen.
Drum nachts, wenn die Setzersaele leer,
Steht heimlich auf der Lettern Heer.
Es tummelt und es reckt sich,
Es dreht sich und es streckt sich,
Es ist, als ob laut rief
Das e muet ein: „Vive!“
Hastig das h (sprich asch)

Kommt vor aus seinem cache-cache
Und ruft zur naechtlichen Stunde:
„Urrah, ihr deutschen Unde!“
Und aus den Setzerkaesten
Mit ihrer Stimme Resten
Schreien alle: „La victoire!
à la France la gloire!“

— — — — —
Beim ersten Hahnenschrei
Ist alles dann vorbei.
Und von dem Siegesgeschmetter
Kehrt matt zurueck die Letter.
Sie birst vor Wut und Tuecke
Und flucht ihrem Geschicke:
Verleumdung, Schimpf und Schande
Galt einst dem deutschen Lande,
Und nun — 's ist zu beklagen —
Heisst's stets die Wahrheit sagen,
Verkuenden den Barbaren
Ihre Siege ueber den Zaren,
Ueber England gar, die Vettern, —
Wir armen, armen Lettern!

Im Schuetzengraben vor Armentières.

Glutrot versinkt der Sonne leuchtendes Gebilde,
Ihr letzter Strahl vergoldet Armentières,
Und ueber heissumtrittnes Schlachtgefilde
Legt sich der Abendnebel kuehl und schwer.
Die Wipfel fluestern leise Schlummerlieder,
Es glaenzt der Abendstern am Himmel still,
Und muede strecken sich der Kaempfer Glieder:
„Gute Nacht, Kameraden, wenn der Herr es will!“
Dampf grollt Kanonendonner! Nun erwacht
Der Schlachtgesang aufs neu von Ypern her;
Dort kaempfen unsre Brueder Tag und Nacht,
Ein bruellend Wogen wie am fernen Meer.
Die Nebel jagen ostwaerts wie Walkueren.
Der Stern erlischt. Wild jauchzt des Sturmes Wut,
Es stuerzt herab aus finstrer Wolken Tueren
Nasskalten Regens ungehemmte Flut.
Will denn das Abendgold heut' nicht vergehen?
Kaempft Tag und Nacht wie Menschen ringsumher?
Kanonen donnern! Seht in Flammen stehen
Der Briten Hauptquartier Armentières! —
Da ploetzlich Schuss auf Schuss; Leuchtkugeln steigen,
Smaragdengruen beleuchten sie das Land.
Ein Angriff naht! Nun komme, blut'ger Reigen, —
Im Nu ein meilenweites Feuerband!
Wild heult der Sturm, wild jauchzen die Kanonen,
Die Luft erzittert im Orkan und Krach.
Heran, ihr Soeldner! Uns're blauen Bohnen
Befreien euch von eurer eignen Schmach.
Ihr kaempft fuer Geld und brit'schen Kraemergeist,
Kommt nur heran mit euren Inderscharen.
„Tsingtau!“ der Racheschwur der Deutschen heisst,
Heran, heran, wir treiben euch zu Paaren.
Und Blitz und Krach und knackend Schuetzenfeuer,
Maschinen knattern furchtbar ihren Takt.
Wie von der Hoelle heissem Ungeheuer
Wird jedes Herz von Kampfeswut gepackt.
Ein herrlich Schauspiel diese Sturmesnacht,
Der Kampf der Menschen und der Elemente.
Doch ihr, ihr Helden, habt es gut gemacht.
Der Gegner weicht. Nun faltet eure Haende
Und singt das Lied der deutschen Wacht am Rhein,
Die fest und treu in Feindeslande steht.
Ostwaerts den Blick! Dort steigt der Sonne Schein
Fuer Deutschland auf. Die Sturmesnacht vergeht.

Oberstleutnant Kaden.

List wider List.

Gegen 4 Uhr morgens kamen wir nach siebenstuendigem Marsche nach Béthaucourt, nordoestlich Royes. Eine grosse Doppelscheune, in der wir reichlich Stroh fanden, bot fuer unsere Kompagnie genuegend Raum. Unser Kompagniefuehrer beschlagnahmte die „gute Stube“; wir Feldwebels, drei an der Zahl, holten

uns ein Bund Stroh und machten es uns in der Kueche „bequem“. Das war aber keineswegs nach dem Geschmack unserer Wirtin, einer etwa sechzigjaehrigen Witwe. Ihr Geifern vermochte uns indes nicht abzuhalten, uns dem wohlverdienten Schlafe hinzugeben. Ich sah eben noch, bevor mir die Augen zufielen, dass sie sich ein Laempchen hinstellte, ein Wolltuch umschlang und sich niedersetzte; die drei Kerle haetten ihr vielleicht den Kuechenherd gestohlen!

Nach mehrstuendigem Schlafe erwachte ich. Noch sass unsere Schildwache in ihrem Stuhle, aber sie war eingenickt. Da pocht es an die Kuechentuer. Einige unserer Leute wollten zu ihrem Morgenkaffee Milch kaufen. Das Weib erwachte.

„Madame, du lait!“

„Ah, nix du lait, messieurs, nix lait, nix beurre, nix fromage, nix œufs, rien, rien, rien!“

Auch in mir und meinen Kameraden war die Lust nach Milchkaffee und Butterbrot erwacht. Also ran an die Alte! Ich bot alle Ueberredungskuenste auf, ich zeigte Geld, das doppelte, dreifache, nichts verfieng. Immer wieder die alte Leier.

„Nix, messieurs, nix lait, nix beurre, nix fromage!“

Nun wollten wir kurzen Prozess machen und einfach die erwuenschten Dinge nehmen. Das Geld dafuer legten wir auf den Tisch. Aber nirgends war ein Tropfen Milch, nirgends das kleinste Stueckchen Butter zu finden. So tranken wir denn wieder unsern Kaffee schwarz und assen unser Brot trocken.

Aber der schoene, lange Tag, der vor uns lag! Zeit im Ueberfluss, etwas zurecht zu brutzeln, was einmal anders schmeckte als Reissuppe und Kuhfleisch. Wir entschieden uns fuer einen „lapin“.

„Madame, nous voulons acheter un lapin.“ Gleichzeitig zogen wir wie auf Kommando unsere Portemonnaies, aber sofort keifte sie wieder los:

„Ah, messieurs, nix lapin, nix poule, nix pigeon, rien, rien, rien.“

Da schlage einer lang hin! Doch ich wusste Rat. Straub, der Mann mit der feinsten Spuernase in meinem Zuge, musste herbei:

„Straub, gib't hier keine Stallhasen?“

„Stallhasen, nee, aber Huehner 'ne ganze Menge. Ick kann nur nich ran, det Luder hat se alle injesperrt.“ Und nun fuehrte er mich in eine entlegene Ecke hinter einem kleinen Stalle und zeigte eine ganz kleine Tuer, an der ein Vorhaengeschluss hing. Es war alles still. Aber Straub begann gegen die Tuer zu trommeln.

„Gock-err-gock-gock-gock-gock-gock-!“ erscholl die Antwort.

Also: „Keht! Marsch!“ Die Alte geholt. Nur mit groesstem Widerwillen folgte sie uns.

„Voilà, madame, des poules!“

„Ah, messieurs, nix poules, rien, rien, rien!“

Aber sofort begann Straub mit seinen Riesenfaeusten das Getrommel auf der Tuer.

Da drinnen hob ein derartig tolles Gekreisch und Geflatter von Huehnern an, als sei ein Fuchs in den Huehnerstall eingebrochen. Die Alte machte vor Schreck eine vorschriftsmaessige Kniebeuge, ihr Gesicht wurde zur Kalkwand.

„Ah, messieurs, nix poule, mais un coq!“

Poule oder coq — ganz wurscht! Also ein coq. Sie zwaengte sich durch die enge Oeffnung und erschien binnen kurzem mit einem coq. Drei Franken mussten wir hinterlegen. Wir gaben noch einen dazu: dafuer sollte sie unsern coq zubereiten.

Und nun harrten wir des kommenden Genusses. Das Wasser lief uns im Munde zusammen und ab und zu schlich einer hin und oeffnete die Tuer der

Roehre, darin unser poulier lieblich schmorte. Aber er wollte und wollte nicht gut werden.

Endlich, nach stundenlangem Warten war der Moment der Mahlzeit gekommen. Aber nun war es an uns, Gesichter zu schneiden, denn sie hatte uns den Senior aller Gockel des Departements vorgesetzt. Was half es, dass wir ihr das unglueckselige Vieh mit Federn und Sporen in den Magen wuenschten! Die vier Francs hatte sie eingesteckt und wir liessen voller Verzweiflung die Ueberreste des gallischen Hahns stehen.

Wir waren ueberlistet. C'est la guerre!

Leutnant Heipp.

Etwas vom Schmied.

Eine unscheinbare und doch wichtige Rolle im Kriege spielt der Schmied. Jeder weiss, dass eine Schwadron, Batterie oder Kolonne nicht lange marschieren koennte, ohne dass das Wichtigste am Pferde, naemlich der Huf, vor zu schneller Abnuetzung geschuetzt wuerde. Aber auch die Hufeisen nutzen sich ab, leider oft nur zu schnell, und immer wieder muss dann der Schmied mit neuen eisernen Sohlen nachhelfen. Und verantwortungsvoll ist der Dienst des Schmiedes. Ein einziger Hufnagel, der nur ein Millimeter von der Richtung abweicht, kann das Pferd vollstaendig unbrauchbar machen. Umgekehrt ist aber der tuechtige Hufschmied imstande, ein lahmes Pferd durch geeigneten Beschlag wieder flott zu machen.

In alten Zeiten wurde das Schmiedehandwerk mit Recht als eine Kunst betrachtet, man verehrte sogar den Hephaestos oder Vulkan als den Gott des Feuers und der Schmiedekunst. Im Mittelalter schrieb man dem Schmiede uebernaturliche Kraefte zu, und zog ihn bei schweren Krankheiten fuer Mensch und Vieh zu Rate. Wie vor tausend Jahren verehrt der Schmied sein Handwerk. Wenn auch jetzt Hufeisen, Naegel und das erforderliche Handwerkszeug maschinenmaessig hergestellt werden, so geht doch die eigentliche Arbeit des Hufbeschlages heute noch genau so als Hausarbeit vor sich, wie im grauen Altertum, denn nicht ein Huf gleicht dem andern. Eine sichere Hand, ein gutes Augenmass und — ein feines Gehoer sind die Hilfsmittel des Hufschmiedes. „Feines Gehoer?“, wird mancher fragen, „der Ambos klingt doch gerade laut genug!“ Gewiss, der geuebte Hufschmied hoert es, ob der Hufnagel beim Einschlagen seinen richtigen Weg geht oder nicht.

Durch die moderne Maschinenindustrie ist manches Handwerk ganz verschwunden, aber solange es Pferde gibt, wird auch das Hufschmiedehandwerk bestehen bleiben und sich nicht durch Maschinen verdraengen lassen. Die Regierung hat es sich auch angelegen sein lassen, in unter staatlicher Aufsicht stehenden Hufbeschlaglehrschmieden, tuechtige Hufschmiede heranzubilden, um so im berechtigten Zwange das Schmiedehandwerk zu heben. Jetzt, im Kriege, kommt dieses unserm lieben Vaterlande zu gute.

Schon am Tage nach dem Eintreffen beim Truppenteil gab es fuer uns Schmiede tuechtig zu tun. Die unserer Kolonne zur Verfuegung gestellten vierbeinigen Zug- und Reittiere mussten fast durchweg mit neuem Beschlag ausgeruestet werden, da die meisten Eisen durchgelaufen waren.

Und nun gar auf dem Marsche! Welcher von den Kameraden der reitenden oder fahrenden Truppe hat wohl noch nicht nach dem Schmied verlangt! Kaum haelt die Kolonne, so ruft es auch schon: „Fahnschmied, ein Eisen verloren!“ Der Beschlagschmied laeuft nun die lange Kolonne entlang. Endlich: „Hier!“ „Was ist denn los?“ schimpft der Schmied. „Hinten, rechts habe ich ein Eisen verloren,“ stottert aengstlich der Rosselenker. „Ich glaube, du verlierst noch mal deinen Kopp!“ Der Kolonnenfuehrer stoert diese Unterhaltung: „Sie koennen mal bei meinem Pferde nachsehen, ob die Eisen noch alle fest sind!“ „Zu Befehl, Herr

Rittmeister!“ Es geschieht. — „Aufsitzen!“ Der Schmied springt auf seinen Wagen, um bis zum naechsten Halt zu verschnauften. Kaum steht die Kolonne: „Fahnen-schmied, mein Pferd geht lahm!“ schreit da einer ganz vorne am ersten Wagen. „Aber, Mensch,“ haucht der Beschlagschmied entruestet den Fahrer an, „siehst du denn nicht, dass sich ein Stein in den Huf geklemmt hat?“ Der Schmied entfernt den Stein, der lahme Gaul kann wieder gehen.

So ist es aber auch bei anderen Verletzungen der Pferde, immer muss der Schmied helfen, oft auch den Rossarzt ersetzen, denn im Kriege ist die Zahl der Veterinaere nicht ausreichend, um jede Kolonne die segensreichen Weisungen eines Rossarztes geniessen lassen zu koennen.

Wenn im Biwak die Pferde besorgt werden und es zur Ruhe geht, beginnt fuer die Schmiede erst recht die Taetigkeit, damit andern Tags der Marsch ungehindert weitergehen kann. Es kommt aber auch vor, dass an den Fahrzeugen Ausbesserungen vorgenommen werden muessen. An diesem Wagen versagt die Bremsvorrichtung, an jenem ist eine Schraube verloren gegangen, dort bringt ein Fahrer ein Ortscheit, an dem ein neuer Ring angebracht werden muss. Die Schmiede koennen's kaum schaffen. Erst wenn die Dunkelheit hereinbricht, hoeren auch die Schmiede auf zu arbeiten, denn sie koennen nichts mehr sehen. Sie kriechen in das Zelt, um die mueden Glieder fuer den andern Tag zu staerken. „Schmied! Schmied!“ schreit da die Stallwache kurz nach Mitternacht. „Was ist denn los?“ „Hier der Schwarze haengt in der Leine und kann nicht hoch, er hat sich schon ganz blutig gescheuert!“

Kurz entschlossen schneidet der Schmied mit dem Taschenmesser den Strick durch. „Das konntest du doch auch machen,“ bruellet er die Stallwache an. Muerrisch ob solch kleinlichen Zwischenfalles schluepft er wieder in das Zelt, um die kurze Zeit bis zum Morgen sich der Ruhe zu widmen.

Standquartier! Die Schmiede atmen erleichtert auf, ist doch nun wenigstens Zeit und Gelegenheit, die im Rueckstande gebliebenen Pferde neu zu beschlagen. Aber auch andere Arbeit gibt es fuer die Schmiede zur Genuege, es sei denn, die Kolonne verfuere ueber Deichseln, die nie zerbrechen, Achsvorstecker, die nicht verloren gehen.

Unteroffizier Roedel.

Der Erfinder des Schrapnells.

Es duerfte unsern im Felde stehenden Kameraden wohl ziemlich unbekannt sein, woher das Wort „Schrapnell“ eigentlich stammt? Es ist der Eigenname des Mannes, der die Explosivgeschosse, die in den heutigen Kaempfen eine so grosse Rolle spielen, erfunden hat: Henry Shrapnel. Er wurde 1761 bei Bradford in England geboren, schlug die Laufbahn eines Artillerieoffiziers ein, als welcher er bereits 1784 mit Versuchen, Geschosse der Art, wie sie seinen Namen in aller Welt beruehmt machen sollten, begann. Bis zu der Zeit hatte man runde und hohle Geschosse verwendet, die mit Explosivstoffen gefuellt waren, und die dann in einzelne Stuecke zerplatzten, wie der Zufall es gerade wollte. Der junge Artillerist kam nun auf den Gedanken, eine grosse Anzahl runder Kugeln und Pulver in bestimmter Menge in das Geschoss einzufuehren, er legte die Kugeln in geschmolzenem Schwefel fest, innen etwas Raum fuer die Explosivladung lassend. Diese Art Geschosse sind dann im englischen Heere verwendet worden, und die Franzosen erfuhren ihre moerderische Kraft in den Kriegen in Spanien und Portugal. Shrapnel stieg 1813 zum Oberst auf, die englische Regierung setzte ihm spaeter als dem Erfinder der „Schrapnells“ einen Jahresgehalt von 24 000 Mark aus. — Bekanntlich haben die Schrapnells viel spaeter in der deutschen Armee ihre hoechste Vervollkommnung erhalten.

Wir und die Vlamen.

Wir deutschen Soldaten in Flandern haben vor unsern weiter suedlich kaempfen- den Bruedern voraus, dass wir auf der Grenzwacht stehen, vor einem Volk, das bis auf den heutigen Tag in seinem Wesen germanisch geblieben ist. In allen Wechsel- faellen hundertjaehriger Geschichte hat der im Grunde treffliche Stamm der Vlamen seine Art sich zaeh bewahrt. Die vielen blutigen Kriege, die gerade hier durch- gewogt sind, konnten dieses Bollwerk deutschen Stammes nicht wegschwemmen. Lange wehrten sich die Vlamen unbewusst, nur im stillen gegen alles Fremde. Erst seit einigen Jahrzehnten stellt sich der behoerdlichen, von Bruessel ausgehenden Ver- welschungssucht ein hartnaeckiger, bewusster Widerstand entgegen: Die vlamische Bewegung.

Mit welchem Erfolge sie das tut, koennen wir auf Schritt und Tritt erkennen. Die meisten Wegweiser sind jetzt zweisprachig, ebenso die Aufschriften auf den Bahnhoefen und Eisenbahnen, sowie die oeffentlichen Bekanntmachungen. Vor wenigen Jahrzehnten noch waere das unmoeglich gewesen.

Mit zaehrer Kraft kaempft das kleine Volk fuer seine Art. Aber nur fuer sich allein. Denn ueber eines muessen wir uns vollkommen klar sein: Wenn diese Vlamen auch Germanen sind und mit Wallonen nicht das Geringste zu tun haben, so wollen sie doch von unserm Deutschtum ebenso wenig wissen wie von fran- zoesischem Wesen. Keinesfalls werden wir ihnen aufdraengen duerfen, was sie heute noch von sich weisen. Jahrzehnte muessen da erst ihre Arbeit verrichten. Aber eines kann man und muss man vom deutschen Soldaten verlangen: Dass er dem vlamischen Volk nicht gerade in den Ruecken faellt. Was die Vlamen Neer- Waesten nennen, sollte der deutsche Soldat nicht mit Bas-Warneton bezeichnen; ob ich Meesen sage oder Messines, Koomen oder Comines ist durchaus gleichgueltig und nur eine Augenblickssache. Diese Ortsnamen praegen sich naemlich den Sol- daten in der Form ein, wie sie dienstlich gegeben wird. So werden sie dann auch in der Kriegsgeschichte weiterleben. Es waere fuer spaetere Zeiten zu wuenschen, dass wir grundsaeztlich alle Orte vlamisch bezeichnen. Das Volk versteht uns und unsern Soldaten liegt der Klang noch besser. Gewiss ist der Name Lille gegen den vlamischen Namen Ryssel gebrauchlicher, aber warum Lille sagen, das weder Franzoesisch noch Vlamisch ist? Warum sollen denn Gefechte in dieser Gegend nicht die bei Ryssel heissen? Nehmen wir doch in unsere Sprache herueber, was uns die vlamische Mundart schon fertig darbietet, und erfinden wir nichts Neues. Das ist die Pflicht, die wir gegen dieses uns verwandte Volkstum haben. Mehr zu wollen und mehr ins Werk zu setzen ist gar nicht am Platz, denn wir koennen geschichtliche Entwicklung nicht mit Gewalt beschleunigen. Der voelkische Kampf bleibe nur Sache der Vlamen selbst, haben sie doch bewiesen, ihn fuehren zu koennen. Alles, was wir fuer die naechsten zehn Jahre erwarten und erwarten koennen, ist, dass sie die Losloesung von welscher Art immer einschneidender vollziehen mit unserer Unterstuetzung. Dem grossen deutschen Stamme bleiben sie dann erhalten. Wohin wir immer in der Geschichte und im sozialen Leben der Voelker blicken, ueberall ist der Gang des Werdens dieser: Zuerst ein oft lang- sameres Aufloesen alter Bindungen. Die Teile finden sich dann zu neuen Bindungen von selber zusammen.

Friedr. Wilh. Pfeiffer-Helm.

Wer schimpft, ist schwach.

Wir Deutsche haben bei unserer Kampfweise moeglichst das Gebiet persoen- licher Verunglimpfung ausgeschaltet. So werden auch in der Liller Krieszeitung grundsaeztlich gemeine Scherze ueber die Staatsleiter und Heerfuehrer unserer Gegner, obgleich manchmal gewiss Gelegenheit dazu waere, nicht gebracht. Anders halten es die da draussen, jenseits unserer Grenzen. Uns Deutschen ist das Eiserne

Kreuz eine historische Erinnerung aus den Befreiungskriegen, wie 1870 so 1914/15 von neuem auferstanden. Sich am Gegner zu rächen, indem man eine wohlverdiente Belohnung fuer Tapferkeit und hervorragende Leistung laecherlich macht, ist nicht nur ein Zeichen niedriger Gesinnung, sondern vor allem eines der Schwaeche; denn Anpöbelungen als Kampfmittel braucht der Starke nicht. Zu denen greift allein jener, der sich unterlegen fuehlt, oder mit dem es sachte zu Ende geht. Wir haben gehoert, dass in der franzoesischen Schweiz jene Neutralen, die in Friedenszeit von deutschem Gelde lebten, es fuer witzig hielten, ihren Hunden das Eiserne Kreuz als Halsband umzuhaengen. Das ist eine Flegelei, deren wir uns hoffentlich erinnern werden, wenn einmal wieder Frieden ist und die Deutschen sich ein Reiseziel oder einen Winteraufenthalt waehlen. Dass die Englaender solch schmutziger Lorbeer nicht ruhen laesst, darueber wird sich wohl niemand wundern. So bringt denn richtig das englische Hetzblatt, „Daily Mail“ ein Epigramm, das hier wiedergegeben sei:

„In ancient times — was no great loss —
They hung the thief upon the cross,
But now, alas! I say with grief,
They hang the cross upon the thief!“

Auf Deutsch (frei uebersetzt):

„In alter Zeit, wen gereut's,
Hing man die Diebe ans Kreuz.
Doch heut' aus anderem Triebe
Haengt man das Kreuz an die Diebel!“



Wenn wir den neutralen Herren in der franzoesischen Schweiz die Einnahmen an deutschem Gelde erst spaeter kuerzen koennen, so ist eine Vergeltung fuer solch gemeine Beschimpfung des Eisernen Kreuzes bei den Englaendern schneller zu erreichen. Unsere Feldgrauen besorgen es jetzt schon. Sie werden sich gewiss an der englischen Front noch recht viele Eiserner Kreuze holen!

Das Schoene im Kriege.

Wenn wir in Friedenszeiten uns auszudenken suchten, was Krieg sei, so erwuchs uns die Vorstellung zumeist aus Werken der bildenden Kunst, der Literatur und daneben wohl auch aus Erzaelungen von Kriegsteilnehmern. Die den meisten von uns lediglich auf diese Weise uebermittelte Anschauung vom Kriege hatte auch nicht viel zu tun mit der uns durch Generalstabs- oder Geschichtswerke gewordenen Einsicht vom Wesen des Krieges. Und so bis heute, wo wir ihn erleben durften. Vordem versanken das Haessliche, die Greuel des Krieges vor dem Eindruck der Groesse des Geschehens, vor der uns irgendwie ueberkommenen Vorstellung von der Schoenheit des Schlachtgetuemmels, des Sieges. Jedes Ereignis erschien uns verschoent vom Gruen des Eichenlaubs und verklaert vom Geist des Heldentums. Die Wirklichkeit, von der man natuerlich wohl wusste, war in den Hintergrund getreten. Wir wussten etwas vom Sinn des Krieges, wenig von seinem Wesen.

Seit wir im Kriege leben, ist das voellig anders. Ein neuer, unmittelbarer Eindruck jagt den andern, und sie alle wirken in ihrer Gesamtheit so ueber alle Massen umbildend auf unsere alte Vorstellung vom Kriege, sind so unerwartet hehr und krass zugleich, dass wir nur mit genauer Muehe unsere Seele darauf einzustellen vermoegen ...

Uns ueberkam das Gefuehl einer voelligen Dunkelheit. Bis die strahlende Sonne des ersten Siegestags Licht ins Dunkel warf. Und wenn unsere Blicke heute zurueckschauen auf das, was wir vor kurzen Monaten oder Wochen, ja schon, was wir heute erlebten — war das nicht schoen, diese voellige Hingabe der Persoenlichkeit zum Wohle des Vaterlands, so voellig, dass wir unser Empfinden nicht mehr haben, unsere Gedanken nicht mehr denken wollten! War es nicht schoen und hehr und gross, als wir unsre Leiber ins Feuer warfen, jauchzend und singend, unsre Heimstaetten zu schuetzen und die Haeupter der Lieben zu schirmen vor Gefahr und Schwerthieb des Feindes! Ist es nicht schoen, wenn wir all unsere Zaehigkeit, all unsere Gedanken aufbieten muessen, um, uns in die Erde hineinwuehlend, dem Feinde Boden abzugewinnen, um mit Flugzeug und Tauchboot, Schlachtschiff und Luftschiff ihm Schrecken zu sein und immer draeuende Gefahr! Allzeit erfuellt vom Streben nach dem grossen Ziele, nichts in Gedanken als das Vaterland, nichts im Herzen als Gott und die gewisse Zuversicht!

Und diese Zuversicht, dies klare Ziel ist Sieg. Hoechste Gefahr ist allerorten um uns und lauert. Mit den Geschossen der Feinde umzischt und umheult uns Tod und Verderben —: Ist es nicht schoen, gelernt zu haben, mitten darin zu stehen, ohne mit der Wimper zu zucken; eingedenk des grossen Zieles ohne Zoegern das groesste aller Opfer zu bringen? — Ob das Rot der Todeswunde das Gras der schoenen gruenen Heide faerbt oder ob wir unser Blut vergiessen muessen im Morast der Schuetzengraeben, ein unkenntlicher blutiger Klumpen aus dem Luftmeer hinabstuerzt auf verschollene Winkel feindlichen Bodens, irgendwo auf hoher See zugrunde gehen — die adelige Groesse des opferbereiten Sinnes macht das Feuer schoen.

Wahrlich, schoen ist der Kranz des Siegers, schoener ihm nachzujagen!

Und wenn der Freund der Schoenheit auf die Suche geht, er verachtet die Pracht des Anblicks eines Dorfes, das in Flammen geschossen ward, geht vorbei an der reizvollen Seltsamkeit der kriegerischen Verwickelungen; das Schoene findet er nicht, wo er waehnte, irgendwie ausser uns. Denn in uns ruht es, nur in uns, die wir dem Feinde gewachsen sind und gewachsen unserm Geschick. Und das wird ihm Zeichen sein und Siegel einer neuen Zeit, eines goldenen Zeitalters.

Wie stolz sind wir, das sagen zu duerfen, und wie froh darin, dass sie daheim solches wissen!

E. O. Wagner.

Krieg und Tierwelt.

Papageien zeigen eine besondere Schaerfe in der Beobachtung herannahender Flugzeuge. Flieger erzaehlen oft, dass die Voegel des Waldes und Feldes durch sie beunruhigt werden. Beim Herannahen des Flugzeuges kann man nicht selten beobachten, dass sich der bis dahin ruhigen Tiere eine seltsame Unruhe und Verwirrung bemaehtigt, waehrend sie sich z. B. durch die Annaeherung eines Freiballons, selbst vor der Landung, also kurz ueber dem Boden, nicht stoeren lassen. Vor kurzem waren hier an der Front Scharen von Staren, die ihre gemeinsamen Fluege machten, in ungewoehnlicher Erregung, als die Granaten zu platzen begannen. In dichten Schwaermen zerteilten sie sich ploetzlich und suchten sich zu decken, genau wie man sich bei beginnendem Feuer in die Unterstaende, Keller oder Schuetzengraeben zurueckzieht. Aus der Grafschaft Lincolnshire kommt die Nachricht, dass an jenem Sonntagmorgen, an dem das Seegefecht in der Nordsee stattfand, die dortigen Fasanen aeusserste Unruhe und Bestuerzung zeigten. Es handelt sich hier um jene halbwilden Fasanen, denen von den Jaegern allseitig nachgestellt wird. Der Vogel hat erwiesenermassen ein ungleich feineres Gehoer als der Mensch, und so moegen sie die Kanonenschuesse weit uebers Meer vernommen haben, waehrend keiner der Einwohner sie hoerte. Offenbar fuerchteten sie, die Herbsttreibjagden haetten wieder begonnen.

Bei oesterreichischen Manoevern in den Alpen hat es sich oefters gezeigt, dass Gemen beim Herannahen von Schi-Abteilungen oder Patrouillen der Kaiserschuetzen nicht fluechtig wurden, obgleich die Truppen bewaffnet waren. Sie mussten also ein Gefuehl dafuer haben, dass diese Beunruhigung nicht ihnen galt, denn wenn sonst eine Jagdgesellschaft oder auch nur einzelne sich dort mit Waffen zeigen, sind die Murmeliere sofort verschwunden und die Gemen werden fluechtig, die Schneehasen machen sich eilig davon, ja auch die Vogelwelt sucht das Weite.

Bemerkenswert ist das Benehmen der Haustiere im Kriege. Waehrend man oft das Vieh ruhig weiden sah, obwohl Artilleriefuer in der Naehة einschlug, werden die eigentlichen Haustiere meist durch das Feuer sehr beunruhigt. Die Hunde irren mit eingezogenem Schwanz herum, die Katzen schleichen von einem Ort zum andern. Dass sie in den verlassenen Orten und Gehoefen bleiben, haengt wohl nur damit zusammen, dass die Katzen bekanntlich mehr an der Oertlichkeit als am Menschen haengen, und die Hunde moeglicherweise ihren Herrn verloren haben, oder vielleicht als Hof- und Haushund an den bestimmten Ort gewoehnt sind.

Was nun die Pferde betrifft, so hat jeder Teilnehmer an Gefechten beobachten koennen, welch' ungeheuren Eindruck das Granatenfeuer auf sie ausuebt, selbst wenn es zu keinen Verletzungen fuehrt. Gewehrfeuer geht an den meisten Militaerpferten spurlos vorueber: sie sind den Knall vom Scharfschiessen, von den Feld-

dienstuebungen her gewohnt. Aber eine im Umkreis von 50 Meter einschlagende Granate ist imstande, die Bespannung einer ganzen Kolonne zum Durchgehen zu bringen: der eine Gaul steckt durch sein Erschrecken immer den andern an. Viel empfindlicher als die Artilleriepferde sind natuerlich die treuen Begleiter der Fuss-truppen. Schon manche Feldkueche, die ploetzlich befeuert wurde, ist unversehens „lebendig“ geworden und als ein Wesen mit eigenem Willen und ueberraschendem Temperament in Gegenden gerast, in denen sie fuer die hungrigen Infanteristen fast unerreichbar schien.

Der Brief des Grenadiers.

Mich traf die Kugel, Mutter — 's ist nicht schlimm.
Sie haben Bomben aus dem Fort geschmissen.
Wir stuermten los — mich hat vielleicht der Grimm
Zu unvorsichtig an den Feind gerissen.
Die andern lagen schon ... Ich stand und lief.
Granaten platzten. — Was der Hauptmann rief,
Drang an mein Ohr nicht mehr ... Ich sah, wie kurz
Das Feld mich trennte noch von den Verhauen,
Sah rote Hosen und den Frack, den blauen,
Und stuermt mit „Hurra“ ... Ein Ruck, ein Sturz ...
Du musst nicht glauben, dass es wehetut.
Man greift zur Suern und — hat die Hand voll Blut,
Taumelt und krampft die Finger ins Gewehr,
Knickt in die Knie und wankt ... und weiss nichts mehr.

Hier hab' ich's gut, ich lieg' im Lazarett ...
So sauber wie bei Dir zu Haus' mein Bett,
Und eine Schwester pflegt mich all die Tage,
Ein weisses Haeubchen auf dem goldenen Haar;
Mutter, so blond, wie unsere Gretel war.
Sie ist — freilich, sie will nicht, dass ich's sage —
Ist eine Graefin. — Schlicht und ohne Lohn,
Umsorgt sie treu und pflegt sie Deinen Sohn
Und weiss doch, dass er aermlich und gering,
Im Lenz noch saeend hinterm Pfluge ging.
Sie rueckt behutsam Kissen mir zurecht,
Erneut der Binden kuehlendes Geflecht
Und fehlt mir nie, wie leis' ich sie auch rief,
Und kuehlt des Fiebers heisse Flackerbraende
Und hat so schoene, schlanke, weisse Haende —
Und sie besorgt auch diesen letzten Brief.

Den letzten, Mutter — wiss' es und sei stark!
Jetzt schau' ich unter Kiefern in der Mark
Im sandigen Boden unser kleines Haus,
Der Abend kringelt um die Sonnenblumen,
Ueber die Strasse schau'n die alten Muhmen
Aengstlich nach den verflogenen Huehnern aus.
Die scheck'ge Kuh bruellt wohligh aus dem Stalle,
Der Nero klaefft auf einer Raederspur. —
War's Peters Stute, die vorueberfuhr ...?
Gruess' mir das Vieh und auch die Blumen alle.

Der Arzt sagt freilich ... Gott, sie troesten jeden,
Auch mich vorhin, als ich um Wahrheit frug.
Dann hoert' ich leise sie lateinisch reden.
Ich denk', es war Latein — und wusst' genug.
Ich hab' gekaempft auch mit dem Tode wacker,
Wie's ein Soldat und deutscher Bauer soll.
Heut' Nacht, der Himmel war von Sternen voll,
Heut' Nacht sah ich ganz nah' den Gottesacker.
Ich sah des Vaters Kreuz im Kirchhofsgarten,
Der kleinen Lene Huegel dicht dabei,
Ganz voller Primeln noch, als waer's im Mai,
Und hab's gefuehlt: Vater und Schwester warten!
Gruess' ihre Graeber, Mutter, sag', der Weg
War mir zu weit. Und weine nicht! Ich leg'
Mein Haupt hier friedlich an des Reiches Grenze,
Wie's mir die Schlacht, der Sieg in Ehren gab,
Und weiss es gut: In einem stillen Lenze
Schmueckt wandernd mir ein Landsmann wohl das Grab
Und singt, den Ranzen wieder aufgeladen,
Im Weitergehn: „Ich hatt' einen Kameraden!“

Sieh', Mutter, all das grosse Vaterland
Liegt bald in Frieden. Was in Sturz und Brand
Verloren ging, wird wieder auferstehen,
Und Tausend, Tausend werden's nicht mehr sehen.
Auch ich nicht, Mutter. Doch ich fuehl's und weiss:
Ein Bauer nur, hab' ich mit Blut und Schweiss,
Eh' mich die Kugel fern von Euch gebettet,
Mein kleines Teil der Heimat auch gerettet.
Und sieh', ich denk', mein Teil liegt in der Mark:
Gewiss nicht Stadt, noch Schloss, nicht Wald noch Park,
Von Deutschlands herrlich grosser Gottesgabe,
Ein winzig Stueck, das ich gerettet habe.
Zwei Haeuschen nur — das deine, das verschont
Vom rauhen Krieg, und jenes strohbedeckte,
In dessen Fenster ich oft Nelken steckte,
Das Schieferhaeuschen, drin die Gretel wohnt.

Die Gretel, Mutter ... Unser Kinderspiel
Liegt weit, jetzt tollen andre durch die Gassen.
Geh' zu ihr, Mutter, sag' ihr bloss: „Er fiel“,
Und wenn sie weint: „Er hat dich gruessen lassen.“
Und eins noch, Mutter, wenn's das Herz Dir drueckt,
— Ich kenn' Dich doch — dass, wenn die Kaempfe dauern,
Der Nachbar Klaus und von dem Muehlenbauern
Jeder sein Scherflein fuer die Kaempfer schickt,
Hochaufgepackt den Wagen an die Front —
Du bist halt arm, Du hast's nicht so gekonnt.
Fuercht' lautes Scheltwort nicht, noch leisen Hohn.
Und fragt der Herr einst, der die Himmel spannte:
„Weib, was gabst du dem heiligen Vaterlande?“
Sprichst Du: „Mein Bestes, Herr, den einzigen Sohn.“

Rudolf Presber.

Indianapolis, 25. Januar 1915.

In der hiesigen deutschen Zeitung habe ich gelesen, dass Sie in der eroberten Stadt Lille eine Kriegszeitung erscheinen lassen. Ich nehme an, dass Sie einen Mitarbeiter aus der neuen Welt noch nicht besitzen, und gestatte mir kurzerhand, Ihnen freiwillig passende Berichte zu uebersenden.

Es duerfte Sie interessieren, dass unser grosser Staat Nord-Amerika nach seiner Erklarung an das Volk zwar neutral ist, aber im allgemeinen als ein Feind wie Frankreich usw. anzusehen ist. Liefert er doch Munition aller Art an Deutschlands Gegner, obwohl er dem leichtglaebigen Volke sagt: betet am Sonntag fuer den Frieden. Die Deutschen und Irlaender, die im Senat als Abgeordnete vertreten sind, haben schon schwer gegen diesen Waffenschacher gewettert. Ueberhaupt sind die Deutschen und Irlaender ein Herz und eine Seele. Am 8. Februar ist auch in hiesiger Stadt mit seinen 270 000 Einwohnern eine Deutsch-Irlaendische Massenversammlung gegen die Waffenausfuhr. Sogar die Vereinsfahnen werden da mit hingeschleppt. An der ganzen Haltung der Vereinigten Staaten traegt groesstenteils der Staatssekretaeer Bryan Schuld, der einen Schwiegersonn in der englischen Armeee hat. Haette Amerika eine Verfassung wie Deutschland, koennte es dies nicht tun, und waere das Volk so gebildet wie das deutsche, wuerde es dies nicht tun; das Gleiche gilt fuer England.

Wir Deutsche in Amerika legen die Haende nicht in den Schoss, wir stehen Vorposten fuer Deutschlands gerechte Sache. Es werden nach dem Kriege Millionen von gesammelten Geldern nach der alten Heimat geschickt werden. Vor einer Woche wurden in dieser Stadt 400 Stueck Eisenringe fuer je 1 Dollar (4 Mark) ausgegeben, heute ist kein Stueck mehr da und muessen wieder welche hergestellt werden. Der Gewinn faellt der Sammlng fuer Hinterbliebene der Gefallenen zu, auch wurden diesem Grundstock vom Verband der hiesigen deutschen Vereine 100 000 Mark ueberwiesen. Fuer das Rote Kreuz usw. sind vielleicht von hiesiger Stadt (von den Deutschen) 300 000 Mark aufgebracht worden. Die grossen wunderbaren Erfolge der „einzig dastehenden deutschen Armeee“ lassen das Herz jedes Deutschen hoeher schlagen und das Blut in den Adern heisser und schneller rollen. Moegen unsere Blauen doch das Meer frei machen, dass wir noch dem Vaterland helfen koennen. Dann soll die Parole heissen: „Auf nach dem verdammten England! Deutschland, Deutschland ueber alles!“

Bin ich Ihnen als Mitarbeiter erwuenscht, so lassen Sie bitte hoeren.

Hochachtungsvoll Fritz H.

Zum ersten Jubilaem der Liller Kriegszeitung: Nummer 25 vom 28. Februar 1915.

Es ist erst ein ganz kleines, ganz bescheidenes Jubilaem: Die Ausgabe der Nr. 25. Andere Zeitungsunternehmungen feiern ihre ersten Jubilaeen mit der Nummer 1000. Wir wollen aber ehrlich sein und bekennen: wir wuenschen so stolze Jubelfeiern gar nicht zu begehnen. Wir haetten schon mit 50 genug.

Immerhin hat das am 8. Dezember 1914 nicht so ganz muehelos zur Welt gekommene Zeitungsblatt bis zu seiner 25. Ausgabe schon so mancherlei erlebt. Und die Zeit und das Schicksal der Voelker haben in dem jungen Weltbuerger ein mitfuehlendes Herz und eine weithin vernehmbare Stimme zum Mitschwingen und Mitklingen gefunden. Obwohl die Liller Kriegszeitung die rasche Verbreitung der neuesten Fern- und Funksprueche den „Letzten Kriegsnachrichten“ ueberlassen hat, ist in ihrem Werden und Wachsen doch deutlich der Pulsschlag dieser grossen Zeit mit ihrem fieberhaften Erwarten, ihren stolzen Ueberraschungen zu spueren. All die Stimmungen sprachen sich in den Beitragen aus, die durch die Liller Kriegs-

zeitung Verbreitung gefunden haben. Es wird noch nach vielen Jahren einen tiefen Eindruck auf die uns folgenden Geschlechter machen, dass in den Winterwochen auf flandrischem Boden der deutsche Soldat, vom blutjungen Freiwilligen an bis zum eisgrauen Lansturmann, in einer kaum zu bewaeltigenden Flut von Gedichten seinen innigen Vaterlandsgefuehlen Ausdruck zu geben versucht, dass er in immer neuen Mahnungen seine Kameraden anzuspornen, ihren Siegerwillen, ihren Waffestolz, ihren Trotz, ihren Zorn, ihren Hass gegen England, als den Urheber dieses grausamen Weltenbrandes, neu zu beleben getrachtet hat. Gleichviel ob die Gedichte gut oder schlecht waren: die Bedeutung liegt darin, dass vom Universitaetsprofessor bis zum einfachen Erdarbeiter, vom General bis zum Musketier alle ihr Herz ausschuetten wollten, alle in der gleichen heissen Liebe zur Heimat, alle in der gleichen seelischen Gehobenheit, die den Sieg voraussetzt.

Herzliche Zustimmungen zu dem Werk, das hier ins Leben gerufen, und zu der Bahn, die damit beschritten und innegehalten ward, gipfelten mehrfach in dem Wunsch, die Eltern und die Paten des jungen Weltbuergers kennen zu lernen. Professor Hans v. Hayek stellte sich darum am Vorabend des festlichen Tages auf der Schriftleitung ein und hielt die beiden Herausgeber der „Liller Kriegszeitung“ in seinem Skizzenbuch fest. Vom Oberkommando der Armee Sr. Koenigl. Hoheit des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der der Gruendung einer Zeitung fuer seine Truppen von vornherein den waermsten Anteil entgegenbrachte, unternahm Hauptmann Luebecke, der Nachrichten-Offizier, die einleitenden Schritte. Hauptmann Brueckner, der 1. Adjutant des Gouvernements Lille, den eine Allerhoechste Kabinettsorder soeben in den Grossen Generalstab beruft, hat durch die Auswahl der fuer den Dienst im Setzersaal, in Druckerei und Expedition geeigneten Mannschaften das Zeitungsunternehmen aufs eifrigste gefoerdert. So moegen denn die Bildnisskizzen (siehe Seite 2 und 3) hinauswandern zu unsern Freunden als Jubilaeumsgross.

Der grosse Humorist Arnold, der kuenstlerische Beirat der „Kriegsflugblaetter“, wird bei Gelegenheit den Stab der staendigen Mitarbeiter im Bilde festhalten und den einen und andern von den technischen Hilfskraefte unseres Zeitungsunternehmens, das von Soldaten erdacht und bewirkt, geschaffen und geleitet, gesetzt, gedruckt und verteilt wird — und das fuer die Kameraden im Felde bestimmt ist. H.

Kriegsdienst hinter der Front.

„Ich bitte, an die Front versetzt zu werden!“ — Mit diesem Gesuche sind seit dem ersten Kriegsmonat zahlreiche Leute an mich herangetreten; und anderen Kompagniefuehrern, die mit Landwehr- oder LandsturMLEuten Eisenbahnen zu sichern, Gefangenenlager zu bewachen oder Befestigungsarbeiten und dergleichen auszufuehren hatten, wird es aehnlich ergangen sein. — Und die Gruende? — „Ich fuehle mich noch ruestig genug, um auch vorn in der Front noch meinen Mann stehen zu koennen; was ich hier zu tun habe, das koennen auch aeltere Leute und Zivilpersonen leisten!“ Das und Aehnliches wird vorgebracht und zeigt guten deutschen Geist, der sich sehnt, das vermeintlich Schwerste und Beste zu leisten fuer das Vaterland. Die Leute waren mit Begeisterung dem Einberufungsbefehle gefolgt oder gar nicht mehr dienstpflchtig und hatten sich freiwillig gestellt; sie waren von dem heissen Drange erfuellt, an den Feind heranzukommen und ihre Empoerung ueber den hinterlistigen Angriff zum Ausdruck zu bringen und in Taten umzusetzen. Und nun mussten sie hinter der Front bleiben, wo sich keine Gelegenheit bot, die Feinde die Faust fuehlen zu lassen. Da bemaechtigte sich ihrer das Gefuehl der Unzufriedenheit. Ein Mann in dieser Lage und Gemuetsverfassung ist um so mehr zu bedauern, als ihm manche Arten des Dienstes, wie Postenstehen und mechanische Verrichtungen, oft Gelegenheit bieten, diesen Gedanken weiter nachzuhaengen. Die Gruebelei laesst ihn nicht recht zur Ruhe kommen, und unbefriedigt sucht er sein Lager auf. Traeume von Kampf und Sieg umgaukeln ihn nachts; er hoert das

Knattern der Gewehrschuesse, der Kommandoruf „Auf, marsch, marsch!“ reisst ihn empor, mit „Hurra“ will er vorstuermen, — da weicht der Alldruck, er erwacht, findet sich muehsam in seiner Lage zurecht und beginnt schliesslich den neuen Tag in tiefem Missmut.

Solche Stimmungen sind nicht leicht zu nehmen; und mit Vernunftgruenden ist schwer dagegen anzukaempfen. Mag man auch darauf hinweisen, dass nicht alle zugleich in der vordersten Linie stehen koennen und dass der Dienst hier unbedingt noetig und nicht minder wichtig ist als vorn, wenn das Ziel erreicht werden soll; mag man noch so eindringlich auseinandersetzen, dass der Frontdienst heutzutage mehr als frueher junge biegsame Kraefte erfordert, die nach den anstrengenden Gewaltmaerschen, dem tagelangen Ausharren in nassen, schlammigen Schuetzen-graeben und dem Biwakieren ohne genuegenden Schutz und Proviand sich schnell wieder erholen, waehrend aeltere Leute dabei oft bald voellig zusammenbrechen und dauernd unbrauchbar werden; mag man an die Pflicht gegen Frau und Kinder erinnern, die verlangt, dass man ihnen nicht leichtfertig die Stuetze und den Ernaehrer entzieht; — man wird den Mann schwerlich dadurch mit seinem Geschick aussoehnen. Guenstig sucht der lebenserfahrene Kompagniefuehrer vielleicht dadurch auf ihn einzuwirken, dass er ihn tuechtig und vielseitig beschaeffigt, mit nachsichtigem Tadel auf das, was er nach seinen koerperlichen und geistigen Faehigkeiten haette besser ausfuehren koennen, aufmerksam macht, vor allem aber lobt und in seiner Bedeutung fuer die Allgemeinheit hervorhebt, was irgend Gutes geleistet wird. In den meisten Faellen genuegt aber auch das nicht, um die frische Schaffenslust und den Trage- und Wagemut, wie sie der Kriegsdienst erfordert, in nachhaltiger Weise wieder zu erlangen. Dann muss dem Allzumenschlichen etwas schaefer zu Leibe gegangen werden, um den Mann aus dem engen Gedankenkreise, in den er sich verrannt hat, herauszureissen. Dann gilt es, ihm zuzurufen: „Richt euch! Du bist zu weit vorgeprallt und hast die rechte Fuehlung verloren. Zurueck ins Glied!“ — Nicht der leistet das Hoechste, der zufaellig in die Kampffront kommt und dort, den Verhaeltnissen entsprechend und oft von ihnen getragen, Heldentaten vollbringt, sondern vor allem derjenige, der gelernt hat, sich selbst zu ueberwinden, seinen Willen in den Dienst der Pflicht zu zwingen, wie sie gerade an ihn herantritt. Der in dem stolzen Bewusstsein, unter anderen Verhaeltnissen Groesseres und Wichtigeres leisten zu koennen, es als eine Ehre ansieht, auch im Kleinsten und Geringsten noch Gleiches und womoeglich noch Besseres zu vollbringen, als die durch jahrelange Gewoehnung und Uebung damit Vertrauten zu schaffen vermoegen. Je nach dem Bildungsgrade des Mannes zu wahlende Beispiele aus der Geschichte der Menschheit — Jesus, Spinoza u. a. — oder aus dem jetzigen Kriege, in dem Reiche, Hochgestellte, Professoren und Leuchten der Wissenschaft und Kunst als einfache Musketiere das Quartier reinigen, Wasser schleppen, fuer ihre Kameraden kochen und sich sonst den geringsten Dienstleistungen willig und mit Eifer unterziehen, sind bei solchen Ermahnungen besonders am Platze.

Bedenke, Kamerad, dass nicht die Aufgabe, die einem Manne auf seinem Posten gestellt ist, den Wert des Menschen bestimmt, sondern das, was er aus seinem Posten macht, die Art, wie er ihn ausfuellt! Der Posten, auf den du gestellt bist, ist nur das Gefaess, in das du die von dir erbeuteten, fuer weitere Kreise nutzbaren Schaetze hineinsammeln sollst. Viele vermoegen es nicht voll zu bekommen; manche fuellen es bis zum Rande und darueber hinaus und schaffen noch Vorrat zur Abgabe an andere, die in ihren Leistungen zurueckgeblieben sind. Das erfuellt sie selbst dann mit Genugtuung und Freude. Diese Gluecklichen sind es, die das Beste leisten und Auszeichnungen verdienen. Wohlan, mache es ebenso! Stolz kannst du dann deinen Kameraden, deinen Vorgesetzten und der ganzen Welt ins Auge sehen; und der Erfolg fuer dich und die Allgemeinheit wird nicht ausbleiben. Also frisch ans Werk, wo und wie es auch immer sei; das Vaterland rechnet auf dich!

Hauptm. Sonderhoff.

Étwas von den Vorfahren der dicken Berta.

Als unsere Kameraden draussen im Felde — oder waren es schon die Essener Arbeiter? — dem neuen Kruppschen Belagerungsgeschuetz, das das Staunen der Welt und das Entsetzen unserer Feinde erregt hat, den traulich-respektvollen Namen beilegte, unter dem es bekannt geworden ist, da hat, wie man aus der Geschichte dieses Namens (er lautete anfangs „die fleissige Berta“) ersieht, unzweifelhaft eine Erinnerung aus dem Schulwissen mitgespielt, die Erinnerung naemlich an die „Faule Grete“, mit der einst der erste Hohenzoller in der Mark die Schloesser der Raubritter brach. Diese kurbrandenburgische Kanone war nun aber zu ihrer Zeit keineswegs etwas Vereinzelt, und auch ihre Benennung war es nicht; es gab ueberall in Deutschland im Ausgang des Mittelalters solche unbehilflichen Dinger ohne fahrbare Lafetten, die von den gequaelten Vorspannleuten aergerlich als „dicke oder faule Grete, Metzze, Nese“ bezeichnet wurden und diesen Namen dann, mit lustigerem Beigeschmack, im Munde der Bedienungsmannschaft behielten. Einen Namen hatte in den ersten Zeiten der Feuerartillerie jedes schwere Geschuetz, so gut wie jedes Schiff ihn noch heute hat. Das Einzelgeschuetz war damals noch etwas Persoenliches.

Der erste Herrscher und Heerfuehrer, der ueber einen groessern Artilleriepark im heutigen Sinne verfuegte, war der tuerkische Sultan Mahomet II., der, seit er 1449 zur Regierung gelangt war, die Eroberung Konstantinopels mit brennender Begierde vorbereitete und vor allem auf die Beschaffung eines umfangreichen Geschuetzmaterials bedacht war. Wir besitzen ueber seine artilleristischen Bemuehungen und Erfolge eine ganze Reihe zeitgenoessischer Berichte aus beiden Lagern, die neuerdings von dem in Paris lebenden elsassischen Gelehrten Gust. Schlumberger in lehrreicher Weise zusammengestellt sind. Sie stimmen alle darin ueberein, dass der Eindruck der von dem Sultan in den Werkstaetten seiner Residenz Adrianopel hergestellten Geschuetze ein gewaltiger, ihre Wirkung eine furchtbare war, die alles auf diesem Gebiete Dagewesene ueberstieg. Die Beschiessung von Konstantinopel hat auf die Belagerten wie auf alle Zeitgenossen einen Eindruck gemacht, wie er in der Geschichte der Artillerie bis zu den Beschiessungen von Luettich, Namur und Antwerpen nicht wieder zu verzeichnen ist. Gerade die Gewalt dieses Eindrucks ist denn auch schuld daran, dass die Angaben im einzelnen vielfach auseinandergehen, ohne dass sie sich aber je ins Unwahrscheinliche verlieren.

Waehrend der 54taegigen Belagerung, die in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai 1453 mit einem Sturm auf die grosste Bresche ihr Ende fand, sollen die Tuerken, abgesehen von den altoemischen Katapulten (welche die Steine durch die Wucht scharf gespannter und ploetzlich geloester Taue schleuderten) alles in allem 200 Geschuetze verwendet haben — andere Berichterstatter nennen nur 14 Batterien zu je 4 Stueck oder gar bloss 9 Batterien, deren jede durch ein besonders grobes Stueck verstaerkt worden sei. Bei den niedrigsten Angaben sind die zahlreichen „Feldschlangen“ wohl nicht mitgezaeht. Und es fehlte auch nicht an einem Geschuetz, das den Vergleich mit der dicken Berta, wenigstens was den Umfang der Geschosse und auch seiner Schwere angeht, annaeherd aufnehmen kann. Drei Geschuetze erregten Schrecken und besonderes Staunen durch ihren Umfang wie durch die furchtbare Kraft ihrer Wirkung. Diese waren das Werk christlicher Ingenieure, naemlich des ungarischen Abtruennigen Orban, der sich im Herbst 1452, als seine Leistungen von dem byzantischen Kaiser schlecht belohnt wurden, zu Mahomet begab und ihm seine Dienste anbot, und des Joh. Hunyadi, der an die Stelle seines Landsmanns trat, als dieser waehrend des ersten Teiles der Belagerung seinen Tod fand.

Es scheint, dass Orban lediglich ein hervorragender Gusstechniker war, dem aber ballistische Kenntnisse und Faehigkeiten abgingen. Hier traten auch der Feuereifer und die hohe Klugheit des Sultans selbst ein. Vor allem versprach Orban

ein einzelnes Riesengeschuetz zu schaffen, das alle dagewesenen oder vorgestellten Grossen uebertreffen sollte, und er hielt dies Versprechen. Diese Riesen-Kanone, „Basilike“ oder die „Koenigliche“ genannt, ist es nun, ueber deren Guss, Transport und Leistungen wir bis ins einzelne gehende Angaben besitzen, deren Richtigkeit wir sogar in einem Punkte noch heute nachpruefen koennen. Drei Monate brauchte Orban, um zunaechst die Form zu schaffen und dann den Bronzeguss herzustellen. Das Rohr hatte einen Durchmesser von drei Fuss, die Steinkugel aus Granit oder hartem Marmor, welche es schleuderte, wog 600, nach andern 750 Kilogramm, sie zerschlug die starken Festungsmauern und bohrte sich bei einer Reichweite von fast zwei Kilometern sechs Fuss tief in die Erde. Den Knall hoerte man 24 Kilometer weit, und er war so stark, dass bei dem Probeschiessen die Bevoelkerung von Adrianopel und Umgebung, insbesondere die schwangeren Frauen, darauf vorbereitet wurden.

Als das Geschuetz von der Gussstaette oder dem ersten Schiessplatz zu seiner Aufstellung in der Belagerungsfront, nahe bei dem Hauptquartier des Sultans, geschleppt wurde, waren dazu 30, nach andern 50, 60 oder gar 150 Paar Ochsen noetig, 200 Maenner gingen zu beiden Seiten, um es im Gleichgewicht zu stuetzen; ebensoviel ebneten vorher den Weg, und 50 Zimmerleute folgten, um bei allen Gefaehrungen und Zufaelen des schwierigen Transportes einzuspringen.

Der Lauf des Geschuetzrohres, der sich von der Muendung zum Verschluss hin verengte, diente nur zur Aufnahme einer starken Pulverladung und war vorn mit einem gewaltigen Holzpfropfen verschlossen, vor dem die Steinkugel lag. Der Umfang einer solchen Steinkugel wird auf ein Mass von 88 Zoll angegeben, und das ist die Angabe, deren Genauigkeit sich durch Nachpruefung erwiesen hat: es liegen naemlich noch heute eine Anzahl dieser Riesengeschosse an Ort und Stelle, und zwei von ihnen sind durch einen englischen Gelehrten nachgemessen worden. Danach duerften auch die Gewichtsangaben (12 bez. 15 Zentner) nicht allzu weit von der Wirklichkeit abweichen.

Man sieht also, die dicke Berta von Luetlich und Antwerpen 1914 hat in der Basilike von Konstantinopel 1453 eine fruehe und in Anbetracht dieser fruehen Zeit hoechst achtungswerte Vorlaeuferin.

Die Leistungsfaehtigkeit und Widerstandskraft des Geschuetzes war freilich beschaenkt: es konnte am Tage sieben Schuss abgeben, wozu noch ein Schuss in der Nacht kam, und das erste Exemplar scheint schon im Anfang der Belagerung gesprungen zu sein, wobei vielleicht sein Erzeuger verunglueckte; aber nun war die Technik der Herstellung ausgeprobt, und Joh. Hunyadi schuf alsbald einen Ersatz.

Hauptm. Schroeder.

Der Bayer in roten Hosn.

In Ravensburg kam ein Transport deutscher und franzoesischer Verwundeter an. Die Deutschen sollten in Ravensburg bleiben, die franzoesischen aber nach Weingarten weitergeschafft werden. Da ging man denn daran, auch einen in einem daemmerigen Winkel des deutschen Wagens liegenden Verwundeten mit roter Hose hervorzuholen. Der aber wehrte sich gewaltig und sprach: „Halt a bissell I bin a Bayer. Mei Hosn ist durch an Granatsplitter ganz verrissn gwesn. Da hab i zu dem Franzosen nebn mir gesagt: ‚Willst dei Hosn glei ausziegn!‘ Der wollt' z'erscht net recht, da hob' i halt a bissell nachgholfn und bin dann einigschlupft, weil mi's so sakrisch gfrom hat.“

Abschied.

Du hast mich gepflegt, wie manchen vielleicht,
Der kam mit brennenden Wunden,
Du hast mir Erfrischung und Labsal gereicht
In gluehenden Fieberstunden.

Verlangtest nicht Lohn und hast nicht gefragt,
Woher und was ich gewesen;
Und hab' ich vor Schmerzen leise geklagt:
Dein Troesten liess mich genesen.

Und als ich zum Danke drueckte die Hand,
Die so oft mir gekuehlt die Wangen,
Da wurdest du still und abgewandt,
Bist langsam von dannen gegangen.

Leb wohl! Der Schlachtruf frohlockend erschallt,
Den Feinden entgegenzutreiben.
Und gestellt sei auf spaeter, so Gott will, auf bald,
Was sonst wir zu sagen uns haben.

Oberleutnant Walther Gelpke.

Bombenerfolg.

Mr. Grootmawl aus London, der in Calais mit der franzoesischen Opéra tragico-mique einen Vertrag auf Lebenszeit abgeschlossen hatte, wird in London so schmerzlich vermisst, dass er sich bereit zeigt, gegen eine gewisse Abstandssumme von dem Abkommen mit der Opéra tragicomique zurueckzutreten. In leitenden Theaterkreisen Frankreichs steht man der Angelegenheit trotz der Hoehe des Reugeldes nicht ohne Freundlichkeit gegenueber.

Stichprobe aus einem lateinisch-deutschen Woerterbuch, das ein Altphilologe im Schuetzengraben plant.

aqua = die Schuetzengrabensohle
calumniare audacter = das Reuterbuero
cantor = der Zuender
ceterum censeo = Unterseebootsblockade
frustra = franzoesischer Angriff
infecta re = englischer Angriff
victoria = deutscher Angriff
semper idem = das Flankenfeuer
silentium = der Artilleriekampf
per pedes = der Kavallerist
quousque tandem = der russische Widerstand
ferro ignique = der Pionier
semper aliquid haeret = das Drahthindernis.

An mein Gewehr.

Ich bin ein forscher Geselle
Und fuerchte den Feind einen Quark;
Ich liege bei Poel-Capelle
Im Graben von Langemark.

Im Munde schief die Zigarre,
Bis an die Knie im Schlamm,
Im Arm meine treue Knarre,
So steh' ich und bin auf dem Damm.

So steh' ich seit Wochen und Monden,
So steht auch drueben der Feind;
Die Kugeln, die mich verschonten,
Die galten manch wackerem Freund.

Die Rohre speien Granaten
Und fordern manch junges Blut;
Doch hier steh'n deutsche Soldaten,
Und ihre Nerven sind gut!

Auf jeden Fall besser als eure
Dort drueben, ihr Voelkergemisch;
Und wen sich auch England noch heu're,
Bald machen wir reinen Tisch!

Dann will ich dich, Braeutenchen, umfassen,
Will fest dich halten und warm,
Und will dich nicht locker lassen,
So lange noch markig mein Arm!

Dann Knarre, du alte Scharteke,
Erstrahlst du wieder im Glanz
Der Tage von Westroosebeke,
Dann fuehr' ich dich wieder zum Tanz!

Dann tanzen wir keine Mazurkas
Und Walzer, mein Braeutenchen, o nein:
Wir laden die Welschen und Gurkhas
Zum letzten blutigen Reih'n.

Und tanzen, bis roechelnd am Boden
Der letzte der Feinde liegt,
Bis der letzte unserer Toten
Geraecht ist — und England besiegt!

Komm, Knarre, du Frauenzimmer,
Jetzt putz dich und mach dich bereit;
Dies Leben im Loch waehrt nicht immer,
Mein Braeutenchen, bald kommt deine Zeit!

Kriegsfreiwilliger Albert Arnold.

„Point de Lille“.

Lille hat auch einer beruehmten Spitzenart, dem „Point de Lille“, den Namen gegeben, die z. B. auf der vorjaehrigen Genter Weltausstellung in wundervollen Stuecken Aufsehen erregte. Seltsam ist es, dass gerade diese Spitze schon vor zwei Jahrhunderten eine lebendige Verbindung zwischen Frankreich und Belgien herstellte. Waehrend des 18. Jahrhunderts war naemlich Lille Mittelpunkt jener bedeutsamen Spitzenfabrikation, die aber seit dem Jahre 1835 von dort verschwand. Der Handel mit diesen kostbaren Spitzen war schliesslich fast ganz in den Haenden der Geschwister Collier gewesen, und als ein Bruder Collier sich 1802 mit einer Belgierin verheiratete und nach Antwerpen auf die Place de Meyr zog, liess er sich auch die meisten seiner Arbeiter nachkommen. Diese hatten keine Schwierigkeit, ihre Kunst den Antwerpenern beizubringen, die schon den muehsamen „Point de Maliness“, die feine Mechelner Spitze kannten. Bald verbreitete sich der ausdruecksvollere „Point de Lille“ in der ganzen Provinz Antwerpen und im Jahre 1848 auch in der Provinz Limburg. Die anderen Geschwister Collier verliessen Lille im Jahre 1825, und mit ihnen verschwand hier die schoene Spitzenkunst. Durch ein glueckliches Zusammentreffen verheiratete sich im Jahre 1833 ein Fraeulein Collier mit Eugen van Meihem, einem Zeichner von grossem Talent, der es verstand, diese Spitze zu groesster Vollendung zu bringen. In drei Generationen blueht jetzt in Antwerpen die Kunst des „Point de Lille“.

Kurze Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache,

den deutschen Soldaten gewidmet von Josef Huber, kgl. bayr. Infanterie-Soldat,
frueher Stallschweizer und 1. Vorsitzender des Kathol. Burschenvereins Mieshartling.

„Weil viele Soldaten d' fransoesisch' Sprach'
Gar a so halt'n fuer schwer,
Setz' i mi jetzt auf mein Hintern hi'
Und schreib' an kloan Diktionaer!“

1. Essen, Trinken, Pferdefutter.

Stehst auf in da Fruah und kochst an Kaffee,
So brauchst, 's is recht leicht zum merken, „Duelae“.
Und suachst zweg'n der Haeusa ab nach oana Kuh,
Dia findst leicht, dia schreit a in Frankreich nur Muh.
Vertrag'n does Kommissbrot net guat deine Zaehn,
Dann gehst zum „bulangsche“ und verlangst „duepaen“,
Und is da ohne Butter dei Kommissbrot z' leer
Machst's so und sagst einfach: i moecht „dueboerr“,
Und steigt da vor Larsei da Mag'n in d' Hoeh',
Dann machst as a so und sagst: „manschehl“
Und siagst wo a Schild: „Charkuterie“,
Was does is, woas a bei uns a jed's Vieh.
Erdaepfel, Grundbirn und dergleichen mehr
Hoassen franzoesisch allweil: „Pommdeterr“.
Und san ma a Barbar'n, auf'm Tisch ess' ma net,
Mir moecht'n a Teller, does hoast „asiett“,
Und hat da oana dei Messa davo,
So muasst halt sag'n, dass d' brauchst „aen kutoh“.
Willst mit die Finger d' Menasch ess'n net,
Verlangst a Gabel und dia hoast „furschett“.
„Labiaehr“ hoast „Bier“ und hoast a „der Sarg“,
Does Bier!! und der Nam! na does is scho arg.
Und haengst an a Flasch'n langmaechti scho dro
Und bringst as net auf, nimm an „Tihrbuscho“.
Willst mit an Kam'raden ins Wirtshaus geh',
Schaugst nach an Taferl: „Estamineh“.
Hast 's Zwick'n im Bauch und bist scho halb hi,
Na kuriert di sicha a Glas „Ohdevih“,
Und bist a bessana, feinana Herr,
Verlangst in dem Fall „aenverrdoelikehr“.
Brauchst Haber fuer 'n Gaul und hoast aba koan,
Verlangst ganz oanfach „doelawoan“.
Vom Haba lebt aba a Pferd net alloa,
Es braucht a a Heu, does hoast „duefoa“.

2. Verkehr mit dem Feinde.

Im Schuetz'ngrab'n drauss'n brauchst gor net viel z'red'n,
Weil d' Sprach vo da Flint'n a d' Franzos'n vasteh'n;
Hast aba vor dir von die Franzos'n an Schwarm
Und moegst as bloss fanga, schrei „abahlesarm“.
Siehst vom Franzosn bloss 'n Popo,
„Ilfui“ heisst's franzoesisch; deutsch: „er laft davo“.

Und schreit di bei Nacht oana a: „kiwif?“
Sagst nix und machst nach sei'm G'nack an Griff.
Und kann a Franzos nimmer laf'n davo,
Does woast, da schreit a sakrisch: „Pardoh!“

3. Verkehr mit den Einwohnern. Sonstige Gelegenheiten.

„Madmoasehl“ heisst Freilein, „Madam“: gnae Frau,
„Saligoh“ hoasst Schmutzfink, „lekoschohn“: die Sau.
Wia d' fluach'n muasst, mei Bua, does sag i da net,
Fluachst deutsch gscheid, bist sicha, dass 's jeda vasteht.
Und streitst amal rum mit so an Zivuell,
Las 'n steh' u sag nur: „leschmoamokuel“.
Und sagt da dei Hauptmann: 'n Buergamoastr hol her,
Rennst rum in die Strass'n und plaerrst: „lemaehr“.
„Loehkuereh“ hoasst da Pfarra, „loehkuerieh“ der Stall,
Verwechslt bloss does noet, does gab' so an Fall.
Wenn oana im Kopf a Radl z'viel hat,
Sagt da Franzos: „ilehmalad“.
Sagt „merssi“ zu dir amal irgena Mo,
Glaub' zweg'n dem net glei, dass der deutsch red'n ko.
Hast an dein Schatz scho lang nimma g'schri'm,
Brauchst Tint'n und Feda does is „ankr“ und „pluehm“.
Und moechst ganz alloa in a kloas Heiserl geh,
Does is wichti zum merken, es hoasst „kabineh“.
Aba fragst d' oan auf da Strassn zwengn Weg um an Rat,
So kriagst a wia in Deutschland d' Antwort vadracht.
Und nimmt a Franzos „lekaisehr“ ins Maul,
So schimpft a bloss drueba; sei zu a Watsch'n net z'faul.
Ja hoasst „uj“ und na hoasst „non“,
Does muasst da halt mirk'n, da gibts koan Pardon.
A Liabsg'schicht, bitt' i di, fang' ma net o,
Weil ma's End' von der Sach' niemals net wiss'n ko,
Hast Pech und lasst di a bissl z'weit ei,
Koennt' fuer 'n naechst'n Krieg leicht a Feind mehra sei.

H. S.

Hymnus.

Der Eichwald rauscht ein maechtig Lied
Von Kraft und Schoenheit, Stolz und Ehr.
Sagt an, wo hat der Eichenwald
Die seltsam hohe Weise her?

Der deutschen Heimat gilt sein Sang!
Ihr Brueder, stimmst ein:
Wem da ein Hymnus nicht gelang,
Der kann kein Deutscher sein!

Frei sei die Bahn!
Allen voran
Ewig gewahrt
Sei deutscher Sinn
Und deutsche Art.

Adolf v. Oeskler.

Mit dem Sprengstoffwagen im feindlichen Schuetzenfeuer.

Es ist der 13. November, Regen ununterbrochen, wahres Hundewetter, aber sehr geeignet, ueber den Feind herzufallen. Bei den Munitions-Kolonnen kann man ihn zwar nicht beim Kragen fassen; doch hat man auch uns noetig. Abends 5 Uhr schreibe ich eben an meine liebe Frau, als ploetzlich die Stimme des Wachtmeisters toent: „Unteroffizier St. soll sofort Sprengstoffe nach H. bringen.“ Da zurzeit bei Hu. heftig gekaempft wurde, haette ich gerne anstatt meines weitsichtbaren Schimmels ein dunkles Pferd genommen, doch auf meine Bitte antwortete der Wachtmeister: „Ach was, jeder reitet ‚selbstverstaendlich‘ sein Pferd.“ Der Kuechenchef rief eben: „Herr Unteroffizier, der Braten ist fertig, essen Sie doch noch!“ Doch schon wieder klang die bekannte Stimme: „Unteroffizier St., zum Donnerwetter, wie lange dauert das, vorwaerts, vorwaerts, um 6 Uhr seid ihr mir ‚selbstverstaendlich‘ in Hu.“ Jetzt war es mit dem Braten vorbei. Sofort aufgefressen. Schon trabten wir dem Bestimmungsort entgegen, wo wir militaerisch puenktlich 5 Minuten vor 6 Uhr ankamen. Hier sollten Pioniere die Sprengstoffe abholen. Da diese jedoch noch nicht eingetroffen waren, mussten wir warten. Die Strasse von V., woher die Pioniere kommen sollten, war gesperrt, weil um 7 Uhr unsererseits angegriffen werden sollte. So stellten wir die Pferde in eine Scheune, um weitere Befehle abzuwarten.

Punkt 7 Uhr begann der Angriff, ein schaurig schoenes Bild. Stroemender Regen. Schwarz und dunkel der Himmel, jedoch in der Gefechtslinie in Feuer verwandelt. Ohrenbetaeubend klang der Donner der schweren und der Feldgeschuetze neben dem pfeifenden Infanterie- und Maschinengewehrgeknatter. Im Zeitraum von einer Stunde war alles erledigt, nur noch einzelne Kanonenschuesse fielen in der Ferne. — Die Pioniere kamen immer noch nicht. So beschlossen wir, auf der Wache zu bleiben, bis diese eintreffen wuerden. Endlich $\frac{1}{2}9$ Uhr erschien ein Kommando von ihnen. Gern haetten sie die Nacht auf dem angenehmen Strohlager verbracht, doch sie mussten sofort wieder den Rueckweg antreten. Da sie feldmarschmaessig waren und zu ihrem Gepaeck die Sprengstoffe nicht auch noch aufladen konnten, so erhielt ich, nachdem der Oberfeuerwerker ihnen alles erklart, den Befehl, vorzufahren bis zur Kapelle bei V. Etwa zwei Kilometer hinter H. bei der Windmuehle hielten Feldkuechen der Infanterie. In einzelnen Trupps kamen die Infanteristen, hier im Schutze der Nacht ihr wohlverdientes Mahl zu verzehren und den Zurueckgebliebenen die Portionen mit in die Schuetzengraeben zu nehmen. Meinen Schimmel hatte ich zur Vorsicht in H. gelassen, denn es war bekannt, dass die Strasse beschossen wurde; einen Zielpunkt sollte dieses edle Tier aber den Franzosen nicht geben. Da mir das Laufen nicht anstand, setzte ich mich auf den Wagen, es konnte immer noch drei Kilometer bis zur Kapelle sein.

Eine kurze Strecke weiter fallen Infanterieschuesse. Ein Feldwebel schreit mich an: „Mensch, wollen Sie herunter von der Strasse! Mit dem verdammtten Karren verraten Sie uns ja! Dort liegen die Franzosen!“

Ich dachte, ist der verrueckt, hier Franzosen? Nun aber fielen einzelne Schuesse. Wir fuhren auf dem Acker rumpelnd weiter. Immer heftiger wurde das Feuer. Die blauen Bohnen pfeifen an den Ohren vorbei. Richtig, die Franzosen liegen ganz in der Naehede der Strasse: deutlich sah man das Abfeuern. Unheimlich war es, mussten wir doch annehmen, dass eines dieser vielen Geschosse, welche unsern Wagen galten, in die Zuendladungen fahren wuerde und wir mit Ross und Wagen eine unfreiwillige Luftreise antraeten.

Unendlich lang erschien mir dieser Weg, da wir auf dem Ackerland nur im Schritt vorkonnten und das Feuer, je naeher wir der Kapelle kamen, immer heftiger wurde. Dort wurde rasch abgeladen. Die Franzosen hatten jedenfalls das Kommando gehoert, denn es schien, als wollten sie hier alle ihre Munition auf uns an den

Mann bringen. So rasch als moeglich traten wir daher den Rueckweg an, begleitet von demselben Feuer bis zur Windmuehle. Wir waren vergnuegt, als wir seltenerweise heiler Haut $1\frac{1}{2}$ Uhr wieder H. erreichten. Mein Schimmel war froh, als ich ihn wieder aus der kalten Scheune holte, und in flottem Trab ging's ins Quartier nach Pont-a-Venchin.

Sollte mir wieder einmal ein solcher Auftrag werden, dann umwickele ich jedenfalls die Pferdehufe und nehme anstatt solch Rumpelwagens einen Federwagen, damit die Nachtruhe des Feindes nicht gestoert wird.

Warum ich das erzaehte? Nun, weil wir von den Kolonnen genau so die blauen Bohnen pfeifen hoeren und uns darueber freuen zu Ehren des Vaterlandes. Aber sagen moechten wir es gern einmal. Uoffz. Steuernagel.

Unsere Pioniere.

Wer in der Heimat hat wohl nicht gestaunt, als er neulich den Aufsatz „Von der Arbeit unserer Feldgrauen in Lille“ las. Diese Geschicklichkeit unserer Pioniere! Ja, man muss sich fragen: „Was koennen eigentlich unsere Pioniere nicht!“ — Und als ich mich einmal mit so einem Meister der Technik unterhielt, meinte er ganz trocken: „Wenn es Herrn Hauptmann interessiert, was wir in einer Kompagnie alles koennen, so darf ich Herrn Hauptmann wohl einen Geschaeftsprospekt ueberreichen!“ Es war kein Scherz, obwohl das in gotischer Fraktur sauber umgedruckte Stueck Papier selbstverstaendlich auch einige gute Koernlein Kriegshumor enthaelt. Denn da ist zu lesen, ganz im Stile einer kaufmaennischen Geschaeftsempfehlung:

.... Landw.-Pion.-Komp.

Spezialitaet:

Pioniergeraet. Eigene Lager. Telephon-Anschluss

Stammhaus:,-Kaserne.

Abteilung A.: Wasserversorgung. B.: Schreinerei. C.: Elektrische Anlagen.

D.: Baeckerei. E.: Grabdenkmaeler. F.: Bruecken- und Wegebau.

Eigene Betriebe in (und nun folgt die Liste einer ganzen Reihe von bekannten fran-
zoesischen Industriestaedten):

-, Eisenkonstruktions-Werkstaette, Schiffsbauwerft.
-, Stacheldrahtfabrik.
-, Wellblechfabrik.
-, Ofenrohr- und Feldkuechenfabrik
-, Ofenrohrfabrik.
-, Kalkbrennerei. Mech. Schreinerei.
-, Walzenmuehle.
-, Mech. Drechslerei und Saegewerk.

Lieferung von Bauholz, Kohlen, Oefen, Draht, Naegeln, Zement, Kalk, Stoffen, fertigen Fenstern und Tueren, sowie Wirtschafts- und Gebrauchsartikeln aller Art fuer Fronttruppen.

Gegruendet 1914.

So lustig das klingt, es ist wirklich alles Ernst, was hier angeboten wird. Die Kompagnie ist geradezu eine industrielle Unternehmerfirma und eine Grosshandels-gesellschaft geworden, die sich sehen lassen kann. Sie beherrscht in einem grossen, hochentwickelten Teil Frankreichs Handel und Wandel; sie bringt die brachliegenden Fabriken in Gang, verwendet die Rohstoffe und verschafft der Bevoelkerung Verdienstmoeeglichkeiten.

d. L.

Die Menagerie.

Beim Beginn des Weltkrieges brachte ein französisches illustriertes Hetzblatt „vornehmen Stils“ auf der Titelseite ein Bildnis, das einen Raubtierzwinger darstellte, darin eine wutschnaubende, blutluesterne Meute wilder Tiere einem im Zwinger befindlichen Baendiger fleischend die Zahne weist. Unter dieser wilden Meute befindet sich ein in allen Farben schillernder Hahn, der in ohnmächtiger Wut den Baendiger mit Fluegel und Schnabel bearbeitet. Der Baendiger, der die Zuege unseres Kaisers traegt, erwehrt sich, an die Zwingerwand gelehnt, mit einer ihm vom Zeichner des Bildes in die Hand gedruckten Peitsche der Bestien, als da sind: russische Baeren, englische Loewen, japanische Schlangen usw. Der edle Hahn ist Gallier.

Die „wilden Tiere“, die den Menschen auffressen wollten, sind nun aber von je unterlegen, da der Mensch ueber die Tiere erhaben ist; so auch jetzt.

Dem russischen Baeren juckte schon lange jenseits der Grenze der Zivilisation das Fell. Es hatte sich im Laufe der Jahre allerlei Ungeziefer hineingesetzt, naemlich Nihilisten, Aufruehrer und Bestochene. Auch der Hunger quaelte die Baeren, naemlich der nach Laendern. Franzoesische und englische Bienen stachen sie ins Fell, so dass sie rasend keinen andern Ausweg mehr wussten, als aus ihrer Steppe zu brechen. Auf ihren Raubzuegen erwuertgen sie dann viele wehrlose, unschuldige Menschen, zerstoerten und verunreinigten deren Wohnstaetten, weshalb unverzueglich eine Anzahl Jaeger die Buechsen zur Hand nahmen und Jagd auf sie machten. Die Hunderttausende der Baeren wurden dabei in die Seen Masurens gejagt, wo sie elend umkamen. Weitere Hunderttausend wurden teils erledigt, teils eingefangen. Sie sind nun in grossen Zwingern mit Stacheldraht untergebracht, wo sie ihr kuemmerliches Dasein fristen und sich das Fell reinigen muessen.

Auch die Loewen konnten nicht umhin, sich dem lang ersehnten Raubzuge der Baeren anzuschliessen. Sie sprangen in wilder Gier hinueber nach Europas Festland, um dort auf Menschenfrass zu gehen. Auch den Loewen stellten sich Jaeger entgegen. Tausende dieser Ungeheuer kamen zur Strecke und in Gefangenschaft.

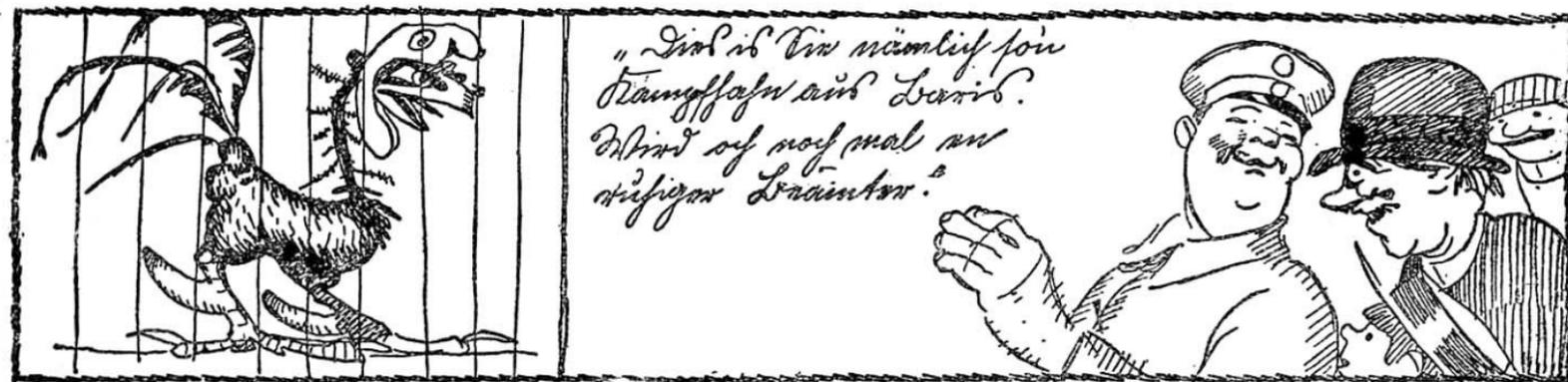
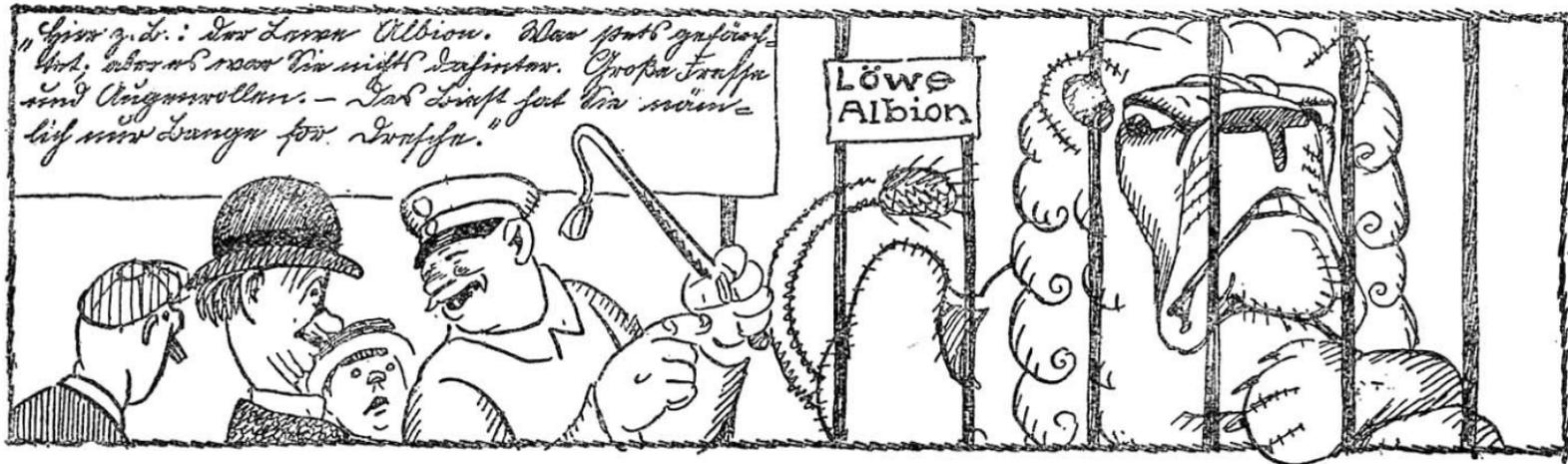
Die Haehne flogen keck ueber den verbotenen Zaun und kraechten aus Leibeskraeften, bis sie von hinzugeeilten Jaegern gejagt wurden. Viele wurden (teilweise fluegellahm) eingefangen, viele getoetet.

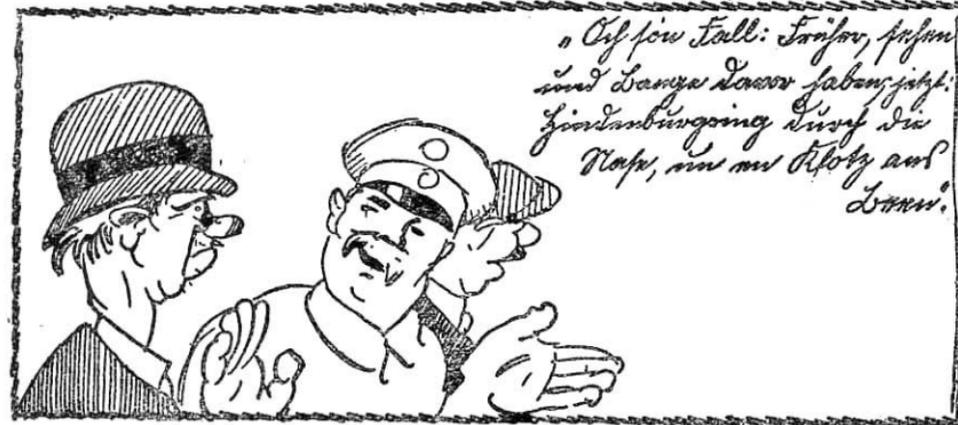
Da naturgemuess von den Raubtieren auch eine grosse Menge anderen Ungezieters (wie Laeuse, Tscherkessen, Kosaken, Mongolen, Inder, Turkos, Kanadier, Garibaldianer usw.) eingeschleppt wurde, mussten die Menschen auch gegen diese kaempfen. Viele Tausende des Ungezieters gingen teils infolge der schlechten Witterung ein, teils wurden sie mittels Insekten- und Schwarzpulver von den Jaegern erlegt. Viel Ungeziefer auch geriet in Gemeinschaft ihrer bisherigen Pfleger, der Raubtiere, in Gefangenschaft.

Die nicht mit zum Raubzug ausgezogenen Raubtierfamilien sowie das gallische Huehnervolk begannen nun zu brummen, zu bruelen, zu kraehen, weil sich die ruecksichtslosen Jaeger nicht auffressen lassen wollen. Auf der ganzen Welt hoert man dieses Heulen und Wehklagen.

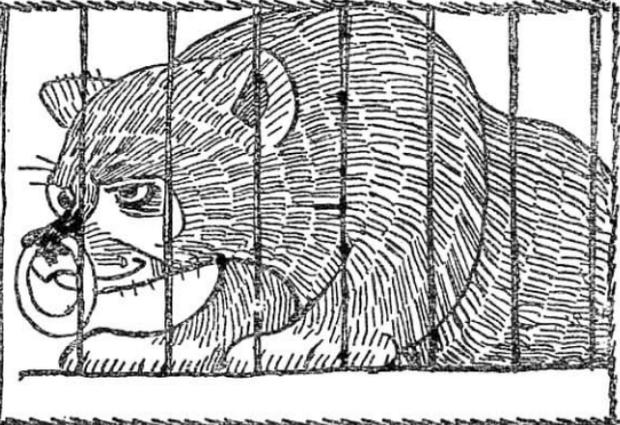
Die Jaeger aber koennen sich nunmehr ruehmen, die vollkommenste Menagerie der Welt nebst Zwingereinrichtung zu besitzen. Die Unvertraeglichkeit der Raubtiere laesst es jedoch meistens nicht zu, sie gemeinschaftlich unterzubringen. So haelt man sie, nach Rassen geschieden, eingesperrt. Die gallischen Haehne werden besonders zart (besser als die uebrigen Gefangenen) behandelt, da sie doch etwas schwaechlicher Natur sind, wie eben alles Federvieh. Auch fuehlen sie sich in Gesellschaft von unsaubern Baeren und Loewen nicht wohl.

Eine Anzahl Raubtiere ist uebrigens bereits zur Einsicht gelangt, dass sie gegen den gerechten, friedfertigen Menschen nicht ungestraft zu Felde ziehen koennen. Sie zweifeln doch schon an ihrem Siege. Denn noch immer hat das Menschengeschlecht sich dem Tier ueberlegen gezeigt — so wie heute. Uoffz. Weber.





*„Auf sein Fall: Trauer, seinen
und Lange Dauer haben sich:
Zierbühnenring durch die
Kopf, um nur Erfolg am
Lohn.“*



O. JOLBERTZ.

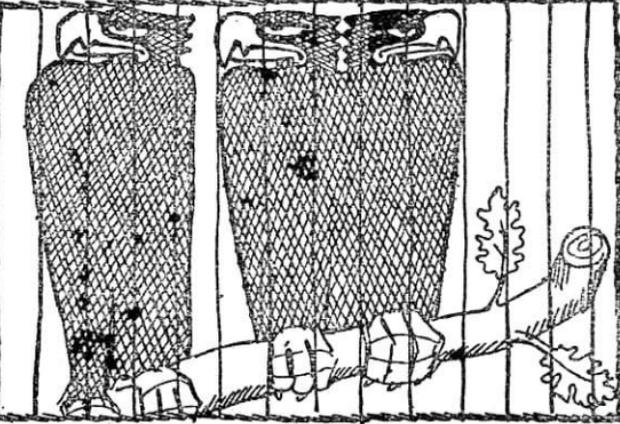
XIV. A. K.



*„Gutmeinlich, aber, wie nur die Menschen klein-
gerade!“*

ADLER
DEUTSCHLAND

ADLER
ÖSTEREICH
UNGARN.



Weltkrieg und Familiengeschichte.

Wer sich jemals mit der geschichtlichen Vergangenheit seiner Familie beschäftigt hat, wird wissen, welche Schwierigkeiten entstehen, wenn er mit seinen Forschungen bis zur Zeit des Dreissigjaehrigen Krieges vorgedrungen ist. Je mehr sich allgemeine Bildung und Wohlstand, gefestigt durch ein starkes Staatsgefuege, heben, desto mehr wird aber ueberall der Wunsch rege werden, einzudringen in jenes Dunk l, das vielfach bereits die Lebensschicksale des eigenen Urgrossvaters zu umspinnen beginnt.

Die Aufgabe eines Familienforschers besteht jedoch nicht allein darin, in der Vergangenheit den Spuren seines Geschlechts nachzugehen; er muss auch darauf bedacht sein, durch Aufzeichnungen aus der Gegenwart seinen Nachkommen familien-geschichtliches Material zu ueberliefern. Unbewusst traegt jeder Kriegsteilnehmer hierzu bei durch die Briefe und Postkarten, die er an seine Angehoerigen schreibt; vielleicht auch durch das Fuehren eines Tagebuches. Leider wird schon nach wenigen Jahrzehnten der groesste Teil solcher Aufzeichnungen dem Unverstande und der Gleichgueltigkeit der Nachkommen zum Opfer gefallen sein. In welchen Familien haben sich Briefe oder Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit von 1813—15 erhalten? Wir muessen zugeben, dass die wertvollsten Quellen zugleich auch die vergaenglichsten sind.

Reiches familiengeschichtliches Material enthalten dagegen die Kriegsstammrollen, welche nach dem Kriege bei den Truppenteilen aufbewahrt werden. Die von 1870/71 sind wohl ausnahmslos den verschiedenen Kriegsarchiven einverleibt worden; dasselbe wird sicher auch einmal mit den im jetzigen Kriege gefuehrten Kriegsstammrollen geschehen.

Die Namen der Gefallenen und Verwundeten werden durch die gedruckten Verlustlisten der weiteren Oeffentlichkeit bekannt gegeben. Die Verhaeltnisse bringen es mit sich, dass hier ausser Namen und Truppenteil jede familiengeschichtliche Angabe unterbleibt. Es ist nicht unmoeglich, dass nach Beendigung des Krieges die Namen der amtlichen Verlustlisten in den genealogischen Instituten, z. B. Zentralstelle fuer deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig, Verein „Roland“ in Dresden u. a., auf Zettel uebertragen und alphabetisch geordnet werden, um sie der Familiengeschichtsforschung zugaenglich zu machen.

Hand in Hand mit den Verlustlisten gehen die Angaben ueber die auf dem Felde der Ehre Gefallenen in den Regimentsgeschichten. Nach dem Kriege werden diese Werke ohne Zweifel zum groessten Teil in Neubearbeitung erscheinen. Hier waere zu wuenschen, dass die Gefallenen nicht nur mit Dienstgrad und Namen, oder gar nur der Zahl nach, erscheinen, sondern dass in Form einer Ehrentafel wenigstens folgende Angaben aufgenommen wuerden: Dienstgrad, voller Name, Geburtstag, Geburtsort, Beruf vor dem Dienst Eintritt, Sterbetag, Sterbeort, Name, Beruf und Wohnort des Vaters, Familienname der Mutter.

In Familien, die bereits einen Stammbaum besitzen, sollte nach Beendigung des Krieges nicht versaeumt werden, ein Verzeichnis aller Kriegsteilnehmer des Geschlechts anzufertigen. Folgende Angaben wuerden Aufnahme zu finden haben: Vor- und Rufname, Geburtstag und -ort, Vor- und Familienname der Gattin, Namen der Kinder, Lebensstellung vor dem Dienst Eintritt, Truppenteil, Tag des Ausmarsches, Teilnahme an Maerschen, Gefechten, Belagerungen, Stellungskaempfen, besondere Vorkommnisse, z. B. Verwundung, Gefangennahme, Befoerderungen, besondere Leistungen, Auszeichnungen, Sterbetag und -ort oder Tag der Rueckkehr in die Heimat, ferner Name, Beruf, Wohnort des Vaters, Grossvaters, Urgrossvaters usw. nebst Familiennamen von deren Gattinnen. Solche Verzeichnisse sollten nicht nur im Familienarchive aufbewahrt, sondern in Abschrift in den Bibliotheken genealogischer Anstalten niedergelegt werden. Die oben genannten Institute nehmen solche Angaben

jederzeit mit grosser Dankbarkeit entgegen. Hier wird auch der Urenkel dermaleinst am besten Gelegenheit haben, solche Aufzeichnungen wieder aufzufinden. Sicher wird er dann mit Stolz auf jene Stammes-Angehörigen blicken, denen es vergoent war, Deutschlands schwerste, aber auch grosste Zeit mit erleben zu duerfen.

Soldat C. A. Knab.

Deutsche Fremdwoerter im Franzoesischen.

Wir stehen in Flandern auf altem deutschem Boden. Wer das aus der Geschichte nicht weiss, sieht es aus den deutschen Ortsnamen. Wenig bekannt duerfte es sein, dass sich auch in Nordfrankreich eine deutschsprechende Insel erhalten hat. Sie faengt hinter Duenkirchen an und reicht ueber Bergues bis Kassel. Hier sprechen nur die Kinder, die wirklich in die Schule gehen, und die Zugereisten Franzoesisch, die anderen Vlamisch. So findet man auch hier ueberall deutsche Worte. Von solchen seien genannt: z. B. instiquer = pflanzen (von stecken), niquet = kurzer Schlaf, ein Nickerchen. Mate = muede, finferluch = Krims-Krams von Fuenfer; lequer = lecken, un bon cliqué = ein gutes Maulwerk (Klippschule), hagner = beissen (altsaechsich), roch oder roste = betrunken (Rauch).

Auch eine Anzahl anderer franzoesischer Worte ist ohne Zweifel dem Deutschen entlehnt. Man braucht nur an un bock = ein Glas Bier (Bockbier) zu erinnern, oder an chope = Schoppen. Endlich bol = die grosse Kaffeetasse der Franzosen (Bowlé). Auch der bekannte Ausdruck canon oder canette = Bierkanne, ist dem Deutschen entlehnt. Erstaunlich bleibt es da nur fuer uns, dass dies alles Ausdruecke sind, die mit dem Trinken zusammenhaengen.

Das bekannte estaminet, das man hier ueberall wieder findet — ist doch in manchen Doerfern jedes zweite Haus ein estaminet — hat mancher versucht, von Stammtis abzuleiten. Es kommt jedoch aus dem Lateinischen: stamen = Weberfaden. Im Mittelalter hatten naemlich die Leineweber, obwohl sie zu den fahrenden Leuten, den „Unehrliehen“, zaelhten, gleich den Scharfrichtern das Recht, Getraenke zu verschaeuken. Ebenfalls lateinische Wurzeln haben zwei andere Bezeichnungen fuer Schankstellen, naemlich cabaret (capanna) und hôtel (hospital). Waehrend auberge = Gasthof vom deutschen Worte Herberge herstammt.

Noch eine Menge anderer Worte finden sich aus dem Deutschen uebernommen im Franzoesischen, deren Ursprung erst geschrieben klar wird, da sie in der franzoesischen Aussprache entstellt sind, z. B. „Krach“, „Bismarckhering“, „was ist das?“, „bière“, „schlitte“. Solche Worte erkennt man leicht; bei anderen ist das Wiedererkennen schon schwieriger, wie gable = Giebel, vogue = Woge, cocher = Aufseher (frueher Kutscher).

Wir wissen, dass infolge unserer hochentwickelten Farbstoffindustrie den Franzosen seit Beginn des Krieges deutsche Farbstoffe fehlen. Die wenigsten werden aber ahnen, dass bleu, brun und blanc deutschen Ursprungs sind. Bei anderen Worten ist fuer den Laien die deutsche Wurzel noch schwerer zu erkennen. Wie tomber, clapper, loger, locher, taper, harranguer, chopper. Wer wuerde hinter frais = frisch, das gute, altdeutsche Wort „frisk“ vermuten. Auch das Wort bivouac kommt einfach aus dem deutschen „Beiwacht“. Gala klingt zwar romanisch, das deutsche Mutterwort heisst aber einfach geil = ausgezeichnet. Der franzoesische Ausdruck fuer Leinpfad = berme (uebrigens nichts anderes als die deutsche Stadt Barmen) stammt von dem alten deutschen Worte „barm“ = schmaler Weg.

Im Mittelalter sind aus dem Deutschen eine Menge Worte entlehnt worden, die sich auf das ritterliche Leben beziehen, z. B. retre = Ritter, dann hallebrarde = Helmbarte (nicht Hellebarde), das nur Rueckuebersetzung ist.

In Lille hiess fruher der erste Sonntag nach dem Karneval „behourdich“, nach dem deutschen Wort „Behurdich“ = Turnierlanze. Die Prinzessin Johanna von Lille hatte fuer diesen Tag im Jahre 1226 ein Turnierfest, auch fuer spaetere Zeiten gestiftet, das im 14. und 15. Jahrhundert unter dem Namen „Tournoi de l'Epinette“ beruehmt wurde. Noch aelter ist die in ganz Nordfrankreich verbreitete Bezeichnung: „Dimanche de Brandos“ fuer den ersten Sonntag der Fastenzeit. An diesem Tage wurden am Abend die Obstbaeume mit langen Strohbueundeln, den „Brandos“, angesengt, um fruchtbar zu werden. „Brandos“ ist in einigen Gegenden auch das Johannisfeuer. Ohne Zweifel steckt darin das deutsche Wort „Brand“.

Deutschen Ursprungs ist auch das Wort „blague“, das die Franzosen so gern im Munde fuehren, weil es ihrem ganzen Wesen entspricht; es kommt von Balg = Schwindel.

Kriegsfreiwilliger G. M.

Brief eines deutschen Knaben.

Lieber Onkell

Meinen ersten Brief im Elternhaus schicke ich Dir in den Schuetzengraben. Nun will ich Dir gleich was von unserer Schule mitteilen. Wir konnten dieses faule Zivilleben nicht mehr ertragen, da sind wir denn auch Soldaten geworden. Es sind unser eine ganze Kompagnie. Der Herr Lehrer ist unser Kronprinz. Generaloberst, der hat drei Sterne, der Hauptmann nur zwei. Der ist naemlich ich, denn ich bin der Fuehrer derselben. Wir bauten auch eine grosse Festung aus Schnee. Diese mussten wir stuermen und hatten nur zwei Verwundete dabei. Ich hatte sie befohlen, denn in unserem deutschen Heer ist Manneszucht und nicht wie bei den Russen wo jeder uebergeht wie er will. Oder wie die Franzosen die austreten ohne zu fragen. Die Verwundeten sind gut versorgt gewesen, denn sie haben Verbandpaeckchen. Nur Ernst und der Konrad Schwelcher nicht, weil nicht genug da waren. Aber die befehle ich auch nicht, so koennen sie nicht verwundet werden. Auch Schuetzengraben haben wir ausheben muessen mit Seitendeckung. Das ist naemlich wegen Flankenfeuer, aber nur Vorsicht. Der Kronprinz (das ist der Herr Lehrer, das sagte ich wohl schon) meint naemlich, bei unserer Strategerie kann gar nix in die Flanke kommen, immerhin just am 8. Februar machten wir einen Sturmangriff auf die Amperbruecke. Ein Teil musste stuermen, der andere die Bruecke verteidigen, was keiner will, da der Feind immer Pruegel bekommt. Nur der Obexer nicht, denn der ist zu stark. Und darum darf er nie Feind sein. Mit Hurra nahmen wir dieselbe ein. Wegen meiner Tapferkeit erhielt ich eine besondere Belobung. Die hat mir der Kronprinz (der Herr Lehrer) selbst ausgesprochen, so dass sie nun viel mehr Wert noch hat. Die Leute sehen uns immer zu und haben wie es scheint grosse Freude an uns. Man hoert oft sagen, dass der Feind nach Helfenbrunn nicht hereinkommt, denn wir sind da. Wenn Euch die Soldaten mal ausgehen, dann ruecken wir aus. Musst nur huebsch rechtzeitig schreiben, nachdem Dein Brief an die Mutter so lange gegangen ist. Und Munition muesst Ihr gut vorsorgen, denn die Franzosenpatronen passen nicht. Uns schicken die Amerikaner keine.

Einstweilen herzliche Gruesse von uns allen, besonders von

Deinem lieben Neffen Josef Burger.

In befestigter Stellung.

Die Sonne blutig rot im fernen Westen,
Ein Eisenbahndamm hart zur linken Hand, —
Das Lagerfeuer brennt in schwachen Resten,
Am Wald vorn eine leichte Nebelwand.

Unheimlich still ist's in den Schuetzengraeben,
Ein jeder steht, die Rechte am Gewehr, —
Wird's in der Daemm'ung einen Angriff geben,
Sieht Morgengrauen uns're Stellung leer?

Fern, stundenweit, auf unserm rechten Fluegel
Der Feldhaubitzen aergerlich Gebrumm, —
Die Nacht sinkt tiefer bald auf Tal und Huegel
Und macht den Kriegsgott endlich, endlich stumm.

Des Mondes Sichel haengt am Himmelsbogen,
Die Sterne blinkten reicher, schoener nie,
Gleich einem Traumbild kommt es hergezogen,
Dem Heimweh seine leichten Schwingen lieh.

Da ist nicht einer, den im tiefsten Innern
Ein Schauer packt, er denkt vergang'ner Zeit
Und spuert ein tiefes, seliges Erinnern,
Und denkt der Lieben in der Einsamkeit.

Patrouillenruf und ferne Schuesse fallen,
Still rinnt die Zeit, die Nacht liegt grau in grau;
Doch wenn die ersten Morgennebel wallen,
Ist jeder Krieger wieder hart und rauh.

Thilo Kieser.

Der Sturmkas.

„Hast no an von dem Sturmkas, Bayer?“ 14 Taeg lang ham uns so die Husarn, die Dragoner, die Jaeger zu Pferd drangsaliert. Dazumal is noch damischer drunter und drueber ganga, als wie jetzt in die Schuetzengraebn. 14 Taeg lang san mir mit die Kavallerie in Westflandern umananda zigeunert. Zu laufen hat's gnua gebn. Aber a unser Mag'n is auf sei Rechnung kemma. Und zu trinkn hat's geb'n! Jessas! Aber was i verzaehln wollt vom Sturmkas? Also zurueck: Oktobernacht! Die Kompagnie auf Posten, Doppelposten, Unteroffizierposten, Feldwachen, alles ham mer g'habt. Wies da so zuageht, dicht am Feind, wisst ihr ja alle. Wenig Ruah und huebsch frisch. Also in aller Herrgottsruah sammelt das Bataillon und dahin geht's. Koaner hat a Idee wohin. Ja, woher auch! Nach kurzem Marsch, bums, halten! Im Strassengravn holn mer noch a halbs Stuendl Schlaf nach, traema von dahoam. „Auf!“ halblaut. Da reisst's uns in d'Hoeh'. Der Kompagniefuehrer runter vom Ross! Na, jetzt ham mer schon gwusst, jetzt wer'n mer was derlehn. Fluesternd gehn die Befehle durch: „Net rauchen, net sprechen. Seitengewehr pflanzt auf!“ „Kruzi-tuerken, jetzt gibt's a Gaudi,“ fluestert mei Nachbar. „Halt's Maul, damischer Kerl, damischer!“ ist die Antwort. Geraeuschos geht's vorwaerts: wie der Xaverl, wenn er fensterln geht. Jetzt wird's Licht! Vor uns liegt das Kloster auf der Hoeh'. Sankt Marie. Da hocken's drin, die Luada! Die wern schoe' schau'n, wann wir einikemma. Steil geht's aufi. Hinter Straeuchern, Bueschen, Gestruiepp gibt's Deckung; so kraxeln mer den Berg aufi. Zwischen die Baeum' grinsen schon die Mauern.

Unheimlich still ist's. Alles schaut auf den Kompagniefuehrer. Der steht da, den Browning in der Hand, und blinzelt nauf. Alles passt auf sein „Hurrah“. Wenn sich jetzt oaner verschluckt haett', haett' mers glei' mit an Angriff uebertaeben muessn. Na, es hat sich aber koaner verschluckt. Der Obermaier kommt, der mit die roten Hoar und die krumma Fueass': „Das Kloster is ganz sauber.“ „Seitengewehr an Ort, laden und sichern!“ klingt es wieder laut. So a Viecherei. Der oane schimpft, der hat sich scho aufs Raufn g'freut. Es wird g'sammelt, vorm Kloster die Gewehr' zammag'setzt. Glei' liegt alles da, als waer" gar nix g'schehn. Kann mer doch no a halb's Stuendl Schlaf nachhol'n, 's is allweil besser, man hat an Vorrat. Denn was glaubt Ihr, was nacha g'schieht? Da san a paar ankemma mit die schoensten Kasleiber. „Franzosenen san net drin, aber da ganze Keller is voll Kas!“ — — — Jetzt haett' Ihr amol den Zug segn soll'n. Jede Grupp'n stellt a paar Mo zum Kas fassen. Brotbeutel, Feldkessel, alle Taschen wern vollg'stopft. Da hat's a paar ganz g'scheite gebn, die hab'n sich no den Kas auf's Gepaeck aufig'schnallt, glei auf Wochen 'naus hab'n sie sich verproviantiert, dass 's nimma habn laufakenna. Hat da does an Neid gebn, wie mer wieder zur Kavallerie kemma san. Aber mer san gutmuetig g'wen und habn ehna auch was g'schenkt. Seitdem san mer sackrisch beliebt g'wen, un bal oaner von uns kema is, haben 's glei alle g'rufen: „Bayer, hast an Sturmkas?“ An andern als an Sturmkas hat koaner nimmer essen wolln. Und seitdem is bei uns immer a sackrische Freid, wann's zum Sturm geht. G'stuermt ham mer seitdem scho oft, aber Teifi, an Kas ham mer net g'funden. Mir suchen halt weiter.

Von dahoam.

(Brief aus Muenchen.)

Gott zum Gruss, Ihr lieben Muenchener Leut'! Ihr werdet wohl schon oft und sehnsuechtig Euch gefragt haben, wie es wohl in Muenchen jetzt ausschauen mag. Seid getrost und ruhig: es ist nichts in Unordnung, dank der Fuersorge von Vater Staat, der Obsorge vom hochwohlloeblichen Magistrat und nicht zuletzt dank der Vernunft, Einsicht und Opferwilligkeit der Daheimgebliebenen. Die alten, runden, verwetterten Frauentuerme stehen noch immer an ihrer windumbrausten Stelle und gucken in luftiger Hoehe mit ihren gruenen Kappen hinueber nach jener Richtung, in die Ihr vor einem runden halben Jahr mit Sang und Klang, mit Blumen, guten Hoffnungen und vielen herzlichen Wuenschen ausgezogen seid und von woher Ihr auch wiederkommen werdet. Damals haben Euch die Frauentuerme die letzten Gruesse gesandt; sie werden Euch auch die ersten Gruesse entgegensenden, wenn Ihr wieder angerueckt kommt. Und auch die weissblauen heimatlichen Berge werden bei diesem Willkommengruss gewiss nicht fehlen. Hoert: Das Muenchener Kindl steht noch droben auf der kuehnen Filigranspitze des Rathausturmes und breitet schuetzend seine Arme aus ueber den benzolduftenden Marienplatz und die durch die Gassen und Strassen krabbelnden und wuzelnden Maennlein und Weiblein. Nur das Glockenspiel hat seine klingende Sprache verloren. Was aber gar kein Kriegsoffer ist. Der „alte Peter“ steht ebenfalls noch mit guten Fuessen auf seinem Bergl, blinzelt hinueber auf den „greana“ Markt und horcht zu, wie da die Kocherln und Hausfrauen handeln und schinden, ueber die Teuerung mampsen, ueber den Krieg reden, von Schuetzengraeben, Bayern-Kronprinz, Hindenburg, Vogesen dischkrieren, dass der Bua g'schrieb'n hat, dass der Xaverl 's „Eiserne“ kriegt hat, und was es halt so noch zu reden gibt. Hie und da mag der alte Peter in stillen Naechten mit dem Rathaus-Muenchener Kindl wohl auch einen kleinen Plausch anfangen ueber die tapfern Muenchner drueben im Franzosenland. Dass auch noch das Hofbraeuhaus am Platzl drunten ist mit seinem Rauch und Stank, seinen Wurscht- und Kaespapierln, ist eigentlich selbstverstaendlich. — — So stehen zwar die Einrichtungs-, Gebrauchs- und Schmuckgegenstaende

im weiten schoenen Haus der Frau Monachia noch alle an ihrem alten Platz; aber ihr Haushalt selbst ist ein anderer geworden, ein sparsamerer, ein gestreckterer. Das sorglose Schlemmen in den Tag hinein hat aufgehört. Das ist ganz gut so, wenn auch verschiedene mit engen Roecken, Stoeckelschuhen, langen Haaren und kurzem Verstand darueber maulen, weil sie sich nicht mehr mit Kuchen und Waffeln vollstopfen koennen. Aber nicht nur sparsam ist Frau Monachia geworden; die sonst so lebensfreudige, genussuechtige und festesfrohe Frau, die gern sich schmueckte, viele und laute Feste veranstaltete und am liebsten recht viele Gaeste bei ihren geselligen Zusammenkuenften sah, ist auch in diesem Punkt nun ernst, still und zurueckgezogen. Sie hat ihre Empfaenge abgesagt, ihre Staats- und Gesellschaftszimmer, Ballsaale und Festraeume verschlossen. Schon mit dem Oktoberfest auf der Theresienwiese hatte es begonnen; sie hatte auch nicht zu den Kirchweihtaenzen eingeladen, hielt keine Weihnachtsfeiern ab, sagte den Sylvesterrummel ab, veranstaltete nicht ein einziges winziges Faschingvergnuegen, und nicht eine einzige Maske duldete sie in ihrem Reich, so dass man gar nicht daran glauben konnte, als der Aschermittwoch kam. Und sogar ihre Starkbierfeste hatte sie eingestellt. Es geht auch so, ja der stille Ernst, das schlichte, prunklose Gewand kleiden sie sogar vortrefflich. Dazu hat sie jetzt eine weisse, weite Schwesternschuerze umgetan, das schmucke Pflegerinnenhaeubchen auf ihr huedsches Haupt gesteckt und die Rote-Kreuz-Binde angelegt. So waltet sie jetzt, tatkraeftig unterstuetzt von dem bekannten und bewaehrten goldenen Herz der Muenchener, ihres fuersorgenden Amtes, denkt und sorgt unermuedlich fuer ihre lieben tapfern Soehne draussen im Felde, behuetet die Kinder der Krieger, speist und kleidet sie, sorgt sich um die Kriegerfrauen, denen sie Geld und Nahrungsmittel gibt, geht in die Lazarette, um zu lindern und zu helfen, wo es geht, vergisst auch nicht die Verwundeten, die schon wieder munter sind und durch die Strassen wandern, und sorgt, hilft, greift ein, wo das Vaterland es erfordert. — — So ist die gute Muenchener Stadt jetzt. Und so wird sie bleiben, so wird auch sie durchhalten, bis ihre Feldgrauen mit fliegenden Fahnen, geschmueckt mit dem Lorbeer des Siegers, einziehen durch ihre Tore.

Frz. Fdt.

Brief aus einem Feldlazarett.

Von Stabsarzt Dr. W.

Man macht sich in der Heimat haeufig eine ganz falsche Vorstellung von einem Feldlazarett. Man sieht im Geiste Pfleger in einem wohleingerichteten Krankenhaus walten und die Verwundeten in weissen Betten liegen. Schreiber dieses konnte sich oft davon ueberzeugen, wie erstaunt selbst Offiziere darueber waren, zu hoeren, dass die Feldlazarette keine Bettstellen mitfuehren, sondern nur die leeren Strohsaecke. Freilich liessen sie sich bald belehren, wenn man ihnen die Gegenfrage stellte, wie sie sich wohl den Transport von 200 Bettstellen — fuer soviel Verwundete ist ein Feldlazarett zumeist eingerichtet — ausmalen. Denn das Feldlazarett ist eine mobile Formation, genau so wie die Sanitaets-Kompagnie. Beide muessen der fechtenden Truppe, meist im Verbande der Gefechtsstaffel, unmittelbar folgen, alle Anstrengungen und Entbehrungen mit ihr teilen, immer zum Weitermarsch bereit sein. Dazu gehoert, dass der Wagentross auf das unumgaenglich notwendige Mass beschraenkt wird. Das Personal eines Feldlazaretts besteht aus 6 Aerzten, 1 Oberapotheker, 2 Feldlazarett-Inspektoren und 51 Mann, die sich aus dem Sanitaetspersonal und den Trainfahrern zusammensetzen. Die Zahl der Wagen betraegt 11, die der Pferde 31. Was es heisst, in einem elenden Bauerndorfe, dessen Einrichtungen jeder Hygiene Hohn sprechen und das von den Einwohnern verlassen ist, die nicht nur ihren Hausrat, Betten und sonstige Moebel mitgenommen, sondern auch noch alles, was dem Feinde nuetzen koennte, wie die Brunnen, unbrauchbar gemacht haben, allein aus dem Inhalt der

Wagen ein Lazarett einzurichten, davon kann sich der Fernstehende nur schwer einen Begriff machen. Und dass diese Arbeit in den Zeiten des Bewegungskrieges auch auf dem westlichen Kriegsschauplatze haeufig genug geleistet werden musste, weil nicht ueberall ein Château vorhanden war, steht fest, und wenn unserer braven Verwundeten auch unter solchen Verhaeltnissen in den Feldlazaretten stets ein Unterkommen wartete, das zum mindesten billigen Anforderungen genuegte, so stellt das den Chefaerzten ein glaenzendes Zeugnis aus.

Ist vom Korpsarzt der Befehl zur Errichtung des Feldlazaretts gegeben, so sucht der Chefarzt zunaechst die notwendigen Gebaeude aus und trifft seine Anordnungen ueber die Verwendung der Raeumlichkeiten. Ausser dem Chefarzt, einem Sanitaets-offizier im Range eines Oberstabsarztes oder auch eines aeltern Stabsarztes, dessen Taetigkeit hauptsaechlich eine verwaltende ist, befindet sich bei jedem Feldlazarett ein zweiter Stabsarzt, der chirurgisch ausgebildet ist. Dieser uebernimmt nun sofort die Einrichtung des ihm ueberwiesenen Operations- und Verbinderraumes, der meist auch gleichzeitig als Sterilisiererraum dienen muss. Der Oberapotheker richtet mit seinem Gehilfen die Apotheke ein, einer der Feldlazarett-Inspektoren das Geschaefts- und Aufnahmezimmer, der andere Inspektor uebernimmt die Kueche. In aller Eile werden die haeufig recht verschmutzten Raeume ausgefegt und gruendlich gelueftet, dann folgt das Stopfen der Strohsaecke mit requiriertem Stroh, soweit nicht bei dem Mangel an Zeit und der Aussicht auf baldiges Wiederabruecken ueberhaupt auf das Stopfen der Strohsaecke verzichtet und ein Lagern der Verwundeten gleich auf Stroh bevorzugt wird. Warten doch haeufig genug, schon waehrend das gesamte Lazarettpersonal noch alle Haende voll mit dem Einrichten des Lazaretts zu tun hat, zahlreiche stoehrende Verwundete auf ihre Versorgung, und die Zahl vermehrt sich, von den Krankentraegern eiligst herbeigeschafft, zusehends. Gerade in der ersten Zeit des schnellen Vorrueckens unserer unvergleichlichen Truppen in Frankreich war es haeufig so, dass die Sanitaets-Kompagnie der Truppe sehr bald nachruecken musste, um sie nicht zu verlieren, und dass nun die Feldlazarett den Dienst des Hauptverbandplatzes mit versehen mussten, so dass ein geordneter Lazarettbetrieb haeufig genug ein frommer Wunsch blieb. So galt es denn in den ersten Stunden oft eine uebergrosse Arbeit fuer Aerzte und Unterpersonal zu leisten, doch wie ueberall, so liess auch hier das deutsche Pflichtgefuehl jede Schwierigkeit spielend ueberwinden.

Waehrend des Bewegungskrieges wird es kaum ein Feldlazarett des XIX. A.K. — die Verhaeltnisse bei andern Korps werden wohl aehnlich gelegen haben — gegeben haben, das laenger als vierzehn Tage an einem Ort aufgestellt war, die meisten mussten aber schon nach viel kuerzerer Zeit wieder abbrechen, um den Anschluss an das Korps nicht voellig zu verlieren. Oft mussten in wenigen Stunden alle Vorbereitungen zum schleunigen Wiederaufbruch beendet sein. Dass auch hier jeder Mann auf seinem Posten sein musste, sollte die Sache klappen, das bedarf wohl keines besondern Hinweises.

Jetzt, wo der Stellungskrieg sich nun schon monatelang hinzieht, ist eine groessere Stetigkeit auch in den Betrieb der Feldlazarett eingezogen. Unser Feldlazarett ist seit 22. Oktober 1914 in einem Kloster nordwestlich Lille eingerichtet, das vermoege seiner grossen hellen Raeumlichkeiten, die im Frieden als Schulzimmer fuer die Klosterzoeglinge dienten, fuer Lazarettzwecke sich besonders eignet.

Durch eine grosse Toreinfahrt gelangen die Verwundeten in den Warteraum, der zugleich als Vorraum fuer den zu ebener Erde rechts von der Voreinfahrt gelegenen Operationsraum dient. Dieser erhaelt das fuer Operationen so notwendige Licht durch zwei hohe, nach der Strasse zu gelegene Fenster. Rings an den Waenden sind auf langen Tischen die notwendigen Vorraeete an Arzneien und Verbandmitteln, auf einem Tisch am Fenster die Instrumente, soweit sie stets zur Hand sein muessen, ausgebreitet. Im Hintergrunde des mit Steinfliesen ausgelegten Raumes steht in einer

Ecke der Sterilisierapparate. An der gegenüberliegenden Wand haben die Waschbecken zum Reinigen der Haende Aufstellung gefunden. Die Mitte des genuegend grossen Raumes wird von dem aus zwei schmalen langen Tischen hergestellten Operationstisch eingenommen, dessen Anblick vielleicht manchem verwoehnten Chirurgen aus der Heimat ein mitleidiges Laecheln entlocken wuerde, der aber seinen Zweck vollkommen erfuehlt, und dessen einfache Beschaffenheit sicher keinem aus der grossen Zahl Schwerverwundeter je zum Nachteil gereicht hat. An den Warteraum schliessen sich auf der andern Seite die Krankensaale fuer Frischoperierte an, die teilweise mit requirierten eisernen Bettstellen mit Sprungfedermatratzen versehen sind, teilweise auch schon selbstgezimmerte Holzbetten einfacher Art aufweisen, wo auf quergenagelte Holzbretter der gefuellte Strohsack zu liegen kommt, und die auf den andern Krankensaalen ausschliesslich Verwendung finden muessen. Erwaeht sei ausdruecklich, dass die Verwundeten mit ihrem Lager in den einfachen Betten sehr zufrieden sind. Insgesamt hat das Lazarett sechs grosse Saale des Klosters mit Betten belegt. Dazu kommen noch die Raeume in drei Nachbarhaeusern, die der Chefarzt ebenfalls fuer Verwundete mit Beschlag belegt hat. Der durchschnittliche Bestand des Lazaretts an Verwundeten betraegt 150. Grossen Vorteil zieht das Lazarett aus dem Vorhandensein der Nonnen, die bereitwilligst an der Versorgung der Verwundeten, wenn auch nur mittelbar, sich beteiligen. Nicht nur die gesamte Krankenwaesche wird von den Nonnen gewaschen, auch die Klosterkueche samt Koechin wird zur Bereitung der Krankenkost gern ueberlassen, und eine in Paris in der Krankenpflege ausgebildete Nonne macht sich bei der Reinigung der Instrumente und bei sonstigen Handreichungen im Operationssaal nuetzlich.

Die meisten Verwundeten werden erst nachts ins Feldlazarett eingeliefert, da es tagsueber meist unmoeglich ist, sie ungefaehrdet aus den Schuetzengraeben zurueckzubringen. Ein Hauptverbandplatz als Zwischenstation zwischen Truppe und Feldlazarett besteht hier nicht, weil er durch die Verhaeltnisse sich als ueberfluessig erweist. Dazu liegt das Feldlazarett zu weit vorn (etwa vier bis fuenf Kilometer hinter unsern Schuetzengraeben). Ohne Schwierigkeiten kann das Feldlazarett die Arbeit des Hauptverbandplatzes gleich selbst uebernehmen. Das ist nur zum Vorteil der Verwundeten, weil sie auf diese Weise schneller in geordnete Lazarettpflege kommen. Man muss das glueckselige Schmunzeln in den Zuegen der Verwundeten gesehen haben, wenn sie aus dem Morast des Schuetzengrabens in ein frisch bezogenes Bett zu liegen kommen. So gut haben sie meist seit den Tagen der sorglosen Kinderzeit nicht wieder geschlafen, wie in dieser ersten Nacht im Lazarett. Freilich, ganz sicher sind sie im Feldlazarett nicht, denn auch hier gibt der Feind von Zeit zu Zeit seine Karte in Gestalt einer explodierenden Granate ab.

Unser Michel, der Buergermeister.

Das bayrische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. X hat seit einem Vierteljahr seine Stellung in C. Die Hauptstrasse des Ortes, von uns „Kaiser-Wilhelm-Strasse“ benannt, ist zu beiden Seiten dicht mit Haeusern besetzt, und zieht, von S. kommend, auf der Hoehe, an der ehemals staetlichen Kirche vorbei, gegen V. In der Naehel der Kirche zweigt die „Ludwigs-Strasse“ gegen Norden ab. und fuehrt ueber den Grund des C. Baches nach T. Am Suedrand des Ortes fuehrt die „Rupprecht-Strasse“ in die Stellung unseres Schwesterregiments, der Westrand von C. und die noerdlich anschliessende Hoehe sind von unserem Regiment besetzt. Nur wenige Haeuser, im Grunde gegen Westen verstreut, sind noch in den Haenden der Franzosen.

Das Wort „Haeuser“ ist eine Uebertreibung, eine Erinnerung an fruhere Zeiten. Seit Dezember kann man nur mehr von Schutthaufen sprechen, und diese Umwandlung hat die Franzosen viel Artilleriemunition gekostet. Aber einige Mauerreste stehen immer noch, hie und da kann man sogar noch ein Dach sehen, dessen spaerliche

Ziegel manchem Erkunder und Beobachter etwas Schutz gegen Sicht bieten. Im umgekehrten Verhaeltnis zum Aussehen dieser Schutthaufen steht deren Bezeichnung. Da gibt es ein rotes Schloss, die weisse Villa, das Sieges-Tor, die Hacker-Brauerei und manch andere hochtoenende Namen. Das erleichtert das Zurechtfinden, und es klingt auch schoener, wenn man im Abschnittsbefehl bekannt gibt, dass vier Mann der 9. Kompagnie heute abend 100 Handgranaten vom Sieges-Tor in die Hacker-Brauerei zu verbringen haben. Der einzige, etwas groessere Platz im Ort, an der Gabelung der Kaiser-Wilhelm- und Ludwig-Strasse gelegen, heisst, unserem Michel zu Ehren, der Michels-Platz. Unser Michel ist der Artillerie-Kommandeur von C. Dem Regiment ist fuer die vorderste Linie ein Geschuetz mit Bedienung zugewiesen, und der tuechtige und unermuedliche Geschuetzfuehrer ist der Unteroffizier Anton Michel vom bayrischen Res.-Feld-Artillerie-Regiment Nr. X. Er ist 1892 in Mainsondheim bei Wuerzburg geboren und hat von 1910—12 beim 11. Feld-Artillerie-Regiment gedient. Im 2. Dienstjahr wurde er zum Unteroffizier befoerdert, dann ging er seinem Zivilberuf als Gaertner wieder nach, bis ihn 1914 der Krieg zu den Waffen rief. Wir haben ihn einstimmig zum Buergermeister von C. ernannt, denn unser Michel hat C. seit Dezember nur auf wenige Tage verlassen; er verzichtet auf regelmaessige Abloesung, die ihm sein Batteriechef angeboten hat und die ihm, gleich uns, nach zwei Tagen „vordere Linie“ zwei Rasttage bringen koennte. „Bis sich der andere recht auskennt, sind die zwei Tage rum, und er kommt net zum Schiess'n, da bleib i lieber selber da“ — also sprach unser Michel in das Telephon zu seinem Wachtmeister. Jeden Morgen um 6 Uhr tritt er in der „Feldherrnhalle“ an, so heisst der Unterstand des Unterabschnitts-Kommandeurs. Hier meldet er sich zur Empfangnahme des Tages-Programms. — Sein groesster Kummer waren die „Franzosen-Haeuser“: „Herr Major, die Franzosen-Haeuser sind no viel z'viel ganz; die koennen ja noch drin kochen, sogar Mittagessen! Zwei Haeuser hab'n sogar noch Schloet, die rauchen jeden Mittag!“ — Das aergert unsern Michel, dass die Franzosen „am hellichten Tag“ kochen! Er bekommt also Befehl, die Franzosenhaeuser aufs Kora zu nehmen und hierzu eine gute Stellung zu erkunden. „Den Platz hab i scho, Herr Major, a feiner Platz, da muss jeder Schuss sitzen.“ Michel ist naemlich den ganzen Tag ueber auf der Suche nach neuen Stellungen. „Je oeftter i wechsel, desto weniger finden's mich.“ Seine Hauptschusszeiten sind die Morgen- und die Abenddaemmerung. Ueber Tags schieisst er nur, wenn C. selbst von den Franzosen beschossen wird. Dann richtet er mit erstaunlicher Fertigkeit seinen Abschuss so ein, dass er mit einem feindlichen Einschlag in der Naeh zusammenfaellt. Auf diese Weise und durch den oeftteren Stellungswechsel ist es ihm gelungen, sich bisher unauffindbar fuer den Feind zu machen. „Di finden mi net, und wenn ma no a Vierteljahr herob'n sind! Gestern ham's mich wieder in dem Waeldl da hint'n g'sucht; da sollen's nur hinschiessen, da is viel Platz drin.“ —

Heute geht es also auf die Franzosenhaeuser „mit die Schloet“. Kampffroh zieht Michel aus der Feldherrnhalle ab, und nach wenigen Minuten rollt der Donner seines Geschuetzes durchs Tal. Kaum ist der letzte Schuss gefallen, so ziehen die Kanoniere ihr Geschuetz in den vorbereiteten Schlupfwinkel. Die Lafette wird durch einen zweiraedrigen Karren verdeckt, das Ganze mit Strogarben bepackt, und nach wenigen Sekunden wuerde es dem erprobtesten Flieger schwer fallen, diesen Erntewagen als Geschuetz zu erkennen. Dann tritt Michel wieder in der Feldherrnhalle an und macht Meldung: „Acht Schuss, Herr Major, vier auf jedes Haus. Bloss einer ist daneben. Und raus sind's wie die Ameisen. Mitsamt die Woldecken und Kaffeetoeopf sind's abg'schob'n. Da hab i ihnen noch zwei Brennzuender nachg'schickt, i glaub's i hab a paar stolpern seh'n.“ Das wohlverdiente Lob quittiert er durch ein weithin hoerbares Zusammenschlagen der Absaezte, dann macht er stramm Kehrt, und ich hoere noch, wie er im Fortgehen befriedigt vor sich himurmelt: „Die kochen sobald nimmer!“ Doch seine Hoffnung hat sich als truegerisch erwiesen. Schon nach zwei Tagen meldet er ganz entruestet: „Jetzt kochen's im Keller, man sieht

den Rauch ganz deutlich.“ Ich befehle dem Telefonisten, mich mit der Haubitzebatterie zu verbinden, und anerkennend, gleichsam lobend, nickt Michel dabei mit dem Kopf. Dann geht er gleich fort, um das Schiessen der Haubitzen zu beobachten. Denn so wie er eigene Granaten ueber C. pfeifen hoert, beobachtet er und uebt dann Kritik, die manchmal auch wenig schmeichelhaft ausfaellt: „Das war heut' die xte Batterie, die braucht immer so lang zum Einschliess'n, die soll'n mir ihre Munition raufschicken!“

Eines Tages teilte ich Michel mit, dass der Suez-Kanal von einem Moerser stark beschossen werde. Der Suez-Kanal ist ein Graben der 10. Kompagnie, den alle Pionier- und Tiefbau-Ingenieurkunst noch nicht trocken zu machen vermochte. „Michel, der Moerser muss weg! Die 10. Kompagnie meldet, er stuede in der Ostspitze des Bahn-Waldes!“ „Des kann scho sei, Herr Major, denn da graben's all die letzt Tag immer!“ Unser Michel weiss immer, wo der Feind neue Grabenarbeiten vornimmt, und von wo aus man das am besten sehen kann. Er zieht also ab, und schon nach kurzer Zeit meldet er: „Die 10. Kompagnie hat recht, der Moerser steht wirklich dort. Von der Kirchmauer aus kann i hinleuchten, i lass grad a Loch neischlag'n in die Kirchmauer.“ — Kurz darauf donnert sein Geschuetz, und ein besonders starker Knall lockt mich hinaus. Eine maechtige Rauchwolke huetlt den Bahn-Wald ein, und grosse Schwaden ziehen durch das Tal und hemmen jede Aussicht. Wie ich zur Kirchmauer hinaufgehe, kommt mir schon unser Michel entgegen: „Herr Major, i hab' das Munitionsdepot erwischt, drum raucht's so!“ meldet er, und glaenzt vor Freude im ganzen Gesicht. Und als abends die abgeloeeste Grabenbesatzung des Suez-Kanals am Michel-Keller vorbeimarschirt, steigt der Zugfuehrer zum Michel hinunter und bringt ihm als Dank eine Handvoll Zigarren.

Gilt es einen feindlichen Beobachtungsposten zu vertreiben oder eine laestige Revolverkanone zum Schweigen zu bringen, unser Michel muss helfen, und sappt der Gegner gar zu frech, so legt der Michel sein eisernes Schweigegebot ein. Alles im Regiment kennt und schaeztz ihn als den unermuedlichen und stets bereiten Helfer in der Not.

Seit langem schmueckt das Eiserne Kreuz seine Brust, und demnaechst wird sich diesem Ehrenzeichen die goldene Tapferkeitsmedaille zugesellen.

Major Hofstetter.

Franzoesische Fremdwoerter im Deutschen.

Der Gebrauch von Fremdwoertern schaedigte nicht allein unsere deutsche Sprache, sondern machte uns bei den anderen Voelkern auch noch laecherlich. Das Erstaunliche ist naemlich, dass wir nicht bloss Dinge mit franzoesischen Ausdruecken benannten, fuer die es gute deutsche gibt, sondern dass wir oft auch noch franzoesische Woerter brauchten, die im Franzoesischen etwas ganz anderes bedeuten. So musste z. B. ein Minister durchaus ein Arbeits-„Cabinet“ haben. Dass im Franzoesischen le cabinet lediglich mit der Arbeit des Stoffwechsels zusammenhaengt, ahnten wohl jene nicht, die sich gebildet duenkten, als sie unsere schoene Muttersprache verleugneten. Der Ausdruck toilette, den bisweilen zarte Gemueter benutzten, ist den Franzosen ebenso unverstaendlich, bedeutet er doch Putztisch, Putzgeraet, Putz ueberhaupt, oder den Anzug, das Ankleiden, ja sogar ein Putztuch. Auch retirade ist dem Franzosen unbekannt, es sei denn im militaerischen Sinne. — Offenbar hielt es der gute Deutsche, hoffentlich laengst verschollener Zeiten, fuer „fein“, die Aeusserungen des peinlichen Erdenrestes durch ein bisschen Franzoesisch zu verschoenern. Wie es Leute bei uns gab, die von „pantalons“ (sprich das „s“ mit) redeten, weil sie bei den ehrlichen Hosen, die sie trugen, meinten erroeten zu sollen.

Warum wir die Kleiderablage grundsaeztzlich „Garderobe“ nannten, ein Ausdruck, der abermals auf einem Irrtum beruht, da der betreffende Raum im Fran-

zoesischen vestiaire heisst, blieb gleichfalls ein Raetsel. Auch der Portier, von dem wir redeten, ist im Franzoesischen veraltet. Der Pfoertner wird bei den heutigen Franzosen nur concierge genannt. „Le“ und „la“, denn sie ist oft die Hauptsache.

Lassen wir uns von ihr, etwa beim Quartiermachen, das Haus zeigen, und nennen das unter den gewachsenen Boden versenkte Geschoss, wo meistens die Kuechen, Vorratsraeume und die Keller sich befinden, souterrain, so wird sie das in der Heimat bisher leider gebrauchte Wort nicht verstehen, nennt sie es doch sous-sol. Steigen wir mitsammen die Treppe hinauf zum parterre (hoffentlich heisst's jetzt Erdgeschoss), waehrend sie vom rez-de-chaussée spricht, so ist die gute Frau bei dem Gedanken, dort zu wohnen, gewiss erschrocken, kann sie doch weder annehmen, wir wollten auf dem Blumenbeet im Garten (le parterre) eine Beiwacht beziehen, noch im Zuschauerraum eines Theaters (le parterre) unser Heim aufschlagen. Auch das „Parkett“ in diesem Zuschauerraum wuerde der Franzose nicht verstehen, heisst es doch bei ihm l'orchestre. Ebenso steht er fassungslos vor der „Loge“, die er „beignoir“ nennt. Gott sei Dank haben wir vor einer Reihe von Jahren den Perron der Eisenbahn endgueltig Bahnsteig umgetauft. Auch hier waltet naemlich ein merkwuerdiges Missverstaendnis, indem er im Franzoesischen le quai heisst, waehrend perron der zu einer Flaechen sich erweiternde Stufenaufgang vor einem Gebaeude ist. Warum eine unzufriedene Frau ihrem Manne durchaus eine „Scene“ machen musste, scheint gleichfalls unverstaendlich, da der Franzose hierunter die Buehne versteht. Dies koennte also nur zutreffen, wenn beiderseitig Theater gespielt wuerde.

Da wir nun einmal beim Komoediespielen sind, sei der „Tantième“ gedacht, die der Buehndichter von seinen Stuecken bezieht. Auch dieses franzoesische Fremdwort — o Jammer — kennt der Franzose nicht. Er spricht hier von den droits d'auteur. Warum uebrigens der unglueckliche Mann mit der falschen tantième sich dann eigentlich noch eine „Recension“ gefallen lassen muss, ist unerfindlich, denn dieses undeutsche Wort wuerde kein Franzose begreifen, nennt er doch die Recension: „compte rendu“. Dass wir ueberhaupt von einer Kritik sprechen (nicht von einer Beurteilung), die doch, wie man annehmen darf, auch anerkennt, ist ein neuer Irrtum. La critique hat naemlich durchaus einen tadelnden Nebensinn.

Die Profession, die einer ausuebt, ist gleichfalls ein Missverstaendnis, sie heisst le métier, und ein Professionist, wie es so herrlich hiess, ein artisan. War nun einer von Profession Kaufmann, so nannten wir seinen „chef“ (Chef und Direktor war ja jeder dritte Mensch) den Prinzipal. Im Franzoesischen ist das aber nur der Leiter eines collègue, waehrend der „Prinzipal“ lediglich le patron genannt wird. Auch des Prinzipals Teilhaber, den compagnon, kennt der Franzose nicht, sondern spricht von associé. Der Raum, in dem er arbeitet, heisst auch nicht Comptoir (Contor), sondern bureau.

Dass der Bartkratzer glaubte, etwas Besseres zu sein, wenn er sich „Friseur“ nannte, ist wiederum ein grosser Irrtum, da der gleiche Mann bei den Franzosen, von denen scheinbar das Wort entlehnt ist, coiffeur heisst. Sie wuerden Cylinder fuer unsere Angstroehre gleichfalls nicht verstehen, indem sie glauben, man meinte einen Lampencylinder damit, denn sie nennen den hohen Hut chapeau de haute forme oder tube. Die „baronesse“, die bei uns noch spukte, kennen sie ebensowenig wie das coupé in der Eisenbahn (das Abteil wird noch oft so bezeichnet), das sie mit compartiment bezeichnen. Wenn wir uebrigens in den „Restaurants“ vom verschwiegenen chambre séparée reden, so ist auch das ein Irrtum, mit dem wir uns laecherlich machen, da die Franzosen cabinet particulier sagen. Eine der komischsten Verwechslungen ist wohl aber die, wenn jemand, der im Hotel friert, vom Stubenmaedchen ein plumeau verlangen wuerde (am Ende gar noch Blimo), denn dann erhaelt er von dem Maedchen, erfreut, dass ihr der Gast die Arbeit abnehmen will, einen Federbesen zum Abstauben. Das waermende, weiche Deckbett heisst naemlich in Wirklichkeit heute allgemein édredon.

Solche Beispiele liessen sich bis ins Unendliche vermehren. Sie sollen fuer uns Deutsche eine Warnung sein, das schoene Gewand unserer Sprache nicht durch fremde Fetzen und Flicker zu entstellen. Denn Gott sei Dank besitzt unser geliebtes Deutsch noch volleren, maechtigeren Klang und groesseren Reichtum auch als das Franzoesische. Wir haben gegen zehntausend Woerter mehr als die Welschen, deren Armut gerade Wortspiele moeglich macht, im Deutschen kaum zu uebersetzen, weil unser Reichtum absichtliche Missverstaendnisse und Zweideutigkeiten durch die gleiche Bezeichnung fuer verschiedene Dinge ausschliesst.

Wir werden nach diesem Krieg darueber wachen, dass ein reines Deutsch geredet wird. Ausdruecke, die im Juli 1914 vielleicht noch gesucht klangen, werden bald genug selbstverstaendlich sein. Die Schoenheit, der Zauber, der Reichtum, die Wandelbarkeit unserer Sprache wird dann vielen erst recht bewusst werden. Ihre Ausdruecksgewalt, ihr Neubildungsvermoegen laesst versonnene Worte, Traumgebilde fast, schaffen, wie in keiner anderen Sprache, indem durch die Moeglichkeit des Zusammenschweissens der Worte im Munde der Sprachbildner immer neue Wendungen, immer neue Bildungen entstehen. Sie laesst aber auch Worte entstehen von herrlichem, von gewaltigem Klang wie das deutsche Angriffsgebruell, das die Gegner nicht hoeren moegen. Dann werden die laecherlichen Missverstaendnisse knechtischer Gewoehnung fruereherer Jahrhunderte ausgemerzt sein. Das mag nicht eine der geringsten Segnungen dieses Krieges bedeuten. Und dann wird die uebrige Welt Deutsch lernen muessen, seien es die Diplomaten, seien es die Kaufleute, seien es die Gelehrten. Deutsch! Denn in anderen Zungen werden wir nicht mehr verhandeln. Wir, zu denen die anderen einmal kommen muessen, wenn sie um Frieden bitten. 2/1918

Georg Frhr. von Ompteda.

Eine Prise, Herr Hauptmann?

Bei einer Feldbatterie des 4. Armeekorps diente im Kriege 1870 der alte Trompeter Sturm, die bekannteste Persoenlichkeit im ganzen Regiment, dem er seit achtzehn Jahren angehorte. Dieser tuechtige Reiter und „allezeit lustige und schneidige Feldsoldat“, den die Offiziere mehr freundschaftlich als streng dienstlich behandelten, hatte eine grosse Leidenschaft: er war Schnupfer in der ausschweifendsten Bedeutung dieses Wortes. Er schnupfte zwei Lot — ein ganz ansehnlich Mass. Seine dementsprechend grosse Dose hatte ein Leutnant den „Torfkasten“ getauft. In der Gegend von Soissons wurde der sonst so fidele Sturm ploetzlich einsilbig. Der Grund? Sein Schnupftabak war ausgegangen; weit und breit war keine Prise aufzutreiben. „Von da ab,“ erzaehte spaeter sein Batteriechef, „wurde Sturm nachlaessig, traeumerisch, energielos, unzuverlaessig — kurz, der alte schneidige Soldat war aus ihm verschwunden; ja mehr als einmal musste ich ihn hart anfahren, was bei Sturm etwas Unerhoertes war. Endlich, nach Wochen, hatte ihm seine Frau wieder ein Paket seiner Leibprise Bologaro gesandt. Am Abend des Eintreffens jener bedeutungsvollen Sendung — es mochte wohl schon 1/211 Uhr gewesen sein — lag ich bereits im Bett, als ploetzlich heftige, schwere Tritte die Treppe herauf klornten, in wilder Hast die Tuer aufgerissen wurde und eine lange, dunkle Gestalt in das Zimmer trat. Bei dem hellen Mondlicht erkannte ich sofort den alten Sturm. „Was ist los, Sturm, Alarm?“ „Nein, nein, Herr Hauptmann, meine Alte hat eine frische Prise geschickt. Ich wollte nur eine kleine Probe davon bringen.“ In seiner namenlosen Freude hatte der alte Soldat jegliche Diensthaltung vergessen, war ohne zu klopfen in der Nacht bei mir eingedrungen und stand nun in hoechster freudiger Erregung mit einem Tassenkoepfchen Bologaro vor meinem Bette. Der Futtermeister erzaehte mir am andern Morgen, dass sich Sturm gar nicht zu Bett gelegt, sondern auf der Treppe sitzend bis zum Futterschuetten geprist hatte. Von nun an war er wieder der beste Trompeter und Soldat.“

Aus dem Soldatenheim zu Lille.

Wer von der Rue Nationale aus durch den Boulevard de la liberte nach der Zitadelle zu geht und sich am Ende dieser Strasse nach rechts wendet, findet am naechsten Eckhaus ein grosses weisses Schild, das den Namen „Soldatenheim“ traegt. Aus der Heimat her eine uns allen vertraute Staette soll auch dieses Haus, das bis zur Besetzung Lilles durch die Deutschen den Offizieren der Zitadelle als Kasino diente, den deutschen Soldaten aller Waffengattungen, seien sie dauernd oder nur voruebergehend in Lille anwesend, einen Raum zur zwanglosen Geselligkeit, zur Belehrung und Unterhaltung oder auch zur stillen Sammlung bieten. In dem geraeumigen Saal im Erdgeschoss kann man an den weissen Marmortischen warme und kalte Getraenke zu maessigem Preis erhalten. Das Eckzimmer daneben ist als Spielzimmer gedacht. Es enthaelt an den Waenden und an den Fenstern eine Reihe kleiner Tische mit dem noetigen Handwerkszeug fuer Schach, Dame, Muehle, Domino, aber auch fuer Kartenspiele. In der Mitte stehen zwei grosse Billards. Wer mehr die Stille sucht, findet im ersten Obergeschoss ein Lesezimmer, wo er sich in die illustrierten Blaetter vertiefen kann und wo er aus den wichtigsten Tageszeitungen bald nach ihrem Erscheinen Nachrichten aus dem Leben in der Heimat findet. Auch stehen eine Reihe von Tischen mit Tinte, Feder und Schreibpapier zur Verfuegung. Der Vortragssaal soll fuer Veranstaltungen groesseren Stils dienen, fuer Vortraege belehrenden oder unterhaltenden Inhalts, die durch Karten, Wandtafelzeichnungen oder auch Lichtbilder erlaeutert werden koennen, oder auch fuer musikalische Darbietungen, fuer die ein Klavier sowie ein Harmonium zur Benutzung dastehen.

Sonntag, den 7. Maerz, fand der erste Unterhaltungsabend statt. Ein Festmarsch, „Der Trompeter“ von Speyer, vorgetragen durch die Kapelle des Goettinger Landsturmbataillons, leitete ihn ein. Dann hielt Garnisonpfarrer Taepfer eine Ansprache, in der er den Sinn und die Ordnung des Soldatenheims in der oben angedeuteten Weise erlaeuterte. Nach dieser Rede brachte der freiwillige Liller Kirchenchor zwei Chorgesaenge zu Gehoer, die Mottette „Herr, deine Guete reicht so weit“ und Koerners bekanntes Gebet vor der Schlacht „Vater, ich rufe dich“. Die Stimmung des letzteren Liedes nahm das von tiefem Ernst getragene Gedicht Benzmanns „Nach der Schlacht“ auf, das Gefreiter Pesch sprach. Dann setzte wieder das Orchester ein mit dem Lied an den Abendstern aus dem „Tannhaeuser“, dem sich Schuberts „Horch, horch, die Lerch“ anschloss. Rasch in die Gegenwart fuehrten uns Ramraths „Matrosenlied“ und Hayms munteres Lied vom „Zeppelin“, von denen besonders das zweite so viel Anklang fand, dass es der Saenger, Gefreiter Vogel, wiederholen musste. Nachdem noch ein Sanitaeter-Quartett das Lied „O du klarblauer Himmel“ und das volkstuemliche „Nun leb' wohl, du kleine Gasse“ gesungen hatte, wies Garnisonpfarrer Hupfeld darauf hin, dass das Soldatenheim dazu dienen solle, dass unsere Soldaten vor fremdlaendischem Wesen bewahrt blieben und als solche heimkehrten, die mit ungebrochenen Kraeften am Neuaufbau unseres Vaterlandes arbeiteten.

Die Versammlung war so zahlreich besucht, dass nicht bloss der Saal, sondern auch die Nebenraeume, ja selbst das Treppenhaus dicht gefuellt waren. Ein guter Anfang, dem ein ebenso erfreulicher Fortgang beschieden sein moege.

Senegalschuetzen.

(24./25. Oktober 1914.)

Einer der farbigsten Abschnitte unserer bayrischen Kriegsgeschichte war bisher der Kampf mit den Turkos am 6. August 1870. In Schrift und Bild wiederholt dargestellt, unzaehligemal von Veteranen des grossen Jahres den aufmerksamen Zuhoerern erzaehlt, ist dieser Teil der Schlacht von Woerth so volkstuemlich geworden wie der Todesritt der Brigade Bredow bei Vionville oder der Sturm

der Garde auf St. Privat. Die farbige Truppe Frankreichs war damals noch verhaeltnismaessig klein und war meines Wissens in europaeischen Kriegen noch nicht zur Verwendung gekommen; Turkokaempfe hatten also noch den Reiz der Neuheit, besaessen noch jenen Zauber des Fremdartigen, der stets stark auf die volkstuemliche Ueberlieferung geschichtlicher Ereignisse einwirkt. Heute haben die Turkos aufgehört eine Seltenheit zu sein; andere Voelker Afrikas und Asiens haben ihnen den Rang abgelaufen. Die Kaempfer dieses Krieges werden ihren Kindern einst von Gefechten mit Indern und Senegalschuetzen erzaehlen, und dabei wird vor den Augen manches alten bayrischen Soldaten eine dunkle Oktobernacht emporsteigen, in der die „tirailleurs sénégalien“ von Niederbayern, Schwaben und Franken mit blutigen Koepfen heimgeschickt wurden.

Durch die heftigen Kaempfe vom 19. bis 24. Oktober war die Stellung der Franzosen bei Maison blanche unhaltbar geworden; am Morgen des 24. waren die Feinde gegen Arras zurueckgeflutet; Hauptmann H. (der Fuehrer des Bataillons) hatte ihren Abmarsch noch beobachten und stoeren koennen. Das schwer erkaempfte Gelaende noerdlich und suedlich Maison blanche war zum Teil von frischen Truppen uebernommen worden. Man erwartete einen Gegenangriff der Franzosen und war bereit, ihn kraeftig zurueckzuschlagen.

Aber zunaechst wurden die Unsern auf eine harte Geduldprobe gestellt. Vom Morgen des 24. Oktober an donnerten die feindlichen Geschuetze; von 1/25 Uhr an steigerte sich das Artilleriefuer zu einem geradezu hoellischen Laerm, den die Nerven der ruhig wartenden Maenner ertragen mussten und ertrugen. Unaufhoerlich fegten die Geschosse ueber den Grund oestlich von St. Laurent, ueber den Bahndamm, ueber die Stellung der Reserven; mit wildem Krachen platzten die Schrapnells und Granaten. Man muss diese franzoesischen Feuerueberfaelle gehoert haben, um sich einen Begriff von ihrer Furchtbarkeit und zugleich von der unerschuetterlichen Ausdauer der Deutschen machen zu koennen; unbeweglich lagen die Bayern den ganzen Tag in ihren Schuetzengraeben.

Endlich, um 7 Uhr, ward es still. Aber jeder wusste, dass nun erst der Sturm beginnen werde. „Jetzt wird's Zeit, dass wir umschnallen,“ meint Leutnant W. zu seinem Zugfuehrer, und es ist tatsaechlich hoechste Zeit. Jeden Augenblick kann der Feind kommen. Schon sind die Reserven alarmiert worden.

Es mochte etwa 8 Uhr sein, als bei den Kompagniefuehrern der Gefechtslinie Meldungen einliefen, dass auf der Strasse Arras-Bailleul Kolonnen dunkler Schatten und Gestalten sich fast lautlos heranbewegten. Wie sich spaeter herausstellte, gingen zu gleicher Zeit zu beiden Seiten der Strasse Schuetzenlinien gegen unsere Stellungen vor. Einige Augenblicke gespanntester Erwartung; erregt starren die Maenner in die stockdunkle Nacht hinaus. Da schmettern auf einmal franzoesische Clairons, und schauerlich mischen sich in die hellen, aufreizenden Klaenge die gellenden Yi-Yi-Rufe der Anstuermenden. Aber im selben Moment schlaegt den Feinden wildes Infanteriefuer entgegen, ziellos, denn noch kann man in der Dunkelheit kaum die Umrisse der Angreifer erkennen. Da fliegt ploetzlich das Geruecht durch die Schuetzenlinien, die Franzosen haetten unsere Stellungen uebergangen und staenden in unserm Ruecken. Tatsaechlich waren auch 20 bis 25 Mann um einen ehemals franzoesischen Schuetzengraeben, in dem die Kompagnie S. unerschuettert lag, links herumgekommen, jedoch sofort abgeschossen worden. In der Gefechtslinie aber wetterten die Kompagnie- und Zugfuehrer mit urbayrischer Grobheit ueber die bloedsinnige Schiesserei, und auch hier waren die scharfen Worte am richtigen Platze. Das Feuer hoerte fast ueberall auf, nur die jaemmerlichen Klagerufe der Getroffenen klangen noch zu den Deutschen herueber. Der erste Anprall war zwar mit etwas Munitions- und Nervenverschwendung abgewiesen, aber er war abgewiesen.

Und schon kamen Verstaerkungen, kamen vor allem Maschinengewehre. Die hatten sich zwar beim Vormarsch vor dem starken feindlichen Infanteriefuer zeit-

weilig decken muessen, waren aber dann, als der erste Angriff ablaute, unbekummert um alle Alarmnachrichten, bis zum „roten Haus“ vorgegangen. Ein Maschinengewehr unter Vizefeldwebel Steiner hatte sich rechts der Strasse Bailleul-Arras, ein zweites unter Unteroffizier Ries links der Strasse eingebaut. Die Infanteristen waren hocheifrig, als sie die Maschinengewehre kommen sahen, wussten sie doch, dass die Franzosen nichts so sehr fuerchteten, als die schreckliche Wirkung dieser hervorragend gefuehrten und bedienten Waffe.

Nach dem ersten Sturm waren die Angreifer in voller Unordnung zurueckgeflutet; man hatte in der deutschen Stellung deutlich hoeren koennen, wie die Offiziere mit lauten und wilden Scheltworten versuchten, ihre Leute wieder gegen unsere Linie vorzutreiben. Dann war es still geworden. Aber kaum waren unsere Maschinengewehre schussbereit, da wogte schon die zweite Angriffswelle heran. Besonders schauerlich — so haben mir einige Mitkaempfer erzaehlt — habe es ausgesehen, dass vor den Heranstuermenden, vielleicht um die Verteidigung zu blenden, Feuerbraende und Fackeln hergetragen worden seien, die sich — in der tiefen Dunkelheit habe man die Traeger nicht erkennen koennen — allein, wie Irrlichter, vorzubewegen schienen. Dann aber schmettern, wie beim ersten Angriff, auf einmal wieder die Clairons und gellen nun unaufhoerlich weiter und das Yi-Yi-Geschrei schrill dazwischen, als wenn eine Horde Teufel losgelassen waere. Wieder beginnt unser Infanteriefuehrer zu knattern, aber diesmal gelingt es den Fuehrern, die zwecklose Munitionsvergeudung zu verhindern. Mit aller Ruhe treffen Offiziere und Unteroffiziere ihre Vorbereitungen, um den Sturm endgueltig abzuweisen. Vizefeldwebel Steiner verlaesst mit seinem Gewehr den Graben und geht hinter der Rueckenwehr in Stellung, und die Infanteristen in seiner Naehel folgen ihm. Schon sind die dunklen Kolonnen unmittelbar vor den Unsern angelangt. Instinktiv schreit Steiner den Angreifern „Halt“ zu — und das Unerwartete geschieht: Die Kerle bleiben stehen und bruelen den Verteidigern: „Parlamentaire, Parlamentaire! Nicht schiesse, nicht schiesse!“ — und zwar merkwuerdigerweise in deutscher Sprache — entgegen. Schneidig springt Offizierstellvertreter R. aus dem Graben und geht mit dem Gefreiten Bogenhauser auf die Rufenden zu. Aber kaum sind beide heran, da faellt ein meuchlerischer Schuss und verwundet R. am Oberarm. Nun lassen sich unsere Leute nicht mehr halten; mit dem Pfeifen der Infanteriegeschosse mischt sich das Rattern der Maschinengewehre; zwar wird der Richtschuetz Meindl durch einen Kopfschuss getoetet, aber Vizefeldwebel Steiner, ein praechtiger Altoettinger, springt sofort an das Gewehr und schieisst weiter. Und jetzt hat das Feuer Sinn und Verstand; denn die Angreifer sind teilweise bis auf 50 Meter herangekommen. Aber nun raecht sich auch die fruehere Munitionsverschwendung, die Patronen beginnen auszugehen, Patronenwagen muessen vorgeschickt werden, immer wieder lassen die Fuehrer das Feuer abbrechen. Aber die Unsern haben gut gezielt; wieder, wie beim ersten Angriff, gellen die Schmerzensschreie der Getroffenen, wieder fluten die Massen zurueck, fluchend, schimpfend, jammernd. Und wieder wird's ruhig. Auch der zweite Angriff ist abgewiesen.

Da sieht Unteroffizier Ries auf der Strasse noch ein paar Burschen stehen und hoert, wie sie seinen Leuten noch einmal das Verraeterwort „Parlamentaire!“ entgegenrufen. Auch er springt vor und geht auf die Schreienden los. Kaum ist er heran, da haben ihn die Schreienden schon eingekreist, und nun sieht er deutlich, dass er Schwarze vor und hinter sich hat, die das Gewehr in der einen, das wuchtige, ellenlange, breite Schlachtmesser in der andern Hand tragen. Ein peinlicher Augenblick, aber ein deutscher Soldat laesst sich nicht so aus der Fassung bringen. Er spricht italienisch mit den wuesten Knaben, er fragt sie, was sie wollen. Ihr Fuehrer antwortet in gebrochenem Italienisch: weiter rueckwaerts sei ein anderer Offizier, der die Sprache besser beherrsche als er. Aber in diese plumpe Falle geht der Unteroffizier nicht. Er erwidert kurz, er habe kein Recht zu verhandeln, die Neger sollten machen, dass sie weiter kaemen. Und es gelingt ihm tatsaechlich, unverwundet den schuetzen-

den Graben wieder zu erreichen. Die dummen Schwarzen bleiben verbluefft stehen und schauen ihm nach, bis einige gutgezielte Schuesse die Aufforderung zum Abmarsch bekraeftigen.

Der allgemeine Angriff war damit gescheitert. Da und dort ist es in dieser unruhigen Nacht noch zu Teilangriffen gekommen. In der linken Flanke des Bataillons J. H. haben, wohl um 3 Uhr morgens, Chasseurs d'Afrique und vielleicht auch Truemer der Senegalschuetzen noch einmal angepackt, sind aber, nach kurzem Feuergefecht, blutig abgewiesen worden. Noch knattern dann und wann vereinzelt nervoese Schuesse, die aber rasch zum Schweigen gebracht werden. Beim Regimentsstab laufen die Meldungen ueber die Zurueckwerfung der feindlichen Angriffe ein. Die eigenen Verluste sind gering, man kann sich des Erfolges freuen und einen Teil der Leute ruhen lassen.

Der Morgen daemmert herauf, grau und neblig, und ein unvergessliches Bild bietet sich unsern Truppen. Denn das Gelaende vor ihnen ist schwarz, schwarz von Toten. Da liegen sie, die grossen, tiefdunkeln Leute in ihren langen, blauen Roecken, mit ihren krausen Haaren und wulstigen Lippen. Noch ist dem einen der Koranstreifen um Kopf, Oberarm, Ruecken und Brust geschlungen, noch umschliessen beinerne Ringe den muskuloesen Arm, noch glaenzt der schwere silberne Ring am Finger. Noch haelt ein anderer das Antilopenhorn, mit kleinen Gloeckchen behaengt, in der starren Faust: das sollte wohl dem Feinde in die Augen gestossen werden. Und nun sieht man erst, wie wenige an dem Schuetzengraben vorbeigekommen sind, ohne Gewehr, nur das Hackmesser in den Haenden. Mancher davon traegt die silberne Medaille von Casablanca auf der Uniform. In dem Tornister eines Offiziers findet sich sogar eine Quittung, die ein Kapitaeen Schneegans unterzeichnet hat — ein Elsaesser hatte also die zweifelhafte Ehre, diese wilde Horde gegen seine Stammes- und Sprachgenossen vorfuehren zu duerfen. Andere wieder tragen viereckige Stueckchen aus gepunztem Leder auf der nackten Brust; gegen deutsche Kugeln aber hat selbst heilige Erde von Mekka nicht helfen koennen. Staunend betrachten unsere Altbayern die Messer und Ringe, die Giraffenschwaenze und Hoerner, vor allem aber die Schwarzen selbst, die so grotesk und wunderlich erscheinen. Nun kann man, wenn's wieder Frieden ist, am heimatlichen Stammtisch von der wilden Nacht erzahlen, vom Artilleriefeuer und von den grausigen Angriffen. Wie werden die Nachbarn, wie werden die Kinder staunen, wenn man ihnen die seltsamen Beutestuecke vorweist oder sie ins Armeemuseum fuehrt und ihnen da die schoene ethnographische Sammlung zeigt, die uns dieser Krieg verschafft hat. Jetzt liegen sie herum, die Schrecken der Finsternis, in den Ruebenaeckern und auf der Strasse, einzeln und in Haufen. Fuer lange Zeit wird den wuesten Gesellen das Wiederkommen verleidet sein.

Dr. Fritz Endres, Dozent an der Kgl. Bayr. Kriegsschule.

Meinem ins Feld ziehenden Sohne.

Leb wohl! der du als Einz'ger mir beschieden;
Nichts kann dich halten in der Heimat Frieden.
Mit Mut und Zorn ziehst du dem Feind entgegen;
Gott schuetze dich auf deinen Kriegeswegen!
Leicht machst du mir's, weil freudig du gegangen,
Es war ja doch dein einzig, einzig heiss Verlangen.
Kehr' froehlich heim. Wenn einst der Sieg errungen,
So gruess' ich meinen lieben braven Jungen.

— — — — —
Doch laesst du fuer das Vaterland dein Leben,
Kehrst nicht zurueck, dann — will ich mich ergeben.

Kirchberg (Sa.).

Lehrer Bretschneider.



Frankreich's letzte Reserven.

Ss. Weinrich, Wehrm.
Lille, i. febr. 1915.

Die Kampfesstaerke der Weltkriegeheere.

L. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Tuerkel.

a) Deutschland. Das Deutsche Reich zaehlt 65 000 000 Bewohner auf etwa 541 000 qkm.

Das deutsche Reichsheer besteht im Frieden aus 8 Armee-Inspektionen oder 25 Armeekorps (davon 3 bayrische, 1 wuerttembergisches, 2 saechsische) oder 50 Divisionen oder 106 Infanterie-Brigaden, 55 Kavallerie- und 50 Feldartillerie-Brigaden oder 217 Infanterie-, 110 Kavallerie-, 101 Feldartillerie-, 23 Fussartillerie-Regimentern, oder 651 Infanterie- und 18 Jaeger-Bataillonen, 550 Kavallerie-Schwadronen, 642 Feldartillerie-Batterien (2700 Geschuetze im Frieden, 4968 im Kriege), 25 Train-, 50 Fussartillerie- (199 Batterien), 35 Pionier- und 33 Verkehrstruppen-Bataillonen.

Es zaehlt im Kriege bei den Hauptwaffen Mann: Infanterie 3 600 000, Kavallerie 1 000 000, Artillerie 3 000 000, Pioniere 1 000 000, Train 2 000 000, insgesamt mit allen Formationen 5 000 000.

Die Kriegsflotte hat 315 Fahrzeuge mit 3427 Geschuetzen und 968 Torpedorohren, davon 36 Linienschiffe mit 1244 Geschuetzen und 194 Torpedorohren, 8 Kuestenpanzerschiffe, 12 Unterseeboote (frueher), 7 Panzerkanonenboote, 13 Panzer, 43 geschuetzte Kreuzer, 8 Schulschiffe, 188 Torpedofahrzeuge und -Boote — 77 350 Mann.

b) Oesterreich-Ungarn. Oesterreich-Ungarn zaehlt 51 000 000 Einwohner auf etwa 677 000 qkm.

Sein Heer besteht aus 16 Armeekorps mit 33 Infanterie-Divisionen zu 62 Infanterie- und Gebirgs-Brigaden, 8 Kavallerie-Truppen-Divisionen, 19 Kavallerie- und 22 Artillerie-Brigaden, oder 178 Infanterie-, 58 Kavallerie-, 22 Feldhaubitze-, 42 Feldartillerie-Regimentern, 11 reitenden Artillerie-Divisionen, 11 Gebirgsartillerie-Regimentern, 6 Regimentern und 8 Bataillonen Festungsartillerie, 1 Eisenbahn-, 1 Telegraphen-Regiment, 16 Train-Divisionen, 4 Tiroler Jaeger-Regimentern und 26 Feldjaeger-Bataillonen oder 680 Infanterie- und Jaeger-Bataillonen, 352 Kavallerie-Schwadronen, 342 Batterien mit 1206 Geschuetzen (1828 im Kriege), 25 Festungsartillerie-Bataillonen, 22 Pionier-Bataillonen, 123 Train-Schwadronen.

Das Heer zaehlt im Kriege bei den Hauptwaffen Mann: Infanterie 580 000, Kavallerie 128 000, Artillerie 145 000, Pioniere 49 000, Train 47 000, insgesamt mit allen Formationen 2 000 000 Mann.

Seine Flotte zaehlt 204 Fahrzeuge, darunter 16 Schlachtschiffe und 116 Torpedoboote, 6 Unterseeboote, 1577 Geschuetze, 292 Lanzierrohre, 18 000 Mann Besatzung.

c) Die Tuerkei verlor seiner Zeit Ansehen und Macht durch Russland und die Balkanstaaten. Sie besitzt eine Bevoelkerung von 32 000 000 Menschen bei einem Gesamtbesitz von 2 784 000 qkm.

Sie hat im Kriege ein Heer von 1 800 000 Mann mit 4000 Geschuetzen.

Ihre Flotte zaehlt 54 Schiffe mit 396 Geschuetzen, darunter 7 Panzerschiffe mit 194 Geschuetzen, 24 Torpedoboote mit 98 Geschuetzen und 34 Rohren. Fuer sie ist jetzt der Augenblick gekommen, den geschichtlichen Kampf gegen Russland zu erneuern und so das Ansehen wieder herzustellen, das ihr die letzten Jahrzehnte geraubt.

II. Frankreich, England, Russland, Belgien, Serbien, Montenegro, Japan.

a) Frankreich zaehlt 40 000 000 Bewohner auf 536 000 qkm. Die Zunahme seiner Bevoelkerung ist nur spaerlich, seit 1906 etwa 0,88 Prozent.

Das Heer besteht aus 21 Armeekorps oder 45 Divisionen oder 93 Infanterie-Brigaden, 10 Kavallerie-Divisionen mit 30 Kavallerie-Brigaden, 21 Artillerie-Brigaden, einzeln aufgefuehrt aus 173 Regimentern Infanterie, 31 Jaeger-Bataillonen, 4 Regimentern Zuaven, 3 Regimentern Turkos, 2 Fremden-Regimentern, 5 Bataillonen afrikanischer Infanterie (zusammen 740 Bataillone), 89 Regimentern Kavallerie (445 Eskadrons), 64 Feldartillerie-Regimentern (691 Batterien mit 2760 Feldgeschuetzen), 13 Fussartillerie-Regimentern (97 Batterien).

Das Heer zaehlt im Kriege bei den Hauptwaffen Mann: Infanterie 3 000 000, Kavallerie 1 500 000, Artillerie 2 800 000, Genie 70 000, Train 30 000, zusammen (nach franzoesischen Quellen) mit allen Formationen etwa 3 800 000 Mann.

Die Flotte zaehlt 382 Fahrzeuge mit 2920 Geschuetzen und 900 Lanzierrohren; davon 23 Schlachtschiffe mit 880 Geschuetzen, 22 Panzerkreuzer, 78 Torpedojaeger, 150 Torpedoboote, 56 Unterseeboote, 50 900 Mann Besatzung.

b) England zaehlt 45 000 000 Menschen auf 314 000 qkm.

Das Heer wird auf 447 800 Mann angegeben, mit 1086 Geschuetzen; die indische Armee auf 272 000 Mann mit 72 Geschuetzen, im ganzen mit allen Formationen 1 072 600 Mann, davon in Ostindien 247 500, in Suedafrika 6940, in den Kolonien 30 000, in Aegypten 6300 Mann.

Die Flotte hat 625 Schiffe mit 2878 Geschuetzen und 1146 Lanzierrohren, darunter 66 Schlachtschiffe, 34 Panzerkreuzer, 96 Kreuzer und 217 Torpedobootszerstoerer, 114 Torpedoboote, 75 Unterseeboote, mit einer Besatzung von 135 000 Mann, im Krieg 201 200 Mann. In Taetigkeit sind 463 Schiffe.

c) Russland. Das europaeische Russland mit seinen 51 Gouvernements hat 4 889 060 qkm mit 120 588 000 Menschen. Dazu tritt Polen mit 12 500 000 Menschen auf 127 000 qkm, einem der am dichtesten bevoelkerten Teile Russlands. Das Grossfuerstentum Finnland, dessen Seen, Suempfe und Waelder neun Zehntel des Landes einnehmen, hat 373 000 qkm bei 3 154 000 Menschen Bevoelkerung. Der asiatische Besitz umfasst eine Bevoelkerung von 30 850 000 Bewohnern auf 16 850 000 qkm, die Schutzgebiete 270 000 qkm mit 2 300 000 Bewohnern, ergibt 22 509 060 qkm und 170 392 000 Menschen. Dieser gewaltigen Masse steht — wenigstens auf dem Papier — gegenueber:

Heer (mit Finnland) 37 Armeekorps oder 70 Infanterie-Divisionen und 24 Kavallerie- und Kosaken-Divisionen oder 158 Infanterie-, 60 Kavallerie- und 71 Artillerie-Brigaden oder 353 Infanterie- und Schuetzen- und Kavallerie-Regimenter oder 1284 Infanterie-Bataillone, 834 Kavallerie-Schwadronen, 643 Feldbatterien mit 2200 Geschuetzen (im Krieg: 1676 Bataillone, 1326 Schwadronen, 569 Batterien mit 5830 Geschuetzen).

Das Gesamtheer zaehlt im Kriege bei den Hauptwaffen 2 850 000 Mann Infanterie, 344 000 Mann Kavallerie, 297 000 Mann Artillerie, 72 000 Mann Genie, 26 000 Mann

Train, — zusammen mit allen Formationen etwa 3616000 Mann, ohne die Reichswehr (Landsturm).

Die Flotte hat 396 Fahrzeuge mit 2750 Geschuetzen und 541 Lanzierrohren, darunter 19 Schlachtschiffe mit 605 Geschuetzen, 7 Panzerkreuzer, 81 Torpedozerstoerer, 56 Torpedoboote; die Besatzung betraegt 53 500 Mann.

d) Belgien hat, oder man darf wohl sagen hatte: 29 452 qkm und eine Bevoelkerung von 7 423 784 Koepfen. Es hat in der Kongo-Kolonie einen Besitz, der doppelt so viel Bewohner wie das Mutterland hat und einen fast zehnmal so grossen Umfang. Sein Heer zaehlte in der aufgestellten Friedensformation 184 500 Mann mit 240 Geschuetzen. Eine Verstaerkung durch die Buergergarde in Hoehe von 157 500 Mann war vorgesehen.

e) Serbien hat jetzt 88 000 qkm bei 4 650 000 Bewohnern. Das Heer hat eine Kriegsstaerke von 400 000 Mann mit 1500 Geschuetzen.

f) Montenegro, das kleinste aller Koenigreiche, hat 14 200 qkm mit 930 000 Einwohnern, unterhaelt eine Kriegsarmee, die 10 Prozent der Einwohnerschaft ausmacht, 42 000 Mann (100 Geschuetze).

g) Japan, das, wenn es sich am Kriege gegen uns nach der heimtueckischen Wegnahme von Kiautschou auch nicht mehr taetig beteiligt, darf in der Aufzaehlung der feindlichen Kraefte trotzdem nicht vergessen werden. Es hat 673 681 qkm bei 69 647 025 Einwohnern. Seine Kriegsstaerke betraegt 600 000 Mann (ohne Landsturm) mit 1440 Geschuetzen. Die Flotte zaehlt 169 Fahrzeuge mit 735 Geschuetzen, darunter 15 Schlachtschiffe, 14 Panzerkreuzer und 120 Torpedoboote, Besatzung ist 50 000 Mann.

Es ergeben sich auf Grund der vorstehenden Auffuehrung folgende Zahlen:

	Einwohner	□-km	Heer		Flotte					
			im Kriege	Feldgeschuetze	Schiffe	Geschuetze	Schlachtschiffe	Torpedoboote	Besatzung	
I.										
a. Deutschland	65 000 000	541 000	5 000 000	5 000	315	3427	36	188	77350	
b. Oesterr.-Ung.	51 000 000	677 000	2 000 000	2 900	204	1577	16	116	18 000	
c. Türkei	32 000 000	2 784 000	1 800 000	4 000	54	396	7	24	5 000	
	148 000 000	4 002 000	8 800 000	11 900	573	5 400	59	328	100 350	
II.										
a. Frankreich	40 000 000	536 000	3 800 000	3 180	382	2 920	23	150	50 900	
b. England	45 000 000	314 000	1 072 600	2 068	625	2 878	66	114	201 200	
c. Russland	170 392 000	22 509 060	3 616 000	5 830	396	2 750	19	56	53 500	
d. Belgien	7 423 784	29 452	184 500	240						
e. Serbien	4 650 000	88 000	400 000	500						
f. Montenegro	430 000	14 200	43 000	100						
g. Japan	69 647 025	673 681	600 000	1 444	169	735	15	120	50 000	
	337 542 809	24 164 393	9 716 100	13 358	1 572	9 283	123	440	355 600	

Die obenstehende Zusammenstellung gibt die Kriegsstaerke der eigenen und feindlichen Heere nach den in den Statistischen Jahrbuechern 1914 veroeffentlichten Zahlen an. Weitere Angaben stehen ja heute noch nicht zur Veruegung. Selbstverstaendlich hat inzwischen eine grosse Verschiebung stattgefunden. Russland und England haben ganz bedeutend mehr Menschenmaterial aufgebracht, als zu Anfang des Krieges vorgesehen war, andererseits sind Russlands Armeen durch die glaenzenden Erfolge unseres Hindenburg gelichtet, die Haelfte der Geschuetze erobert, Belgiens Heer besteht nicht mehr, und Englands Flotte hat eine starke Einbusse durch die Erfolge unserer praechtigen Unterseeboote erlitten.

Hauptm. de Liagre.

Feldpostadressen,

die infolge ihrer Entgleisungen des Humors nicht entbehren, sendet uns ein freundlicher Feldpostbeamter:

1. Komp. gemachtes Int. Reg.
- Festungsmaschinen Gefährtrupp.
- Rabbinerregiment (statt Karabinier).
- Uebermaessige Et. Fuhrparkkolonne.
- Pionierversuesskomp.
- Kriegsfreiw. beim verschraenkten Kommando.
13. Bay. Inf. Geschwader.
- Prikade Korb.
- Zur Zeit im Schuetzengraben vorerst aber noch im Feldlazaret zu Flers.
- Marinenwerfer Abteilung.
- Schweineproviantkolonne.
- Westreslazaret Lille.
1. Marine Infr. Beriguante.
- Munuzion Kolonie.
4. Feldmenuekolonne.
- Landwirt Infanterie Reg.
- Kriegsbefehlant.
- Mobile Etappen Karawane.
- Matrazen Division.
- Armeefabrik (statt Armee Fabeck).
- Schwere 3. Provisionskolone.
- Alarmierungsmunit. Tabellen Kol.
6. Armee Oberkomet.
14. Armee furz 2.
- Sichadel Lille (statt Zitadelle).
- Reisende Abteilung (statt reitende).
- Vertrunkene Abteilung.
- Geschraenkte Abteilung.
- An die Friedhofs (deutsche Militaertotenchefs Verwaltung) le Foreste bei Douai.
- Dienstfaehige Et. Insp.
- Armeegrupphuette.
1. schwere Munuziankaplanci.
- Marinekavallerieregiment.
- Etabliesement 6.
- Zeugenlazaret (statt Seuchenlazaret).
- Seugelazaret.
- Rekrutenbotte (statt Rek.-Depot).
- Etappen Inspektion der 6. Bremse.
- Betriebs Eisenb. Direktion 3. Galerie (statt Charleroi).
- Bilanz Et. Kol.
3. Kofferdivision (statt 3. Kav.-Div.).
- Mobusiertes Reg.
- Feldpostlazaret.
4. Erz. Div.
- Zersprungene Komp.
- Fest. Furz. Kol. Nr. 6.
- Marinenwerfer Abtlg.
- Marinekavallerie Rgt.

- Belegungs Train (Belagerungs-).
ueberplanmaessige Fussbatt. z. Z. Schnellfeuer Panzerkanne.
Kriegsbruecken-Equipage.
55 Emobilierte Brigade.
bursche bei Hptmann K. in der Kriegsbuntel-Commission z. Z. Sakatelle Lille (Zitadelle).
Sparschuh-bataillon Nr. 2.
1 Feldbuechsenwerfer-Kaon.
Messerbatterie (Moerser-).
9. gem. Ldw. Brigante.
An den Tatzmaeziegen Feldwebel.
Batterieschlosser bei den brummern 42.
Pianier G. Flammenwerfer.
Armeeferkelhaus (Falkenhausen).
beim Korbrueeckendren 3 by. A. K.
Garnisondienstfaehig in La Fere.
6 ueberlaendische Batterie Luettich.
Pferdesammlung Lille.
An die deutsche Autoritact in Halluin (Hallein) zurueck wegen Kriegszustand.



Ut J'hann Stuewen sin Franzosentid.

Na, Madam, kockt de Kartuffel ak?
Merci, monsieur, je ne suis pas très bienportant.
Kick mol, dat Flesch is ok all moer?
Oui, Oui, monsieur, c'est la guerre, c'est un malheur.
Dat is schoen, denn koenn' wi ja bald wat eten.

Granatsplitter.

Die russischen Blaetter behaupten, wir seien feige. Die russischen Soldaten brauchten nur beide Haende hoch zu heben, gleich hoerten wir auf zu schiessen!

Wie reif macht der Krieg den Soldaten! Sogar ganz junge Leute haben erklart: sie fuehlen sich schon ganz wie siebzig!

Die Franzosen haben uns so lange ihre Mode diktiert, jetzt muessen sie sich an die Deutsche Tracht gewoehnen.

Ob die Russen, die „Petersburg“ in „Petrograd“ umwandelten, jetzt auch „Hintegrad“ statt „Hinden burg“ sagen?

Den Englaendern ist keine Heldentat zu schwer — zu depeschieren!

Der bayerische Flieger.

Das muss man sehgen, wie dass wir fliegen:
Vom Boden auf und in die Hoeh'!
Es kann uns ja kein Mensch nicht kriegen,
Viel weniger ein Schwolischeh.
Wir brauchens keinen Gaul beschlagen,
Der wo den teuren Habern frisst.
Er kann uns nicht zum Himmel tragen,
Weil dieses ihm beschwerlich ist.

Wir haben's den Mantor gebauen,
Der wo von selber gehen muss;
Er tuets den Benzin verdauen
Und macht aus ihm den Fliegergruss.
Er gehet g'schwindsig, er geht schnelle,
Die Nachtigall kann da nicht mit;
Er fliegt zum Himmel, fliegt zur Hoelle —
Mein Schatz, der heisst Maria Schmidt.

Maria Schmidt mein Schatz sich nennet
Und betet's sehr, das ist schon gut,
Dass mich die heisse Hoell nicht brennet,
Wo man's so nah vorbeifliegen tut.
Maria Schmidt, tu dich nicht graemen,
Indem, dass wir nicht narret sin,
Und muessen wir zum Teufel kemen,
Wir haben's jetzt noch nicht im Sinn.

Maria Schmidt, ich muss dir sagen,
Wir fliegen ja beim Himmelszelt;
Die schoenen Sterndlein tun uns plagen,
Wenn auf das stolze Haupt eins faellt.

Die scharfe Sonne tut uns brennen,
Wenn man ihr in das Antlitz fliegt —
Maria Schmidt, das muss man g'woehnen,
Bis dass der Wehdam sich verzieht.

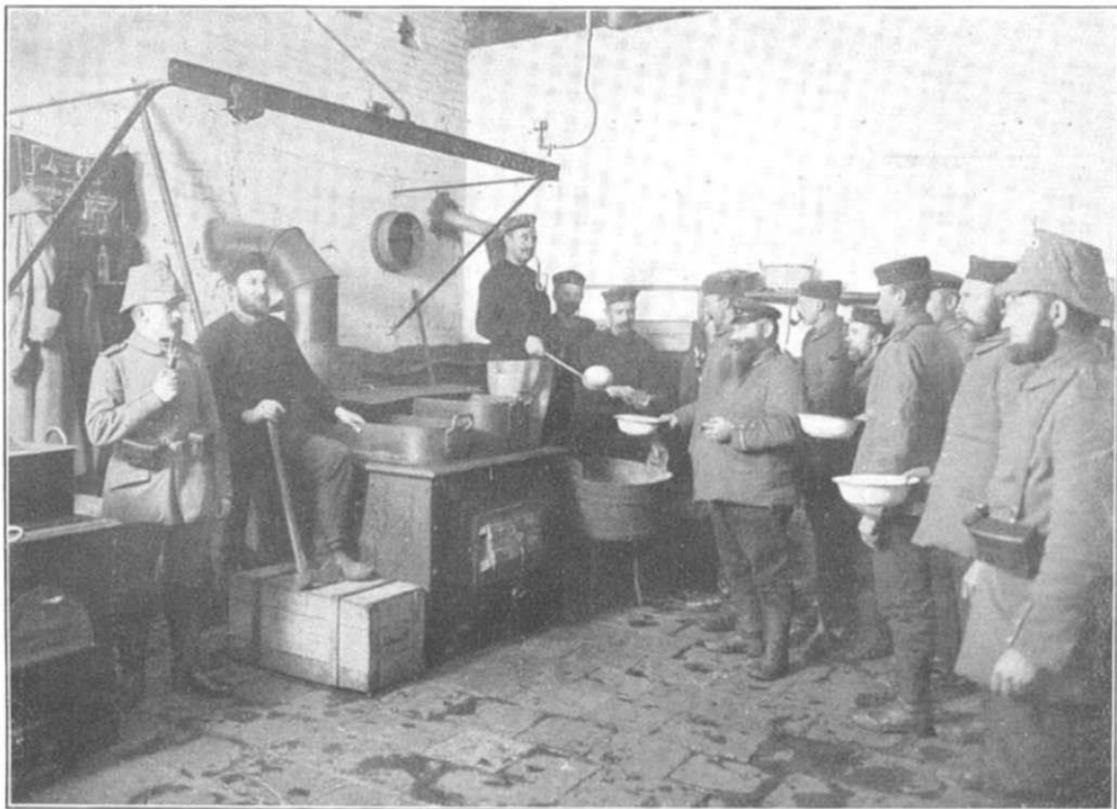
Der heilige Sankt Petrus lachet,
Wann's ihm ein Flieger winken tut;
Er gehet's an die Tuer und machet
Sie sehr geschwindsig vor uns zu.
„Du heiliger Sankt Petrus, sage,
Was machest du das Tuerlein zu?
Es tut den Flieger sehr verschmachen,
Wann man ihn so behandeln tut.“

Der heilige Sankt Peter brummet:
„Kein Flieger daerf ja nicht herein,
Der wo mit Rauch und Suenden kummet
Und habet's keinen Heilingschein.“
„Und wann's wir keinen Schein nicht haben,
Das machet nichts, Sankt Peterus:
Der wo als Flieger wird begraben,
Den Heilingschein bekommen muss.“

Er kommt mit dem Mantor gefahren,
Wohl in den Himmel muss er hin
Und auf der Musi daerf er drahren
Mit einer feschen Marterin.“
Und der dies neue Lied gemachet,
Das ist ein Flieger, wie man sieht;
Und wann es in den Lueften krachet,
Dann denkt er an Maria Schmidt.



Unser Landsturm in Lille.



Die Ausgabe der warmen Mittagkost in der Landsturmkueche.



Grossreinemachen in einem Liller Fort.



„Die Musik kommt!“
Augenblicksbild von der Rue nationale in Lille.

Aus dem Kasernenleben des Landsturms in Lille.

Den deutschen Landsturmmann machen uns die Herren Franzosen so leicht nicht nach: den strammen eisbaertigen Vaterlandsverteidiger, der Weib und Kind, Beruf und Heimat verlaesst, um in Feindesland treue Soldatenpflichten zu erfuehlen. Ganz Belgien befindet sich im Schutze dieser ernstesten, pflichtbewussten Krieger. In ihnen ist alles das wieder erwacht, was die grosse Begeisterung vor hundert Jahren schuf: das Daransetzen der eigenen Persoenlichkeit an ein hohes Ziel.

Nicht ohne Ruehrung sehen wir die Landsturmlaute, die oft aus gehobenen Lebensumstaenden, aus verantwortungsreichen Aemtern kommen, die zu Hause grosse Betriebe zuruecklassen mussten, in soldatischer Treue und pflichtmaessiger Unterordnung den Wachtdienst, der ihnen obliegt, erfuehlen. Unseren Landsturmlauten selbst aber ist es wie eine Erinnerung an die eigene Jugendzeit, da sie noch als Dreijaehrige oder Einjaehrige den alten strammen Drill des Exerzierreglements erlernten. Im Schuetzendienst, in der Ausnutzung des Gelaendes moegen die Jungen ihnen ueber sein; dass aber eine bewundernswerte Strammheit beim Landsturmmann in allem festzustellen ist, was Schritt und Tritt, Haltung und Griff, Parade und Wachtdienst anbelangt, das haben wir in Lille nun schon bei mehreren festlichen Gelegenheiten mit grosser Freude anerkennen koennen. Besonderen Reiz bekommt das kameradschaftliche Zusammenleben der Landsturmlaute dadurch, dass der Ersatz der Bataillone sich nicht aus verschiedenen Gegenden zusammensetzt, sondern dass jedes Landsturm-Bataillon ein gewisses lokalpatriotisches Gepraege erhaelt durch heimatliche Zusammengehoerigkeit. Gute freundschaftliche Beziehungen knuepfen hier schon von Hause aus Faeden zwischen den einzelnen Mannschaften; die Erlebnisse in Feindesland bringen Herzen und Sinne auch der einander noch fremd gewesenen Nachbarsleute naeher, und so ist fuer den Rest des Lebens ein gutes Band treuer Kameradschaft vorhanden.

Nicht ohne Humor finden sich die „aelteren Semester“ in die Anfangstaetigkeit ihrer Rekrutenzeit zurueck. Ein strammer Kasernendienst hat eingesetzt, es wird mit Appellen nicht gekargt. Sie alle, die wir da in Wehr und Waffen sehen, empfinden diesen Aufenthalt in Feindesland als die Erfuehlung der schoensten Aufgabe im Mannesleben: mit Leib und Leben, Gut und Blut einzutreten fuer den Schutz und die Sicherheit der Heimat.

In der ganzen Welt duerfte wohl eine nach den Lebensumstaenden im Zivil so buntgemischte Truppe kaum zu finden sein, wie sie der Landsturm darstellt. Noch mehr als bei der aktiven Truppe und bei der Landwehr macht es sich hier geltend, dass die Mehrzahl der Mannschaften schon die Hoehe ihres Lebens erreicht hat. So finden wir unter den Landsturmlauten die Inhaber und Leiter grosser Betriebe des Handels und der Industrie. Der kleine Haendler und der grosse Kaufmann sind vertreten. Beamte jeder Stufe erfuehlen in den verschiedenen Bataillonen ihre Landsturmpflicht. Aus den freien Berufen stroemt ihm eine Fuelle von Kraefte zu, die sich in der Heimat grosser Anerkennung erfreuen. Es finden sich Kuenstler und Gelehrte, Ingenieure und Landwirte, Professoren und Techniker in grosser Zahl, nicht nur unter den Offizieren, sondern auch unter den Mannschaften. So duerfen wir im Landsturm recht eigentlich das Volkshoer erblicken, das, dem einen Zweck dienend, sich dem einen Willen fuegt: dem Ruf des Allerhoechsten Kriegsherrn zu folgen, um gegen eine Welt von Waffen aufzustehen und Schirm und Schutz der heimatlichen Grenzen zu uebernehmen: Heute steht der Landsturm schon Schulter an Schulter mit unseren jungen Matrosen an der Nordkueste des eroberten Belgiens.

Reiterlied.

Beim Morgenschein zur Stadt hinaus
Mit Lachen und mit Singen,
Wir reiten in den schweren Strauss
Mit blanken, blitzenden Klingen.
Und jeder Hieb und jeder Stich,
Mein Heimatland, fuer dich!

Durch Feindesland bei schwarzer Nacht,
Wenn kalt die Sterne blinken;
Hart klappt der Huf, das Leder kracht;
Wird uns bald Ruhe winken?
Ich halt' im Sattel tapfer mich,
Mein Heimatland, fuer dich!

Und regennass, im Zwielihtschein
Ueber Aecker, ueber Brueche,
Wir Jungen hauen herzhaft drein
Und murmeln Gebete und Flueche.
Und jeder Hieb und jeder Stich,
Mein Heimatland, fuer dich!

Wohl mancher Brave stuerzt ins Gras
Und bleibt fuer ewig liegen.
Doch mit uns reitet heisser Hass;
Wir sterben oder siegen.
Was tut es, wenn auch ich verblich,
Mein Heimatland, fuer dich!

Hans Binder.

Von hier und daheim.

Beim Einueben des Einmaleins wird ein Junge in der Schule gefragt, wieviel 6 mal 7 sei. Das helle Kerlchen, gewiss spaeterer Artillerist, antwortet: „Die dicke Bertal“ (42-cm-Geschoss.)

Wir haben in unserm Regiment einen stets froehlichen Referendar, einen sogenannten „feinen Hund“ als Kriegsfreiwilligen. Er scheut sich vor keiner Arbeit. Neulich musste er, als die Jauchengrube (jetzt der „Englaender“ genannt) als Geschuetzstand gebraucht wurde, diese reinigen. Froehlich das Lied singend: „Ein jeder Mann ist so gestellt, dass er nicht in die Jauche faellt“ schob der „feine Hund“ den Schubkarren ueber den Brettersteg. Pumps, rutscht ausgerechnet er aus und liegt in dem uebelriechendem Nass (dem „Englaender“ in den Armen). Er scheint also doch nicht so gestellt gewesen zu sein!

Auf den Gewaltmaerschen nach Belgien hatte unser Oberst das Pech, die „Schnelle Kathrine“ zu erwischen, so dass er sich zeitweise statt zu reiten auf den Munitionswagen setzen musste. Wie er nun so, den Kragen hoch, eingepackt sitzt, dreht sich der Stangenfahrer, der den Platzwechsel nicht bemerkt hatte, um, zu seinem vermeintlichen Bremskameraden: „Dummes Luder, kannst denn gar nimmer bremsen?“ Nein, der Herr Oberst konnte es wirklich nicht, sondern musste sofort absitzen und im nahen Gebuesch verschwinden.

Auf den Maerschen in Belgien, wo es den Soldaten wegen der Vergiftungsgefahr verboten war, rohes Wasser zu trinken, tritt ein Landser mit einem gefuellten Feldbecher auf unsern Oberarzt zu und sagt treuherzig: „Wollen Herr Doktor mal probieren, ob dies Wasser vergiftet ist?“

Ein Artillerieoberst reitet im Schritt, gerade um die Zeit des Mittagsegens, als es drueben beim Gegner schon zu brodeln anfaengt, die Feuerstellung seiner sechs Batterien ab; jeden Augenblick kann sich der Segen auf den sichtbar reitenden „hoehern Stab“ ergiessen. Doch Fortuna ist hold, unbehelligt gelangt der Herr Oberst, im Schritt reitend, bis zur sechsten Batterie. Dort hoert er, wie ein hinter ihm befindlicher Leutnant sagt: „Dammich, das war aber eine Nervenprobe!“ — Der Herr Oberst dreht sich um und sagt guetig: „Wer sagt Ihnen denn, dass mir nicht ungemuetlich zu Mute war?“

Die 7. Kompagnie 169 bei Saarburg am 21. August 1914.

Von einem Mitkämpfer.

Endlich loeste die warme Augustsonne die nasskalte Nacht nach dem Gefecht bei Vallerystal ab und man war froh, dass der Befehl zum Weitermarsch uns aus den Strassengraeben herausholte, wo wir frierend, nur in unsere Maentel gehuellt, ohne Stroh und Feuer, zusammengekauert gelegen hatten. Vorne das III., dahinter unser II. Bataillon. Unsere Offiziere waren fast die ganze Nacht auf der Strasse auf- und abgegangen, um warm zu bleiben. Der Gedanke „Vorwaerts und ran an den Feind“ belebte uns so, dass Muedigkeit und Hunger vergessen ward. Unser Vormarsch fuehrte durch Dreibrunnen-Biberkirch auf Weiher zu. Ploetzlich erschienen am Himmel nach scharfem Knall die bekannten vier weissgelben Woelkchen rechts von uns, und sehr bald wussten wir, dass der Feind in Weiher stand.

Also drauf! „Das III. Bataillon links, das II. rechts des Weges Biberkirch-Weiher entwickeln.“ Ein schoenes Gefecht begann, wie auf dem Uebungsplatz mit Entwicklung in der Deckung, und schon bald hatten die anderen Kompagnien sich zum Sturm herangearbeitet, als in unserer rechten Flanke heftiges Artillerie- und Infanteriefuer das Bataillon zwang, liegen zu bleiben.

Da gab unser vorbildlicher Major T. unserem Kompagniechef Hauptmann D. in aller Ruhe den Befehl „in der rechten Flanke vorzugehen und die Artillerie zu nehmen“. Das war ein Sonderauftrag, und wir freuten uns alle darauf, wussten wir doch, dass unser Hauptmann bei aller Vorsicht sehr schneidig zu Werke ging.

„Auf! Vorderste Gruppe rechts schwenken, mir nachfolgen!“ So ging es dem Feind entgegen. Dal wieder 4 ohrenbetaebende Knalle ueber uns, und ehe die letzte Gruppe die Deckung erreicht hatte, war unser Feldwebel Schleehe Weiss schwer verwundet, ein Hornist tot und beide Pferde des Hauptmanns und sein Bursche verwundet.

Wie auf dem Exerzierplatz kommandierte unser Fuehrer: „Halblinks marsch marsch — gerade aus!“ Als ob nichts geschehen, ging es weiter durch ein Wiesental einen steilen Waldhang hinauf, waehrend rechts von uns andauernd die Schrapnells einschlugen.

Oben angelangt, war der Hauptmann mit einem Unteroffizier vorgekrochen. Bald holte er uns, und mit grossen Zwischenraeumen, in der Deckung entwickelt, krochen wir vor.

Auf etwa 1200 m sahen wir drei franzoesische Batterien in der rechten Flanke unseres Regiments stehen. Wie die Wiesel krochen wir in Kartoffel- und Haferfeldern vor, und auf 800 m ueberschuetteten wir die feindliche Artillerie mit einem so wirk-samen Feuer, dass wohl die Haelfte der Bedienungsmannschaften in den dahinter-liegenden Wald ausriss. Trotz des Ernstes der Sache lachten wir aus vollem Halse und vorwaerts ging's in Spruengen, die wir im Frieden nie so lang und so schnell gemacht hatten.

Dal was war das? Ping ping kam Infanteriefuer. Wir hatten in einem Gehoeft ploetzlich den feindlichen Artillerieschutz vor uns. „Halb rechts im Gehoeft und in den Gaerten Schuetzen — Visier 400 — Schuetzenfeuer!“ ertoente in bekannter Ruhe die Stimme unseres Hauptmannes. Es entspann sich ein kurzes Feuergefecht, unsere Badener schossen mit glaenzender Ruhe und Sicherheit, so dass die Franzosen, einer nach dem anderen, in das Haus sprangen. Nach dem naechsten Sprung — das stets zu hochgehende Feuer wurde schwaecher — pflanzten wir ohne Befehl das Seitengewehr auf. „Erst die Fenster unter Feuer nehmen!“ Aber es hielt uns nicht, wir gingen durch mit dem Ruf: „Nee, Herr Hauptmann, wir gehen druff!“ Unser Hauptmann lachte und sagte: „Na, wenn Ihr nicht anders wollt, dann gehorche ich eben Euch“. Mit dem Saebel in der Rechten stuermte er uns dann voran auf das Gehoeft los, aus dem jetzt Salven ueber uns hinwegfegten. Im Nu waren wir dort, die Franzosen rissen

teilweise aus, das Gehoeft steckten wir an, von dem im Hof von den Franzosen frisch geschlachteten Ochsen schnitten wir uns gute Stuecke ab, tranken das Selterwasser aus, das wir auftrieben, erschossen die aus dem Hause springenden versteckt gewesenen Franzosen, denen es jetzt zu warm darin wurde, und gingen dann weiter gegen die immer noch ab und zu schiessenden Batterien vor.

Unser dritter Zug unter dem guten Oberleutnant Peters, der nun leider auch schon gefallen ist, nahm gegen 40 Mann gefangen.

Nur noch 300—400 m trennten uns von den Batterien. Ein kurzes Schnellfeuer, die letzten Bedienungsmannschaften fielen oder rissen aus, und nach kraeftigem Hurra waren die 12 Geschuetze in unserem Besitz.

Wir nehmen nichts?

Wir pfluegten friedlich uns're Scholle
Und nutzten, was die Erde bot,
Dass sich das Volk entwickeln solle
Zur Blute, frei von aller Not;

Wir tauschten, was entbehrlich schien,
Und Kunst und Wissenschaft gedieh'n.

Da kam der raenkevolle Brite
Samt Russen und Franzosen an,
Den Belgier in ihrer Mitte,
Auch der Japaner zog heran,

Voll Bosheit jeglicher Kumpan. —
Uns zu vernichten, war ihr Plan.

Sie kannten nicht das deutsche Wesen,
Nicht Treue, Kuehnheit, Kraft und Mut,
Die Ahnen-Ertheil uns gewesen,
Fortwirken in Gemuet und Blut. —

Wir hatten bald sie ueberrannt
Und kaempfen nun im Feindesland.

Da dringt zum Kampffeld eine Stimme
Aus Deutschland, die vom Frieden spricht,
Dem Feind vernehmlich; und im Grimme
Erstarren wir, begreifen's nicht:

„An Grund und Boden nicht gebricht's
Dem deutschen Volk. Wir nehmen
nichts!“

Wir nehmen nichts? — Bist du von Sinnen?
Hat Hochmut dir getruebet den Blick?
Soll uns der Siegespreis entrinnen
Und wieder drohen das Geschick,

Dass uns, durch Rachsucht angefacht,
Erdrueckt der Feinde Uebermacht?

Das Blut der deutschen Legionen,
Soll es umsonst vergossen sein? —
Das Leid, das ueber Millionen

Von Frau'n und Kindern brach herein,
Muss Suehne finden, denn es schreit
Zum Himmel nach Gerechtigkeit! —

Wie waer' es unserm Volk ergangen,
Wenn uns besiegt die Ueberzahl,
Wenn in die deutschen Lande drangen
Die wilden Horden allzumal,

Die Tuecke, List und Niedertracht
Vom Erdball rings herangebracht? —

Wir nehmen nichts? — Sie naehmen alles!
Auf uns're Ostgau'n magst du schau'n;
Die Spuren dort des Raubanfalles
Erwecken Schauder nur und Grau'n!

Nur uns'res Volkes Mut und Blut
Hat uns erhalten deutsches Gut.

Halt ein! — Kein Streiten um die Haeute,
Bevor zur Strecke ist gebracht
Das Raubtierrudel und die Beute
Sich schaeetzen laesst, die wir gemacht.

Dem Kampfe wollen wir allein
Jetzt Sinne, Herz und Haende weih'n!

Wir wollen und wir muessen siegen —
Mit Gottes Hilfe wird's gescheh'n!
Und wenn dann ganz zu Boden liegen
Die Feinde und um Frieden fleh'n,

So plagt uns nicht die Laendergier;
Doch was wir brauchen, nehmen wir!

Nur Wuensche uns'rer Brust entquellen,
Die uns'res Volkes Wohlfahrt heischt;
Die Zukunft woll'n wir sicher stellen,
Dass nicht von neuem uns zerfleischt
Der fremden Voelker Hass und Neid
Und stoert des Buergers Taetigkeit.

Dass uns're Wunden bald sich schliessen,
Dass Deutschland Friedenshort kann sein,
Wo Recht und Treue Schutz geniessen,
Dass deutsches Wesen kann gedeih'n, —
Was dazu noetig, — das ist Pflicht —
Das nehmen wir und and'res nicht!

G. Sonderhoff.

Vullmaondnacht.

Staeiht en Landwehrmann up Wacht
Daeip in Flandernland.
Fast de Flinte in de Hand,
In de waeike Miaertennacht,
Haett an Frau un Kind gedacht.

Sitt en Wiew bi Moenster dicht,
Waeigt dat kleene Kind,
Bouten hell de Vullmaond schient.
Un se singt: „Slaop gut, min Wicht,
Vater, de vergaett us nicht.“

Vullmaond mit sien breet Gesicht
Schient in Flandernland,
Lacht vergnoegt in't Moensterland,
Brengt en Gruss von Wiew un Wicht
Dem, de aechter Ypern liggt.

Uoffz. Meurin.

Kindergruesse aus der Heimat.

Das Wort „Liebesgaben“ hat seinen besonderen Klang in der Heimat ebenso wie draussen im Felde in der vordersten Feuerstellung. Heute nun denke ich dabei vor allem an Liebesgaben, welche uns Schulkinder zukommen liessen zum Verteilen an unsere Verwundeten. Wir brachten diese Sachen unter, weil sie so am besten in die Front kommen. Das war oft viele Arbeit, aber schon das Auspacken der grossen Kisten hat uns unendliche Freude gemacht. Mit welcher Sorgfalt hatten die Lehrerinnen gepackt. Dann aber erst die Briefe, die in gereimter oder ungereimter Form den Soldaten diese Liebesgaben uebersandten. Ich denke nur an die mannigfachen Ueberschriften. Da konnte man lesen: Lieber Krieger; tapferer Krieger; hochverehrter Herr Krieger; lieber Vaterlandsverteidiger; lieber Held usw. Und nun erst die Schreiben selbst!

Einem Paeckchen, in dem sich Zigarren, Taschentuecher und Hustenbonbons befanden, lag folgender Brief bei: „Sehr geehrter Herr Soldat! Sie sind jetzt im Kriege und schlagen sicher viele Franzosen und Russen tot. Am meisten aber muessen Sie die Englaender verpruegeln. Wenn Sie aber mal muede sind, dann rauchen Sie mal eine von diesen Zigarren. Manchmal bekommen Sie sicher Schnupfen, weil Sie viel im Wasser stehen. Darum schicke ich an Sie Taschentuecher und Hustenbonbons. Die schmecken aber auch gut, wenn man nicht husten muss. Schicken Sie mir doch vom blutigen Schlachtfeld eine Karte. Wenn Sie nach England kommen, dann bitte mir noch eine. Kommen Sie gut nach Hause. Viele Gruesse...“

Ein kleines Maedchen schickte Struempfe und Schokolade und schrieb dazu folgenden ruhrenden Brief: „Mein lieber Kriegersmann! Die Struempfe habe ich gestrickt. Die anderen Kinder sagen, das waere keine gute Wolle. Aber sie halten schon. Wenn sie ein Loch haben, dann schicken Sie mir Ihre Adresse, dann schicke ich neue. Das Geld fuer die Schokolade habe ich mir verdient. Ich hole naemlich fuer die Frau Doktor die Eier. Und davon habe ich die Schokolade gekauft.“

Ein kleiner Badener schreibt: „Verehrter Herr Grenadier! Sie feiern Weihnachten im Lande der Franzosen. Das muss ein boeses Volk sein. Der Herr Lehrer sagte, die haetten nicht einmal einen Weihnachtsbaum. Die Grenadiere werden sie schon verhauen, dass die Lappen fliegen.“

Aufs hohe Ross aber setzt sich folgende Schreiberin — jedenfalls eine Hoehere Toechterschuelerin: „Mein lieber Vaterlandsverteidiger! In diesem heiligen Kriege fuer Deutschlands Sein oder Nichtsein ueberrascht Dich das liebe Weihnachtsfest. Schaeme Dich nicht der Mannestraene, die an diesem Heiligen Abend ueber Deine gebraeunte Wange fliessen wird. Es ist etwas Grosses, Weihnachten im Kriege zu erleben. Gott schuetze in der heiligen Nacht Dein teures Leben. Dein Weib und Deine Kinder gedenken Dein in Wehmut und Dankbarkeit. Das Neue Jahr, so wuenschen wir, fuehre

Dich heim, den Helm des Siegers geschmückt mit dem ersten Gruen. Die Schokolade und die Zigarren schickt Dir ein deutsches Maedchen, dessen Vater auch im heiligen Kriege steht.“

Diese Stichproben moegen genuegen. Wie haetten aber diese Kinderaugen wohl gestrahlt, wenn sie haetten Zeugen sein koennen von der Freude, welche die Soldaten an diesen Gaben und Briefen gehabt haben. Da den Briefen meist Karten mit Adressen des Schreibers beilagen, konnten sich die Empfaenger selbst bei den Kindern bedanken. Die Folge war wiederum die, dass das hochbeglueckte Schulkind unmittelbar dem betreffenden Soldaten ein Paeckchen sandte. So haben sich, wie ich von mancher Lehrerin weiss, reizende Freundschaftsverhaeltnisse angebahnt zwischen dem Schulkinde daheim in Deutschland und „seinem“ Soldaten draussen im Felde.

Divisionspfarrer Keller.

Granatsplitter.

Das russische Heer zerfaellt in Nordarmee, Suedarmee, Westarmee und Ostarmee! Man kann sich ueberhaupt nicht vorstellen, wie kolossal die russische Armee zerfaellt!

Zu was brauchen die Englaender noch Luftschiffe? Ihre gewoehnlichen Handels- und Transport-Dampfer fliegen ja so schon in die Luft! —

Russisches Sprichwort: Wenn der Russe voll ist, laeuft er ueber!

Wir Deutschen haben die groessten Brummer, die Franzosen die groessten Schreier!

Wer den Kreuzer nicht ehrt, ist den Dreadnought nicht wert.

Kosaken.

Als Kind schon, ich entsinn' mich genau,
Malte uns oft eine steinalte Frau
In ihrer zerschlissenen Jacken
Die Schrecknisse der Kosaken.

Nun zog ich als Mann noch gen Osten
ins Feld,
Hoer', dass gefallen so mancher Held
Von uns, bei lust'gen Attacken,
Doch fehlten die Kosaken.

Von Staedten und Doerfern den Flammen-
schein
Sah weit ich leuchten ins Land hinein
Am Himmel, in blutroten Zacken,
Das war die Tat der Kosaken!

Greise und Sieche begegnet mir sind,
Auf Wagen die Habe, mit Weib und Kind,
Tief hatten gebeugt ihren Nacken,
Mit harten Faeusten Kosaken.

Wo ein Deutscher gefallen im Hinterhalt,
Wo gepluendert ward mit roher Gewalt,
Als haetten gehaust tolle Bracken,
Wollust war das den Kosaken.

Nur in der Feldschlacht sah ich sie nicht —
Offenbar scheu'n sie das klare Licht,
Aasgeier soll'n sie zerhacken,
Die Wuergengel, die Kosaken.

Thilo Kieser.

Palmsonntag am Heldengrab.

(Friedhof zu Lomme bei Lille.)

Der Morgenwind weht leise uebers Feld,
Von fern nur toent das Donnern der Kanonen,
Ich stehe stumm in einer andern Welt,
Wo treue Helden — tote Helden wohnen.

Dort ruht ein Kind, der Eltern Freude,
Gott nahm's zurueck in seine Welt,
Und hier — der tueck'schen Kugel Beute:
Ein Kriegsfreiwilliger, er starb als Held.
Dort liegt ein Maedchen, dem der Tod
Das Ende war von Schmerz und Leiden,
Ein Unteroffizier, im Morgenrot
Gefallen, ruht an seiner Seiten.
Es zeigt ein prunkhaft Kreuz von Stein,
Wie man den reichen Mann geehrt,
Hier schmueckt ein Holzkreuz, schlicht und klein,
Den toten Leutnant, lieb und wert.
Und dort, das letzte Heldengrab?
— Mein aeltester, mein bester Kamerad,
Den ich so gern, so gern gehabt,
Ruht aus nach mancher Heldentat.
Das Kreuz von Eisen, das er trug,
Ziert auch des Grabes Kreuz von Holz,
Der Welt zur Ehr', dem Feind zum Fluch
Leucht' es auf fremder Erde, stolz!

Der Morgenwind weht leise uebers Feld,
Herueber rauscht's vom fremden Tannenwald:
Deutschland ueber alles in der Welt;
Gott strafe England, straf' es bald!

Uoffz. Johannes Scheibner.

Die Telegraphen-Gruppe.

Eine Telegraphen-Gruppe hat den Auftrag, eine Telephon-Schleife herzustellen. Unterwegs kormen sie zu einer Bahnwache. Der dort befindliche Oberleutnant sagt zum Gruppenfuehrer: „Sie koennen nur bis zur zweiten Ueberfuehrung bauen, dann kommen Sie in die Gefahrzone.“ Der Vorarbeiter: „Zu Befehl; werden sehen, wie's geht.“ Wie die Gruppe vorkommt, sieht sich die Sache gar nicht so gefaehrlich an. Es ist ein langer Einschnitt, wo sie durchbauen. Links von ihnen, bei einem Gehoelz, steht unsere Artillerie und schießt hinueber, der Gegner herueber; die Telephonstangen zittern. Aber nur vorwaerts. Es geht, und sie bauen gluecklich die Schleife fertig bis zum Bahnhof. Hier Meldung beim Bahnhofskommandanten, dann eine kleine Herzstaerkung. Richtig, eine Wirtschaft ist da, wo Soldaten herauskommen. Also auch hinein; jeder einen Kirsch, und eine Flasche findet in jedem Brotbeutel Platz. Dann geht es zurueck auf dem gleichen Wege, den sie gekommen. Bei dem Oberleutnant angelangt, empfaengt dieser die Gruppe: „Ja, leben Sie noch alle, wo waren Sie denn?“ Der Vorarbeiter meldet: „Wir haben vorgebaut bis L. Bahnhof.“ Erst kurze Pause und Staunen, dann sieht der Oberleutnant aus den verschiedenen Feldbeuteln je einen Flaschenhals gucken. „Ja, und Batterien haben Sie auch gefasst?“ — „Jawohl, Herr Oberleutnant, es ist alles gut gegangen.“ — „Was seid Ihr fuer Landsleute?“ —

„Bayern, Herr Oberleutnant.“ — „Ja, das sieht Euch gleich. Die Bayern holen den Teufel auch aus der Hoelle, wenn es sein muss.“ — Der Vorarbeiter: „Das geht jetzt nicht, Herr Oberleutnant.“ — „Warum nicht?“ — „Weil wir den Teufel jetzt in der Hoelle lassen muessen; er muss ja jetzt die Franzosen und die Englaender zaehlen und verbuchen, die wir zum Teufel schicken.“ Der Offizier entlaesst die Gruppe lachend, und wohlgenut zieht sie wieder weiter.

Altenglische Tapferkeit: 48 gegen 3.

Wir sind durch englische Gefangene in den Besitz des englischen Armeebefehls gelangt, den das Oberkommando wenige Tage vor dem — gescheiterten — Durchbruchversuch auf unsere Stellungen bei La Bassée erlassen hat.

... Auf deutscher Seite stehen an der Durchbruchsstelle nur 3 Bataillone, ihr sollt mit der erdrueckenden Uebermacht von 48 Bataillonen gegen diese schwachen Kraefte vorstossen; nie zuvor in diesem ganzen Feldzug war die Lage so guenstig fuer euch und eure Waffen, also bewahrt eure altenglische Tapferkeit und rennt die Deutschen ueber den Haufen...!

Dies sind die wesentlichen Grundzuege des englischen Armeebefehls. Ueber die Ergebnisse dieser gewaltigen Kraefteentfaltung haben unsere letzten Kriegsnachrichten berichtet. Und wir wissen alle: Die Deutschen sitzen noch immer in Lille. Die englische Kavallerie-Division, die hinter der Front in Reserve stand, um Flanderns Hauptstadt im Sturm zu nehmen, ist ueberhaupt nicht zum Eingreifen gelangt; unsere Artillerie hat ihr jeglichen Appetit zum Vorbrechen aus dem Hinterhalt genommen.

Aber was uns als das Bezeichnende an diesem englischen Armeebefehl erscheint, ist dieses: er wendet sich nicht an den Wagemut und an den Ehrgeiz — sondern an die schlaue, vorsichtige Berechnung: 48 gegen 3, mein Junge, da kann's nicht fehlen! Es ist daher hochkomisch, wenn der Armeebefehl sich auf die „altenglische Tapferkeit“ beruft. Auf die altenglische Schlaueit haette er sich vielleicht noch eher berufen koennen, auf jene Schlaueit, nach der die Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist.

Seltsam: alle bedeutenden Siege, die von deutschen Truppen errungen worden sind — zu Friedrichs Zeiten, 1813 und im Jahre siebenzig — die erkaempften sie gegen eine grosse Ueberlegenheit. Es ist, als ob der Deutsche ueber sich selbst hinauswuechse, wenn er sich einem Gegner gegenuebersieht, der ihn an Zahl ueberragt, als ob er sich verdreifache, verzehnfache an Wucht seines Willens, an Kraft seines Atems und seiner Faust.

Uns Barbaren spornt nicht die Aussicht an, leichtes Spiel gegen eine Handvoll Feinde zu haben, nein, das Beste, Edelste wird in uns geweckt, wenn wir uns sagen: jeder andere gaebe hier das Spiel verloren.

„Deutsche Soldaten,“ so wuerde unser Armeefuehrer zu uns sprechen, „ihr seid nur 3 gegen 48, also bewahrt euren alten Ruf als treue, unerschrockene deutsche Soldaten, und haut euch durch die Ueberzahl durch!“

Und wie im kleinen so im grossen. Uns schwerbluetigen Deutschen haette es wahrscheinlich gar nicht so recht gelohnt, Ernst zu machen, wenn uns nur einer unserer verehrten Nachbarn ueberfallen haette. Den wuerden wir versucht haben, mit einem Fusstritt loszuwerden. Es musste erst eine Welt in Waffen gegen uns aufstehen, dass wir in die Haende spuckten, um gleich ganze Arbeit zu machen.

Ein Volk wie das deutsche kann nicht untergehen.

Hoecker.

Die halbe Krotoschiner Zeitung.

Der Eisenbahnzug hielt auf dem Krotoschiner Bahnhof, bereit zur Abfahrt des Bataillons mit unbestimmtem Fahrziel. Nach dem Westen, munkelte man; wie es denn auch kam. Unsere Familienangehörigen und Bekannten waren auf dem Bahnsteig zum Abschied. Das Herz wurde uns schwer, aber Ruehrung durften wir doch nicht bekommen lassen. Es ging ja in den heiligen Krieg fuers deutsche Vaterland! — Ein Haendedruck, ein Gott befohlen und Auf Wiedersehen! Kurz bevor sich der Zug in Bewegung setzte und uns allen die Sprache etwas beklommen wurde, sagte ich zu meiner Frau, um sie abzulenken: „In der Krotoschiner Zeitung ist ein spannender Kriminalroman, schicke mir den doch nach!“ Ich vergesse das erstaunte Gesicht nicht, in einem so ernsten Augenblick an eine Geschichte in der Krotoschiner Zeitung zu denken! Etwas zweifelhaft erfolgte die Zusage. Dann aber kam das Verstaendnis, und waehrend die Lokomotive anzog, sagte Muttchen mit traenendem Auge: „Verlass Dich drauf, ich schicke Dir die Geschichte.“ —

Fort ging es, quer durchs schoene deutsche Vaterland ueber Oder, Elbe, Rhein unaufhaltsam bis ans Endziel. Maersche kamen durch Rheinprovinz, Lothringen, Luxemburg. Immer naeher rueckten wir dem Kanonendonner, und dann ging es endlich in die blutige Schlacht. Die herabsinkende Nacht deckte mitleidig schwere Verluste zu. Brennende Doerfer beleuchteten den Verwundeten die Wege zu den Verbandplaetzen. Es war nach Mitternacht, als ich mit einem Dutzend anderer Verbundenen auf dem Fussboden einer Klosterschule in einem noch brennenden franzoesischen Dorfe lag. Gott sei Dank, unter Dach und Fach in guter aertzlicher Behandlung und gepflegt durch mitleidige, hilfreiche franzoesische barmherzige Schwestern! — Das Feldlazarett war ueberfuellt; dicht an dicht lagen die Verwundeten, um nach Moeglichkeit bald weiter nach Deutschland und ins Innere des Reichs befoerdert zu werden. In unserem Zimmer lagen Deutsche und Franzosen, Offiziere und Mannschaften durcheinander, aber nur Schwerverwundete. Die Aerzte waren barmherzig, und wer von uns eine Morphiump spritze gegen seine Schmerzen haben wollte, bekam sie, besonders zur Nacht. Eine dankenswerte Errungenschaft der neuen Zeit. Anfangs lagen wir nur auf Matratzen, zum Teil mit Decken oder unseren Maenteln zugedeckt, alle mehr oder weniger noch in Felduniformen, wenn sie uns nicht abgezogen oder abgeschnitten werden mussten. Im Lauf der ersten beiden Tage wurden dann die Matratzen und meist auch unsere Decken mit weissen Bettuechern ueberdeckt, die allerdings bei manchen Verwundeten dann oft noch in erheblicher Weise die rote Spur des Krieges zeigten. Manche Matratze wurde im Lauf des Tages leer, und die Krankentraeger trugen einen stillen Mann hinaus. Wir alle fuehlten dies schon im voraus, wenn Aerzte und Waerter einem der armen Kerls in besonders entgegenkommender Weise „Spritzen“ zukommen liessen. Am zweiten Tage hatten die geplagten, aber immer geduldigen Schwestern etwas mehr Zeit, so dass mich meine Pflegerin von dem blutgetraenkten Hemd befreien und mir ein Mannschaftshemd aus den Kriegsbestaenden des Feldlazarett anziehen konnte. Eine grosse Wohltat. Beim Umkleiden knisterte es in meiner Rocktasche, und als ich muhsam mit der Hand hineintastete, zog ich eine duenne Kreuzbandsendung, eine Zeitung, heraus, die mir die Feldpost in der Nacht vom 21. zum 22. gebracht hatte. Es war das erste Lebenszeichen, das ich nach 15 langen Kriegstagen durch die Feldpost erhielt, trotzdem ich wusste, dass taeglich liebe Haende mir schriftliche Gruesse gesandt haben mussten. Ich bekam diese denn auch zum Teil spaeter nach zehn Wochen bangen Wartens, Ende September und Anfang Oktober. Also der erste Gruss aus der Heimat, ein duennes, halbes Zeitungsblatt lag in meiner Hand. Auf den lieben wohlbekannten Schriftzuegen der Adresse ruhte mein Auge mit Dank und Sehnsucht eines Kranken. Die Gedanken, so viel davon vorhanden waren, weilten in der Heimat, und ich gedachte all der Liebe und Fuersorge, die ich dort so oft genossen hatte. Es kam mir so vor, als ob aus der vertrauten Handschrift dieser kleinen Postsendung ein Gebet fuer mich zum Himmel aufstieg. Ich faltete das Blatt mit erheblicher

Muebe auseinander. Es war eine halbe Krotoschiner Zeitung! Fern an der Ostgrenze, aber dicht beim schoenen Schlesien gelegen, ist Krotoschin erhehlich besser als sein Ruf, der eigentlich nur durch Kuplets und gewohnheitsmaessigen Zeitungsulk als ausser dem Bereich aller Moeglichkeit dargestellt wird. Freundlich in Gaerten gelegen, in der Mitte der Stadt ein grosser Park des Fuersten Turn und Taxis mit kleinem Schloss und koestlichen Baumbestaenden, in der Naehة grosse Waldungen mit vorzueglichem Waldbestand und sehr entgegenkommenden, wohlherzogenen Forstbeamten, bietet die Umgebung der Stadt ein Musterbild deutscher Landwirtschaft. Stattliche Rittergueter und Domaenen in glaenzenden geschaeftlichen Verhaeltnissen wechseln ab mit Kolonien kleiner gediegener Betriebe. Ueberall wird ganz vorzueglich gewirtschaftet, so dass Deutschland stolz auf die Landleute der Provinz Posen sein kann und auf den Kreis Krotoschin. Hier steht auch die Pferdezuucht auf einer Hoehe, dass sie Ostpreussen gleichkommt, oder schon ueberragt. Es war ein hohes Gefuehl, zu sehen, wie viel Hunderte von Pferden unser Kreis dem deutschen Vaterland zum Krieg stellte. Eine Grossstadt ist nun allerdings Krotoschin nicht, und wer glaubt, dass man dort etwa billig lebt, der irrt sich schwer, denn die Stadt lebt zumeist von der Garnison. Die Krotoschiner Zeitung erscheint auch nur dreimal in der Woche und zwar nicht gerade in sehr umfang- und inhaltreicher Form. Aber das ist ja auch nicht so arg noetig, denn fuer die Kenntniss der Weltereignisse sorgen die „Schlessische“ und andere gute Blaetter. Dafuer jedoch bringt sie in harmonischer Vereinigung mit dem Kreisblatt alle drei Tage das, was das Herz und Gemuet eines Krotoschiners erfreut und bewegt, und — den Kriminalroman. Es soll Menschen geben, welche oft nur diesen lesen, aber das sind keine rechten Patrioten!

Nun lag im fernen Feldlazarett in Frankreich die halbe Krotoschiner Zeitung vor mir, und ich las den Romanzipfel mehr mit Augen und Herz, als mit Verstaendnis, dazu langten die Kraefte nicht. Natuerlich spielte in ihm das Muster des beruehmten Sherlock Holmes eine unmoegliche Rolle, in welcher er Europa und Umgegend und saemtliche Nihilisten meistert. Ausserdem aber stand auf dem halben Blatt noch allerlei von Interesse. Ein Aufsatz ueber das heimtueckische Japan und seine Kriegserklaerung, mehrere kleine Artikel aus dem Reich ueber Kriegsvorbereitungen und Stimmung, alles fuer mich von Bedeutung. Dann kamen Anzeigen und dann noch die kirchlichen Nachrichten.

Mit einer gewissen Andacht las ich das alles und andaechtig wurde ich von den anderen Verwundeten beobachtet, Deutschen und Franzosen, die mich sicher als eine Art von Protz ansahen!

Nachdem ich nun alles gruendlich gelesen hatte, gab ich das halbe Blatt meinem Nachbarn, einem Hirschberger Jaeger, den als Schlesier natuerlich die Krotoschiner Nachbarschaft beruehrte. Dann wanderte die Zeitung zu einem Metzger 67er, der noch niemals etwas von unserer lieben Heimat hoerte, nun aber darauf aufmerksam wurde. Ueber einen Danziger Herrn kam sie an eine Reihe Franzosen, welche mit Bedauern und schweren Herzens das Blatt ungelesen weitergeben mussten, schliesslich aber an einen 37er Unteroffizier von den Krotoschiner Steinmetz-Fuesilieren. Da war es nun in den rechten Haenden. Er verschlang alle Nachrichten und wohl dreimal las er alles durch. So ging die brave halbe Zeitung weiter und lag dann zum Schluss auf der Decke eines armen blassen Burschen, dem mit besonderer Freigebigkeit Morphium verabfolgt war. Drei schwere Verwundungen — die Weihe des Todes fuers Vaterland war auf seiner Stirn zu lesen. Mit verlangendem Auge blickte er auf das Blatt, aber die Hand war zu schwach, es noch aufheben zu koennen. Als Bindeglied mit dem draussen pulsierenden Lebens lag hier die Zeitung vor dem Braven, dessen Blick schon ins Jenseits gerichtet war.

In unserer Lazarettzimmer wurde es Abend. Die alte, wuerdige Oberin brachte mit zitternder Hand eine Lampe, welche sie auf den eisernen Ofen stellte und dann herunterschraubte, um uns Kranke nicht zu blenden. Aber das erzeugte einen so ab-

scheulichen Petroleumgeruch, dass wir von einem Krankenwaerter die Flamme wieder heller machen liessen. Um nun das Blenden zu verhueten, besonders fuer den armen sterbenden Kameraden, musste die halbe Krotoschiner Zeitung neue Dienste leisten. Mit ungeuebter Maennerfaust spaltete der Krankentraeger das Papier der Laenge nach und formte nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, welche das groesste Interesse aller Zimmerbewohner erregten, daraus einen Lampenschirm, der Beifall fand und nur ein gedaempftes Licht durchliess. Gegen 9 Uhr hatten wir alle unsere wohltaetige „Spritze“ erhalten und jeder bereitete sich mit dem gebrechlichen Koerper auf die Nacht vor.

Wie spaet es war, ich weiss es nicht. Ich erwachte und mein Blick fiel auf die Krotoschiner nun „ganzhalbe“ Zeitung, welche uns so viel Freude und Abwechselung und zuletzt Hilfe gebracht hatte, und dann gliitt das Auge weiter ueber die Kranklager und blieb an dem Schwerverletzten haften. Sein Gesicht war ganz schmal geworden und geisterhaft blass, die Haende lagen wachsgelb auf der Decke. Das brechende Auge suchte nach Licht und ruhte auf der Lampe und unserem Zeitungsblatt. Ein leichter Seufzer, ein letzter Versuch, die Augen zu oeffnen, und seine Seele war zu Gott gegangen, um Rechenschaft abzulegen, dass er Vater und Mutter und dem deutschen Vaterlande Ehre gemacht hatte. Als ich und mehrere andere Verwundete dann am anderen Tage zum Weitertransport aus dem Zimmer getragen wurden, und ich diesem und den zurueckbleibenden Kameraden Lebewohl zuwinkte, fiel mein Blick auf unseren Krotoschiner-Zeitungs-Lampenschirm, der uns so gute Dienste geleistet hatte; dieselben wird er gewiss am Abend den Zurueckbleibenden und unseren Nachfolgern tun. Wer weiss, ob diese nicht die beiden Zeitungshaelften wieder zusammenhalten, um den Inhalt mit gleichem Eifer, gleicher Sehnsucht nach unserer lieben deutschen Heimat zu lesen, wie wir es taten! —

H. O.

Haeusliches Leben in Russisch-Polen.

Ein Unteroffizier eines Landwehr-Regiments schildert, nach dem Vogtlaendischen Anzeiger, in einem Kartengruss an einen ehemaligen Schulfreund in Plauen das haeusliche Leben in Russisch-Polen kurz und anschaulich also:

Hier laust sich der Vater,
Hier laust sich das Kind.
Hier laust sich der Hausherr
Und auch das Gesind'.
Ich sitz' als Quartiergast
In ihrer Mitt',
Erst schaue ich zu,
Dann lause ich mit...

Allerlei Lustiges vom Kriege.

Vater rueckt als Landwehr-Offizier ins Feld. Mit grossem Interesse besehen die Kinder die Ausruestung. Ploetzlich erscheint der 4jaehrige Hans, bis an den Bauch in Vaters Stiefeln steckend, und ruft: „Guckt mal, eben bin i Vater geworden!“

Der niederdeutsche Junge. Ein Landwehrmann wird einberufen; beim Abschied fragt ihn sein kleiner achtjaehriger Sohn: „Vadder, wo wollt du hin?“ Antwort: „Ick will in 'n Krieg!“ Sohn: „Vadder, sall ick mit di?“ Vater: „Jung, wat wollt du dor?“ Sohn: „Ick will die Patronen hinlangen, denn kanns du flinker scheiten!“

Ehrentafel.

Infanterie-Regiment Nr. 106.

Am 2. November 1914 machte die 11. und 12. Kompagnie aus einem Schuetzen-graben heraus, in welchem die 10. Kompagnie zunaechst als zweite Sturmkolonne liegen bleiben musste, einen Sturmangriff gegen die 200 Meter entfernte englische Stellung. Beim Herausbrechen aus dem Schuetzengraben empfing die 11. und 12. Kompagnie ein sehr starkes Infanteriefeuer, das viele von den tapfer vorwaerts Stuermenden niederstreckte. Gar mancher Hilferuf der armen Verwundeten drang in den von der 10. Kompagnie besetzten Schuetzengraben, und, soweit es nur irgend moeglich war, wurden die verwundeten Kameraden von der 10. Kompagnie in den Graben hineingezogen. Mehrere Verwundete lagen jedoch soweit entfernt, dass derjenige, der ihnen Hilfe bringen wollte, sich selbst dem schaarfsten Kugelregen aussetzte und Gefahr lief, getroffen zu werden, ohne dem anderen die beabsichtigte Hilfe zu bringen. Trotzdem liessen sich zwei brave Soldaten der 10. Kompagnie nicht zurueckhalten, den noch draussen liegenden Verwundeten beizuspringen. Tambour Max Dietze aus Leipzig, der von Anfang an den Feldzug mitgemacht hatte und stets durch seinen nie versiegenden Humor dazu beitrug, die Kompagnie bei guter Laune zu erhalten, sprang, ohne an seine eigene Person zu denken, aus dem Graben heraus, als wiederholte Hilferufe eines 30 Meter entfernt liegenden Verwundeten an sein Ohr drangen. Wie oft hatte dieser brave Soldat schon anderen Kameraden mit seinem stets hilfsbereiten Wesen und seinem immer froehlichen Herzen beigestanden. Kein Mann der Kompagnie erfreute sich deshalb groesserer Beliebtheit als Tambour Max Dietze. Dieses Mal sollte es dem braven Dietze nicht vergoennt sein, seine edle Absicht in die Tat umzusetzen. Kaum war er einige Meter aus dem Graben herausgesprungen, als ihn eine toedliche Kugel in die Stirn traf. So musste er seine Hochherzigkeit mit dem Tode bezahlen. Am Abend wurde er von der Kompagnie bestattet, von allen aufs herzlichste betrauert, aber aufrichtig bewundert.

Sein Tod schreckte jedoch einen alten Wehrmann, Paul Witte aus Leipzig, Vater von vier kleinen Kindern, nicht zurueck, sein Leben in gleicher Weise einzusetzen. Zunaechst hatte er mehr Glueck. Es gelang ihm, obwohl die Kugeln um ihn herumsausten, an einen draussen liegenden Verwundeten heranzukriechen, ihn zu verbinden und ihm einigermassen Deckung gegen das feindliche Feuer zu verschaffen. Kaum aber hatte er seine edle Tat vollbracht, als ihn eine feindliche Kugel traf. Noch war die Wunde nicht toedlich und es gelang dem tapferen Wehrmann, bis in den Graben der 10. Kompagnie zurueckzukriechen. Hier wurde er verbunden und am Abend ins Lazarett geschafft. Die brave Tat wurde mit dem Eisernen Kreuz belohnt. Doch konnte sich der Wehrmann dieser hohen Auszeichnung nicht mehr erfreuen. Als sie eintraf, war Witte bereits seinen Wunden erlegen, ein Vorbild der Tapferkeit und kameradschaftlichen Treue. Seine Witwe aber erweist sich ihres mutigen Mannes wuerdig. Trotzdem sie nunmehr des Ernaehrers ihrer vier Kinder beraubt ist, schreibt sie an die Kompagnie gefasst und ruhig mit den Worten: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, ihr Schicksal einer hoehern Hand in Demut anvertrauend.

Infanterie-Regiment Nr. 134.

In der rechten Flanke des 2. Bataillons, etwa 500 Meter entfernt, lag ein kleines Gut, vor dem sich ein englischer Schuetzengraben entlang zog. Das Gut selbst diente den Englaendern zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter, zum Abkochen, kurzum, es wickelte sich darin ein reger Verkehr ab. Wir sahen dem eine Zeitlang tatenlos zu, was den Vorteil hatte, dass sich die Englaender immer mehr an das Gut „gewoehnten“. Da tauchte bei uns eines Tages der Plan auf, das Gut bei Nacht in

Brand zu stecken! Der Einjaehrig-Freiwillige Pelargus, Sohn des Senatspraesidenten Pelargus aus Leipzig, erbot sich hierzu freiwillig, ganz allein. Mit einigen Lappen, die mit Petroleum getraenkt waren, und nur mit einem Dolch bewaffnet, zog er in einer dunklen Novembernacht los, nachdem man ihm noch alle guten Wuensche und Ermahnungen auf den Weg gegeben hatte. Er gelangte, an den englischen Patrouillen auf dem Bauche vorbeikriechend, bis zu den englischen Schuetzengraeben. Eine etwa 50 Meter breite Luecke, die er sich bei Tage ausgesucht hatte, fand er trotz der Finsternis wieder, und so gelang es ihm, um das Gut herum in den Ruecken des Anwesens zu kommen. Wieder auf allen Vieren kriechend, erreichte er den Gemuesegarten, in dem er, 7 Meter vom Gute entfernt, liegen blieb und lauschte. Er bemerkte zunaechst zwei feindliche Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, die, obwohl sie sich unterhielten, doch sehr aufmerksam um das Gut herumpatrouillierten. Er hoerte im Gute die laermende Unterhaltung der Englaender, das Klappern von Tellern, das Heranschaffen von Munition. Seine Absicht, in das niedrige, trockene Dachstroh die Petroleumlappen zu legen, war wegen der scharfen Aufmerksamkeit der Posten unausfuehrbar. Immerhin hatte er die wichtige Feststellung gemacht, dass in dem Gute wohl 70—80 Englaender hausen mochten, und er gelangte, nachdem er etwa $\frac{1}{2}$ Stunde in dem Gemuesegarten gelegen hatte, unbehelligt vom Feinde, wieder auf demselben Wege, den er gekommen war, zu uns zurueck, wo er nach langen drei Stunden eintraf.

Ueber die schneidige Ausfuehrung dieser Patrouille wurde sofort berichtet, und schon am naechsten Tage erhielt Pelargus vom Brigadekommandeur das Eiserne Kreuz persoenehlich ueberreicht, als wohlverdiente Belohnung seiner Tapferkeit.

Das „Englaendergut“ selbst aber wurde auf diese Meldung hin einige Tage spaeter von unserer Artillerie in Brand geschossen.

Zum groessten Bedauern der Kompagnie ist Pelargus einer schweren Verwundung, die er nach seiner Heldentat erlitt, erlegen.

11. Kompagnie desselben Regiments.

Landwehrmann Blechschmidt aus Werda i. V. meldete sich als einer der ersten freiwillig am 5. November 1914 als Begleiter eines Pionierunteroffiziers zum Werfen von Handgranaten auf ein von den Englaendern besetztes Haus vor J... Unbemerkt gelangten beide an das Haus. Als der Pionierunteroffizier den Zeitpunkt fuer gekommen sah, sprang er auf und wollte die Granate werfen, doch da ploetzlich wurde er von einer Kugel toedlich getroffen. Schnell entritt Blechschmidt ihm die Handgranate und schleuderte sie in ein Zimmer, in welchem sich ein Maschinengewehr mit Bedienung befand. In der Annahme, einen starken Gegner vor sich zu haben, raeumten die Englaender das Haus.

Infanterie-Regiment Nr. 179.

8. Kompagnie.

„Eine Patrouille zu machen! Na, Unteroffizier Vogel, wie ist es?“ Die Augen leuchten, der ganze Kerl fiebert. Patrouille, was kann es Schoeneres geben. Wie oft er eigentlich vorgegangen ist, weiss ich nicht, aber das weiss ich, dass jedesmal ein ganzer Schwarm sich freiwillig meldete, um mitgehen zu koennen, denn Erfolg hatte Vogel aus Leipzig-Gohlis immer, und keiner weiss wie er, sich dem Gelaende anzupassen, den Gegner zu taeuschen und richtig wichtige Meldungen zu ueberbringen und stets das Wesentliche herauszufinden. Manchmal treibt er auch seinen Scherz mit dem Gegner, und wir haben zu lachen.

In der Gegend von Lille: Regen, Wasser, Lehm, Regen, Regen.

Es soll festgestellt werden, ob ein Wassergraben, der zwischen unserer und der englischen Stellung sich befindet, voll Wasser ist oder nicht. Ferner, ob der vorgeschobene englische Schuetzengraben stark besetzt ist oder nicht. Vogel sucht sich mit sicherem Blick einen Mann aus, der ihn begleiten soll; beide machen sich einen Schutzanzug aus Sackleinewand und gehen vor.

Der Graben ist voll Wasser, aber Vogel hatte sich ein festes Brett mitgenommen, es wird von Grabenwand zu Grabenwand gelegt und darauf hinuebergekröchen. Die Nacht ist dunkel, die Englaender passen nicht besonders auf, und den beiden gelingt es, sich durch die Drahtverhaue der Englaender hindurch bis an den feindlichen Schuetzengraben zu schleichen. Der englische Schuetzengraben ist wenig mit Posten besetzt. Zwei dieser Herren stehen dicht zusammen und unterhalten sich lebhaft, anstatt aufzupassen. Es ist eine Luecke in der englischen Postenkette entstanden. Dunkle Nacht, der Regen rieselt dicht nieder. Vogel kriecht vorsichtig bis an den Grabenrand heran, wie eine Schlange auf die englische Brustwehr hinauf. Der Graben steht ziemlich voll Wasser und was besonders wichtig fuer uns zu wissen war: ein uns flankierender englischer Schuetzengraben war so voll Wasser gelaufen, dass ihn die Englaender hatten verlassen muessen.

Vogel wusste genug, aber nur Ernst im Kriege, nein, das haelt der Mensch nicht aus. Auf der englischen Brustwehr lag auf der Armauflage ein Gurt voll Patronen und ein Messer. Zwei Griffe. Vogel grinst. Aber: „Du sollst nicht stehlen!“ Stimmt, aber tauschen ist nicht verboten. Schnell den Schutzanzug aus Leinewand ausgezogen, in den englischen Schuetzengraben geworfen und zurueck in Nacht und Regen gekrochen zu seinen wartenden Kameraden. Gluecklich kamen beide wieder zurueck. Vogel sah zwar aus wie ein lebendes Ackerfeld, flandrischer Lehm haelt fest. Strahlend zeigt er seine Schaetze den Kameraden. „Ich habe den Englaendern aber auch ein Andenken zurueckgelassen, meinen schoenen Leinewandanzug.“

Vogel besitzt bereits das Eiserne Kreuz und die Militaer-St.-Heinrichs-Medaille. Ich weiss nicht, was er hat, er geht schon stundenlang durch die Stellung und erkundet mit seinem Glas das Vorgelaende. Sicher will er heute nacht wieder eine Patrouille machen.

Das Buchstabieren am Fernsprecher.

„Hier Zug 4.“ — „Wer?“ — „Zug 4.“ — „Was fuer'n Zugtier?“ — „Nicht Tier, Vier!“ — „Richttierbier? Mensch, red' doch Deutsch.“ — „Also Zug 4. Ich buchstabiere.“ — „Los.“ — „Z wie Zuave.“ — „Wie zu Affe?“ — „Selber einer. Macht du dir lustig?“ — „Nee, ik find's traurig, dass du dir nich ausquetschen kannst.“ — „Zett wie Zucker.“ — „Mucker, Gucker.“ — „Zett, der letzte Buchstabe im Alphabet.“ — „Ach, du meinst Zacharias? Warum sagste das nicht gleich? Weiter.“ — „U.“ — „Kuh?“ — „Uuuu!“ — „Kuh wie in Quelle?“ — „Nein, wie in Unteroffizier.“ — „Also ganz einfach Ursula. Und dann kommt?“ — „G wie geben.“ — „Weh wie weben? Meinst du Willi?“ — „Nein, wie in gut, in gang und gaebe, in ganz graesslich!“ — „Mensch, reg' dir nich uff. Haeng' dir mal lieber 'ne kleine Tabelle an deinen Quasselkasten, damit du endlich richtig buchstabieren lernst. Schreib' auf, ich diktiere:

A dolf	H einrich	O tto	V iktor
B erta	I sidor	P aula	Willi
C aesar	J akob	Q uelle	X antippe
D avid	K arl	R ichard	Y psilon
E mil	L udwig	S iegfried	Z acharias. —
F riedrich	M oritz	T heodor	Schluss.
G ustav	N athan	U rsula	

Neue G'stanzeln zu einem alten Kuplet.

Wennst nach England, sagt er,
Willst kema, sagt er,
Muasst Kuraschi, sagt er,
Mitnehma, sagt er,
Denn John Bull, sagt er,
Is noet faul, sagt er,
Aber 's groesste, sagt er,
Ist sei Maul.

Und der Grey, sagt er,
Is a Mo, sagt er,
Der uns alle, sagt er,
Gern ham ko, sagt er,
Dem sei Schnauzn, sagt er,
Wia a Schwert, sagt er,
Amoi richti, sagt er,
Zuapappt gheart.

Und da Kitchener, sagt er,
Dieser Lord, sagt er,
Is noet schlecht, sagt er,
Im Hirn verbohrt, sagt er,
Vor sei'm Heer, sagt er,
Haett ma Angst, sagt er,
Mit doe Spruech, sagt er,
Wennst noet gangst.

Und in Frankreich, sagt er,
Da is fei, sagt er,
Kriagst an guat'n, sagt er,
Schampuswein, sagt er,

Schoene Madl, sagt er,
San z'Paris, sagt er,
Und hinkema, sagt er,
Tean ma gwis.

Und in Russland, sagt er,
Da is kalt, sagt er,
Und den Zaren, sagt er,
Ham ma bald, sagt er,
Und fuer d'Russ'n, sagt er,
Wird's fei fad, sagt er,
Kumt der Hindenburg, sagt er,
Nach Petrograd.

Und der Yankee, sagt er,
Unser Freund! sagt er,
Baut Kanonen, sagt er,
Fuer die Feind, sagt er,
Und does hoasst ma, sagt er,
Streng neutral, sagt er,
Kruzituerken, sagt er,
No amal.

Aba woasst, sagt er,
Was mi freut, sagt er,
Dass die Deutschn, sagt er,
San voll Schneid, sagt er,
Und der Herrgott, sagt er,
Wird's schoa toa, sagt er,
Dass ma's alle, sagt er,
Kriagn kloal!

Gefr. J. Berger.

Das bayrische „a“.

Gegenwaertig findet in der Heimat ein grosses Reinemachen statt, das zweckt, das deutsche Volk von der haesslichen Fremdwoerter-Seuche, mit der sich ja auch schon die Liller Kriegszeitung befasst hat, zu befreien. Stets nach solchen forschend, die von dieser Seuche befallen sind, fuhr ich kuerzlich vom Leipziger Platz in Berlin nach dem Spittelmarkt, forderte fuer mich und meine Frau zwei Fahrscheine und fragte den Schaffner, was sie kosten. Er erwiderte „à Stueck zehn Pfennig“. Auf meine Frage, ob er Bayer sei, gab er zur Antwort: „Nein, Berliner.“ Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass es ein bayerisches „a“ und ein franzoesisches „à“ gaebe, indem die Bayern nicht ein Mass Bier, sondern „a Maas Bier“ verlangen und dass er, weil er Berliner sei, das franzoesische „à“ benuetzt habe, was er sich abgewoehnen muesse, denn ein Recht, das Wort „a“ zu benuetzen, haetten bloss die Bayern. „Wie soll man denn da sagen?“ fragte mein Reinigungsoffer. Man sagt: „Einer zehn Pfennig“, oder „ein Stueck zehn Pfennig“, „das Stueck zehn Pfennig“. Da der so Belehrte kopfschuettelnd nach seinem Stehplatz zurueckging, verspreche ich mir bei diesem verstockten Kranken bloss dann einen dauernden Erfolg, wenn ich ihm an Hand einer Maas, gefuellt mit edlem bayerischen Gerstensaft, den Unterschied zwischen dem bayerischen „a“ und dem franzoesischen „à“ bringe.

W. Voit.

Gute Jagd auf Edelwild.

Durch die deutschen Blaetter geht der Text eines Plakats des englischen Kriegs-
amts, das vermittelst dieses Anschlags Rekruten werben will, um die beruehmten
drei Millionen Lord Kitcheners voll zu machen!

Viele werden das Plakat in den Tagesblaettern schon gelesen haben, es sei aber
trotzdem noch einmal hier veroeffentlicht in unserer lieben Liller Kriegszeitung,
auf dass es aller Herzen erfreue:

**Nach Berlin! Das Land arrangiert im Fruehjahr eine Tour nach
Deutschland fuer einige Sportsleute im Alter von 18 bis 38 Jahren!
Alle Hotelausgaben und Fahrkarten werden von der Regierung bezahlt.
Gute Jagd! Waffen und Munition werden gratis verteilt. Billige Touren
auf dem Rhein. Umgehende Meldung erforderlich, da nur eine begrenzte
Anzahl (eine Million) gewuenscht wird.“**

Dieses Schriftstueck sollte man sich aufheben fuer Kinder und Kindeskindern als
ein sittliches Zeugnis, das der Urheber sich selber ausgestellt hat und an dem nichts
zu drehen und zu deuteln ist! Hier offenbart sich nicht die Seele eines Einzelnen,
sondern das Wesen eines ganzen Volkes. — „Gute Jagd!“ — Kann man zynischer
das grosse Voelkerringen als Sport, als Jagdvergnuegen hinstellen, bei dem nicht auf
Wild, sondern auf Deutsche geschossen werden soll? Uns Deutschen ist der Krieg,
dieser Krieg eine verteuftelteste ernste Sache, uns ist er ein heiliger Krieg, weil
es fuer uns um Sein oder Nichtsein, um all das an kulturellen Guetern geht, was
wir in jahrhundertlangem Ringen erworben haben! Bei uns setzt ein jeder, vom
Armee-Kommandeur bis zum letzten Soldaten, sein Gut und Blut ein fuer sein teures
Vaterland, freiwillig stroemten in Deutschland Millionen herbei, als der Krieg aus-
brach, um ihr Vaterland zu schuetzen! Der Aristokrat kaempft neben dem Bauern-
sohn im Schuetzengraben, ein jeder fasst es als seine einfache und selbstverstaend-
liche Pflicht auf, dem Vaterlande sein Leben zu weihen! — Ein schoenes, ein er-
hebendes Bild der echten und tiefsten Volksbegeisterung und Vaterlandsliebe! Und
unsere grauen Jungens ziehen mit dem Liede „Deutschland, Deutschland ueber Alles!“
in die Schlacht! — Wie traurig, elend, oede, kalt und leer das Bild da drueben!
Britannia auf ihrer Kraemerinsel! Ihre Soeldner ruecken mit dem Baenkelsaenger-
lied von Tipperary ins Feld, als Sportsleute, zur billigen Tour nach Deutschland!
Hotelausgaben und Fahrkarten zahlt die Regierung! Weidmannsheil! — So kommt
doch, ihr bezahlten Plebejer, solche schoene Gelegenheit, Deutsche abzuschuessen,
werdet ihr nicht gleich wieder haben! — Und geht es schief, kommt es vielleicht
doch anders, es ist ja nicht unser eignes Blut, das fliesst, wir fuehren den Krieg im
Klubessel weiter, spielen Fussball und wetten auf Pferde, wir Englaender! —

Wenn je die Frivolitaet sich frech und nackt gespreizt hat, wenn je der feierliche
Ernst, der tiefste Sinn des Krieges schamlos verlacht worden ist, dann hat dies das
englische Kriegsamt mit diesem Anschlag getan! Dieses Plakat zeigt die Seele eines
degenerierten Volkes, eines Volkes, das wir einst unsere Vetter nannten! Sie haben
laengst gezeigt, dass sie unserer Verwandtschaft nicht wert sind, dass Welten zwi-
schen ihrer und unserer Moral und sittlichen Anschauung stehen. Es ist die Ge-
sittung, die den Sieg verbuergt! Und zum zweiten: Deutschland zuckt noch vor
Jugend und Kraft! Kaiser Wilhelms II. Worte: „Wir wollen, wir muessen, wir wer-
den siegen!“ — wir werden es wahr machen, denn schliesslich ist die Weltge-
schichte noch immer das Weltgericht gewesen!“ —

Unsere „U“.

Der Feind ist in Sicht.

„Boot zum Tauchen! — Alles dicht?

Maschine an, auf halbe Kraft.

Vorwaerts, Jungens!“ — Alles schafft.

Lang schaut durchs Periskop

Der Kapitaen. Dann ruft er: „Stopp!“

Mit Ruhe tun alle ihre Pflicht.

Hier unterm Wasser ahnen sie nicht,
Wie sich oben das Schicksal gestaltet,

Ob Glueck, ob Verderben dort waltet.

„Herr Kapitaen, der Monometer zeigt

Vierzig Faden!“ — Und er steigt

Immer hoeher. — Noch dreissig Faden,

Dann sind sie auf Grund geraten! —

„Obermaat, Sauerstoffapparat nachsehn.

Lasst den Telefonschwimmer in die Hoehe gehn.

Jungens, behaltet kaltes Blut.

Heisst es sterben, zeigt deutschen Mut!“

— „Hurra dem Kaiser, dem Vaterland!“

— „Brav, Jungens, gebt mir eure Hand!“

Klingling. — „Hier U 15 am Meeresgrund.

Woher der Ruf? Gebet kund!“

„Deutschland' oben. Mit eurem Schwimmer verbunden.

Wie lang koennt ihr euch halten dort unten?“

— „Zwei Stunden; vielleicht auch eine mehr.“

„Drei Stunden also?“ — „Ungefuehr.“

— „Gut; bis dahin wird's gelingen,

Euch Rettung zu bringen. — — —

Taucher, ans Werk, mit Seilen und Ketten!

Jetzt gilt es, Kameraden retten!“

Ein Klopfen — ein Rasseln — ein Wanken...

„Herr Kapitaen, unser Boot ist im Schwanken!“

— „So ist's. Der Monometer faellt. Hier seht!

Ein Zeichen, dass unser Boot in die Hoehe geht!“

... „Hurra! Acht Faden! — Sechs Faden! — Jetzt vier!...

Gerettet!... Grosser Gott, dich loben wir!“ —

Kanonier Aug. Licht.

Der Englaender.

Mein Vorstand in einer Stadt an der oesterreichischen Grenze schreibt mir:

„Hier ist es im ganzen sehr ruhig; nur auf die Englaender ist man sehr schlecht zu sprechen. Als ich neulich durch das Postgaesschen heimging und mich eben mit den edeln Eigenschaften dieses Volkes in Gedanken beschaeftigte, stand mir ploetzlich ein grosser Metzgerhund quer im Wege. Ich schob ihn beiseite und sagte etwas unwirsch: „Geh' weg, du Englaender!“ Da drehte sich sein Herr, der vor mir ging, um und schrie mich an: „Sie, wenn's an Englaender an Hund hoass'n, so is mir does Wurscht; aber mein' Hund hoass'n's ma koan Englaender! Verstand'n!“

Feldpostsekretaer Hofstoetter.

Die feldgrauen Semester.

Muehsam schleppt sich unter lautem Murren und Brummen das Auto durch den Schlamm, der durch langen Regen und das immerwaeerende Mahlen der Raeder der Munitionskolonnen und Feldkuechen, der Autos und Truppenfahrzeuge grundlos gewordenen Strasse. Eine Kompagnie, die heute Ruhetag hat, ist damit beschaeftigt, Schottern aufzuwerfen und die Strasse auszubessern. Schoen sehen sie nicht aus, die Braven, in ihren schlamm- und kotbespritzten Maenteln, mit ihren ungepflegten, ruppigen Baerten. Das Auto haelt vor dem Hause des Stabes, meinem Ziel; ich steige aus und sehe, dass die Mannschaft, die mit dem Strassenbau beschaeftigt ist, hinaufschaut in das Reich der modernsten Waffe, in das Reich der Flieger.

Wie sie so dastehen und schauen, bemerke ich einen der Leute, der nach umstaendlichem Bemuehen eben in seine vom Mantel ueberdeckte Rocktasche greift. Er bringt aus dieser Vorratskammer ein — Monokel hervor und klemmt es trotz seiner grau ueberzogenen Hand kunstgerecht ins rechte Auge. Es sah so lustig aus: dieser raue Krieger, dem die langen Monate Schuetzengraben dies vorschrittsmaessige Aussehen gegeben hatten, mit jenem Zeichen jugendlicher Friedenseleganz. Ich gehe auf ihn zu und frage: „Was sind Sie?“ — „Kriegsfreiwilliger, Herr Leutnant.“ — „... und im Zivilleben?“ — „Referendar.“ Wie er das sagte, so selbstverstaendlich! „Na, leicht ist's nicht, solch' groben Spaten zu fuehren, wenn man den Federhalter gewohnt ist?“ — „Nicht leicht, aber wir koennen es schon ganz leidlich; nur mein rechter Nachbar, der lacht uns noch manchmal aus; er ist Gaertner.“ — Ich nicke ihm zu, gehe ins Haus, waehrend der Flieger in gleichmaessigem Dahingleiten dem Feind entgegenfliegt. Drinnen erzaehle ich meine Begegnung mit dem beim Strassenbau beschaeftigten Musketier-Referendar. „O, das ist noch gar nichts“, sagt der Major. „Der Schreiber, vorn am Fenster, wissen Sie, was der zu Hause ist? — Erster Staatsanwalt.“ — —

Eine Kommandobehoerde sucht einen Dolmetscher. Es werden einige Leute vorgeschlagen. Sie geben ihren Beruf an. Man waehlt einen Musketier X., Privatdozent an der Universitaet. Sein Fach ist die franzoesische Sprache. — —

Bei einer Ballonabwehrkanone nennt die Mannschaft den Richtkanonier Professor. Auf meine Frage erzaehlt mir der Fuehrer: „Es ist sein Spitzname. Er ist naemlich Mathematiker an einer hoeheren Schule; nun erfuhr er neulich, dass er Professor geworden ist. Das gab natuerlich ein Fest hier im Unterstand, und seine Kameraden verliehen ihm, dem Kanonier-Professor, auch ihrerseits diesen Titel.“ — „Die Maenner der Wissenschaft sind nicht an diese Arbeit gewohnt; sind Sie zufrieden mit ihm?“ — „Zufrieden? Schauen Sie das zweite Knopfloch an; er war der erste von meinen Leuten, der das schwarz-weiisse Baendlein trug.“ — —

Man mag zu jeder Truppenformation kommen: in die Schuetzengraeben, die Artilleriestellungen, an die Lagerplaetze der Kolonnen, in die Bueros der Kommandobehoerden und in die Lazarette, ueberall finden wir die feldgrauen Semester zwischen all den anderen Berufen unseres grossen taetigen Reiches. Wer Soldat war, der ist freudig hinausgezogen, als sein Kaiser rief, wie es seine Pflicht war; die anderen aber, die nie den bunten Rock getragen, die konnten nicht schnell genug als Feldgraue heran an den Feind. Die Baenke der Hoersaele sind leer geworden, die Haeuser der Korporationen, dort, wo sie nicht die Genfer Flagge tragen, verlassen und verodet. Wenn wir die Listen der Korps, der Burschenschaften und der uebrigen Gemeinschaften durchblaettern, so muss man viele Namen lesen, bis man einen trifft, der nicht mit der Waffe in der Hand vorm Feinde steht; und der ist krank oder seine Anwesenheit in unserem Vaterland so wichtig, dass man ihn festhalten musste an seinem Platz.

Laenger als ein Semester stehen wir im Kampf; wie bald kann das zweite unter Singen von Kriegsliedern, begleitet von der maechtigen Musik der Geschuetze, vor-

ubereilen, ein drittes beginnen. Niemand weiss, wie viele folgen; denn fuer dieses Studium gibt es keine vorgeschriebene Semesterzahl. Da es heisst, die unbekannte Frist auszunuetzen, um zum Ziele zu gelangen, zum Frieden, der diesmal Schlusspruefung ist, tut jeder seine Pflicht, eifriger oft wie einst. Jeder auf seinem Platz, als einfacher Mann, als Unteroffizier und als Offizier, wird emsiger sein als waehrend der Zeit auf der Alma Mater, denn Tag und Nacht heisst es auf dem Posten sein und arbeiten. Wie selbstverstaendlich ist uns dieses Mitkaempfen und Sterben unserer Studenten und Alten Herren. Deutschland fuehrt ja Krieg, nicht eine angeworbene Soeldnerarmee, keine Armee der arbeitenden Klassen, wie in England, wie in Russland. Der denkende, arbeitende Kopf neben der lenkenden, arbeitenden Hand, das gibt eine Mischung, die grossten Gehalt hat. Wo der eine fehlt, ergaenzt der andere, alle aber tun ihre Pflicht.

In einem Unterstand sitzt der Nationaloekonom neben einem braven Handwerksmeister; zu unterscheiden sind sie nicht, denn feldgrau und lehmbraun sind sie beide. Die ganze Nacht haben sie draussen auf Horchposten gestanden, dann ein paar Stunden geschlafen, und nun sitzen sie beieinander, erzaehlen von zu Hause, sprechen ueber die Ereignisse der Zeit. Da stellt der eine, der Handwerksmeister, seine Fragen, die ihm der andere, der Nationaloekonom, beantworten kann. Sie sprechen von der Kriegsanleihe. Viele Fragen gibt es da auch von den anderen Kameraden, die, hinzugekommen, auch lernen wollen. Schliesslich wissen sie alle: diese Hoehe der Zeichnung ist ein grosser, grosser Sieg. Und da wollen sie auch ihren Teil dran haben; so tun sie sich zusammen, und nach zwei Tagen, als die ganze Kompagnie es erkannt hat, dass die Kriegsanleihe auch eine Schlacht ist, da zeichnen sie 1000 Mark; soviel ist zusammen gekommen. Der Hauptmann, die Offiziere, alle haben dazu gelegt. Und die Zinsen sollen in die Unterstuetzungskasse fuer die Hinterbliebenen der Kompagnie wandern.

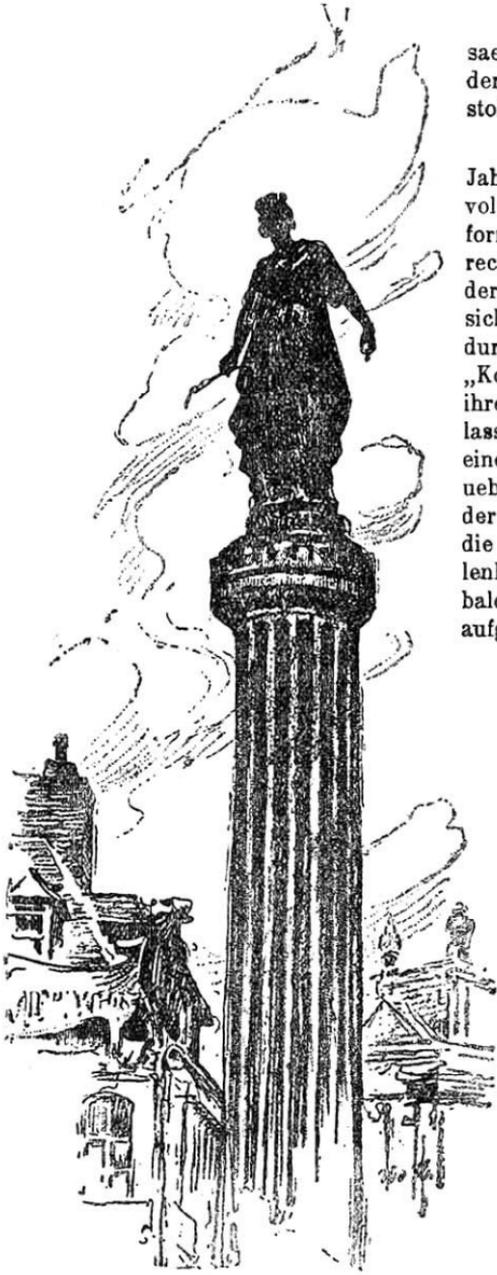
Ueberall finden wir in kameradschaftlicher Freundschaft den Ackersmann, den Handwerker und Arbeiter neben dem Juristen, Philologen, Theologen und ganz jungen Mediziner. Waehrend die ersten von ihrer Arbeit erzaehlen, koennen die anderen ihnen manches aus ihrer Wissenschaft mitteilen, was zum Nutzen im praktischen Leben, zum sicheren Verstaendnis der grossen Zeit wird. Die gesellschaftlichen Unterschiede, die so oft wie eine unueberbrueckbare Kluft Missbehagen und Missgunst schufen, wie schnell, wie voellig sind sie geschwunden, die schwarze, gaehnde Tiefe hat sich in fruchtbares Ackerland verwandelt. Die Saat ist hineingebettet, gruengt dem Fruehjahr und reift dem Sommer entgegen.

Und all dies zu einer Zeit, wo Russlands Zar das Recht aufhebt, das die Studenten vom Dienst im Heere befreit. Mitkaempfen „muessen“ heisst es hier, wo es bei uns „wollen“ hiess. Wo Zwang ist, fehlt die Freude; wo Freude fehlt der Wille; wo Wille fehlt, da fehlt der Sieg.

Lt. Wolfgang Mueller.

Das Standbild von Lille.

Es gibt wohl kaum einen, der Lille betreten hat, und der nicht wenigstens einmal auf der Grande Place gewesen waere, dem „grossen Platz“, der den Mittelpunkt des staedtischen Verkehrs bildet. Und wer einmal dort gestanden hat, der hat auch die hohe Saeule inmitten des Platzes gesehen, die von einem vierkantigen Sockel aus maechtig zum Himmel strebt und oben eine aufrechtstehende Frauengestalt traegt, die auf den Ansichtskarten La Deesse (spr. de-aess) „die Goettin“ genannt wird. Wer dazu Franzoesisch versteht, hat vielleicht auch mit einigem Kopfschuettern die Inschriften gelesen, von denen die eine zunaechst recht wie ein Selbstlob der Stadt Lille aussieht. Die Inschrift, wie ueberhaupt das ganze Denkmal, erinnert aber tat-



saechlich an einen Vorgang in der Geschichte der Stadt, auf den die Liller alles Recht haben, stolz zu sein.

Es war im Jahre 1792. Bereits seit drei Jahren brausten die Flammenstuerme der Revolution von Paris aus durch das Land. Die Reformen, die mit der Verkuendigung der Menschenrechte so ideal begonnen hatten, waren in ein derart gefaehrliches Fahrwasser geraten, dass sich die bedeutendsten Maechte Europas dadurch bedroht fuehlten und ein Buendnis (eine „Koalition“) schlossen, jeden Augenblick bereit, ihre Truppen in Frankreich einmarschieren zu lassen. Als die Nationalversammlung darauf mit einer Kriegserklaerung an Oesterreich antwortete, ueberschritt der Herzog Albert von Sachsen an der Spitze einer oesterreichischen Armee — um die Aufmerksamkeit von der Hauptarmee abzulenken — im Norden die Grenze und bedrohte bald von Tournai aus, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, die Stadt Lille. Hier richtete man sich sofort durch Ueberschwemmung der Festungsgraeben, durch Verstaerkung der Batterien, Herstellung von Geschossen aller Art und Aufruf der Buergerwehr auf eine laengere Belagerung ein. Die Einschliessung selbst liess sich nicht verhindern. Trotz eines kuehnen Ausfalls, am 26. September, und trotz unaufhoerlichen Geschuetzfeuers von den Waellen aus war sie am 29. September vollendet.

An diesem Tage, gegen 11 Uhr morgens, erschien vor dem Tor von St. Moritz als Unterhaendler ein kaiserlicher Offizier, begleitet von einem Trompeter und drei Husaren. Er wurde mit verbundenen Augen vor den Verteidigungsrat gefuehrt und ueberreichte dort zwei Schreiben des Herzogs von Sachsen, das eine an den kommandierenden General Ruault gerichtet, das andere an den Rat der Stadt. In beiden forderte der Herzog dazu auf, Stadt und Zitadelle sofort unter den maechtigen Schutz Sr. Kaiserlichen Majestaet zu stellen, widrigenfalls er alle Verantwortung

fuer die unseligen Folgen der Beschiessung einer so reichen und bevoelkerten Stadt ablehnen muesse. Bereits zwei Stunden spaeter, um 1 Uhr mittags, konnte der Parlamentaer, auch diesmal mit verbundenen Augen durch die Stadt gefuehrt, seinem Herrn die Antworten ueberbringen. Ihr Sinn war der gleiche: frei zu leben oder zu sterben. Der Wortlaut des Bescheids, den die Stadt nach einstimmig gefasstem Beschluss gab, hat Weltberuehmtheit erlangt. Er umfasst einen einzigen Satz: „Wir haben soeben unsern Eid erneuert, treu zu sein der Nation, die Freiheit und die Gleichheit aufrechtzuerhalten, oder auf unserm Posten zu sterben, wir sind keine

Eidbrecher.“ (Nous venons de renouveler notre serment d'être fidèles à la nation, de maintenir la liberté et l'égalité, ou de mourir à notre poste, nous ne sommes pas des parjures.)

„Vive la Liberté! Vive la Nation!“ hat das Volk, das den Wortlaut der Antwort nicht kannte, wohl aber ahnte, dem Gesandten nachgerufen. Es hatte sofort Gelegenheit zu zeigen, dass es ihm damit Ernst war. Der Unterhaendler hatte kaum die feindlichen Vorposten wieder erreicht, als die Beschiessung mit furchtbarer Wucht einsetzte. Granaten und Brandkugeln fielen wie ein Regen ueber die Stadt, so dass bald die Kirche St. Etienne (neben der sich gegenwaertig unser Festungslazarett I befindet) samt den umliegenden Haeusern in hellen Flammen standen. Und so ging's Tag um Tag; ganze Stadtviertel, vor allem das von Saint-Sauveur, wurden zu einem einzigen Feuerherd, wo der aus Fenster und Tuer hervorbrechende Flammenrauch, die zusammenstuerzenden Daecher und Haeusermauern jedes Verweilen unmoeglich machten. Aber die Buergerschaft liess sich dadurch nicht einschueechtern. Waehrend die Garnison auf den Waellen ihre Schuldigkeit tat, unternahmen die Einwohner unter fachmaennischer Leitung alles, was geeignet schien, dem Verderben wenigstens einigermassen Einhalt zu tun. Ob Maenner oder Frauen, ob Greise oder Kinder, alle waren sie taetig. Die einen standen auf den Daechern oder unter den Tueren, um den Weg der einfallenden Brandgeschosse zu beobachten und anzuzeigen, die andern waren bereit, die gluehenden Kugeln mit Pfannen oder Zangen aufzunehmen und in ueberall aufgestellte Wassergefaesse zu werfen. Auf den Boeden der Speicher und auf den gefaehrdetsten Strassen breitete man Schichten feuchten Mistes aus, um die Gewalt der Granaten zu mildern. Manches Beispiel hervorragenden Heldenmuts, aber auch manches Beispiel unverwuestlichen Humors kennzeichnet die entschlossene Stimmung von Bevoelkerung und Besatzung. Noch heute bewahrt ein Lied die Erinnerung an jenen Barbier auf, der, als sein Laden zusammengeschoossen war, einen Granatsplitter als Seifenbecken ergriff und mitten auf der Strasse 14 Buerger rasierte.

Die Standhaftigkeit der Buerger hatte Erfolg. Nach mehreren Tagen heftigster Beschiessung wurde das Feuer schwaecher und schwaecher. Ein Ausfall am 8. Oktober konnte feststellen, dass die Oesterreicher in der Nacht vom 7. zum 8. Oktober die Belagerung aufgehoben hatten („Levée du siège nuit du 7. au 8. octobre 1792“) und ueber Tournai abmarschiert waren. Sofort begann man den Wiederaufbau der zerstorte Stadtteile und Gebaeude. Der Nationalkonvent, Frankreichs damalige Regierung, bewilligte weitgehende Entschaedigung. Wohlhabende Buerger verzichteten ganz darauf.

Dem Rueckzug der kaiserlichen Truppen folgte bald die Befreiung des ganzen Landes von der drohenden Kriegsgefahr. Es hing das mit den gesamten Unternehmungen der Verbundeten zusammen, die ja im Grunde genommen eigentlich im Sande verliefen. Die Stadt Lille aber erhielt ihren schoensten Lohn in einer oeffentlichen Anerkennung ihrer Tapferkeit durch ein Dekret des Nationalkonvents vom 12. Oktober 1792: „Die Einwohner von Lille haben sich grosses Verdienst ums Vaterland erworben.“ (Les habitants de Lille ont bien mérité de la Patrie.)

Genau 50 Jahre spaeter errichtete man auf der Grande Place die oben erwaehte Saeule, kroente sie mit einer die Stadt Lille versinnbildlichenden Frauengestalt, der Schutz-„Goettin“ Lilles, die einen verloeschenden Feuerbrand in der Hand haelt, und grub in den Sockel die von uns im franzoesischen Text und auf Deutsch angegebenen Worte als eine „Huldigung an die Liller von 1792 von seiten ihrer Mitbuerger 1842“ (aux Lillois de 1792 hommage de leurs concitoyens).

Landwehrmann Friedrich.

Festtage.

Eines grossen Berliner Tages erinnern wir uns heute. Eines Tages, der uns dem Herzen unseres Kaisers so nahe brachte, wie keiner je zuvor. Es war der Tag, an dem Fürst Bismarck mit königlichen Ehren eingeholt, zu Gast bei Kaiser Wilhelm weilte, der ihm die Hand zur Versöhnung entgegengestreckt hatte.

Von vielen, deren Dankbarkeit dem altherwürdigen Reichsschmied gehoerte, deren Liebe sich dem jung emporstrebenden Kaiser zuwandte, wich an jenem Tage ein schwerer Alp.

Unter den Linden eine unabsehbare Menschenmenge. Eine Schwadron Kuerassiere — dann der kaiserliche Wagen, durch dessen Spiegelscheiben wir den klassischen Kopf des grossen Mannes sahen.

Ich hatte mein vierjaehriges Bueblein mit. „Fritze, schrei Hurra!“ Und es war aus der Menge heraus ein Ruf wie Schwertgeklirr und Wogenprall.

Fritze ist mit mir Ende Juli wieder die Linden entlang gewandert. Als wir huldigend mit vors Schloss zogen. Da erschien der Kaiser und sprach. Und alles, was er in jenen grossen Tagen gesagt und getan, das hatte fuer uns schon den Keim in jener unvergesslichen Stunde, als er Bismarck rief.

„Weisst du, noch, Fritze, damals?“

Mein Junge ist, mit dem Eisernen Kreuz geschmueckt, in Flandern gefallen. Wenn ich sein Bild mir vergegenwaertige, dann sehe ich ihn immer noch so an meiner Seite vor dem Schlosse, als wir dem Kaiser zujubelten, und Unter den Linden, wie ich ihn auf meine Schulter gehoben hatte, damit er dem Eisernen Kanzler ins Auge blicken konnte.

Zum 1. April.

Ballende Faeuste,
Ingrimm und Zorn
Sind heute Deutschlands
Maechtiger Sporn;
Auf heil'gem Grunde
Ruht solche Wahl:
Christ sein, heisst kaempfen,
Krieg ist Moral!

E. v. Ruedgisch.

Kaiser und Bismarck.

Ein Kirchenfenster im deutschen Dom.

Bismarck wie Blut und Eisen,
Der Kaiser wie Blut und Stahl,
Wie Kuerass und Panzerplatten
Aufflammen im Sonnenstrahl...
Ein Roland und ein Wiking,
Zu Land und auf dem Meer,
Wo nimmt zwei solche Recken
Ein Volk auf Erden her?

In Stahl geschirrt und Eisen
Und doch so herzensgut,
Ging es nach ihrer Weise,
Schwaemm' nicht die Welt in Blut!...

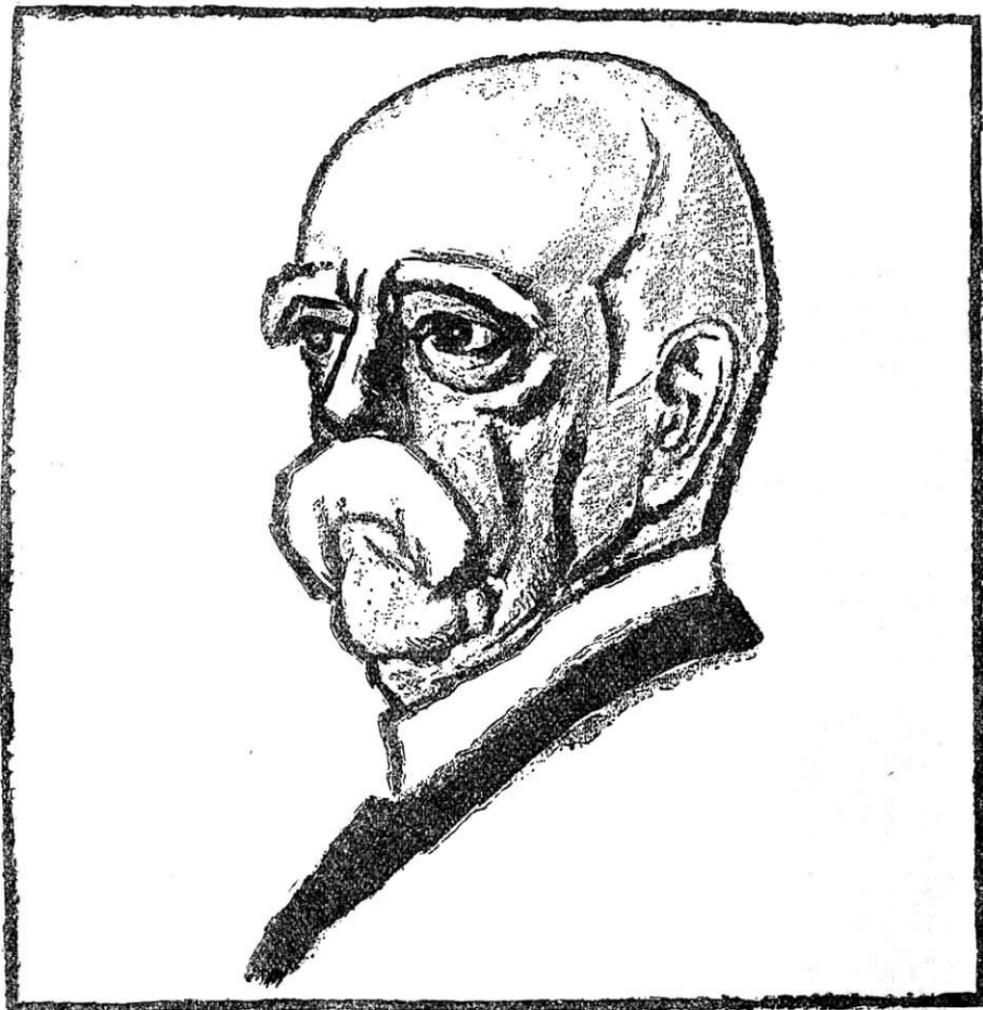
Rot sah der eine die Erde,
Der andre rot das Meer,
Nun flammt wie Gold vom Himmel
Die deutsche Sonne her!

Da lueften beide Recken
Das eiserne Visier,
Vier blaue Augen strahlen
Wie Himmelsglanz herfuer...
Sie nehmen den Helm vom Haupte
Und legen ab das Schwert
Und falten betend die Haende
Am freien Heimatherd!

M. Bewer.

Ringflügel"Ann Liedblatt zur Lilien Ringbeziehung

Zum hundertsten Geburtstag Bismarcks.



Er ist's, der uns zu Kraft und Leben
weckte,
Der Ehre uns in aller Welt gewann,
Er, dessen Blick die Voelker einst erschreckte,
Weil seines Volkes Glueck und Glanz
er sann!

Dies Volk von Maennern steht, das ruhm-
bedeckte,
Weil es gedenkt an diesen deutschen Mann:
Wenn hoch in Lueften unsre Fahnen
fliegen,
Bismarck, du hilfst uns kaempfen, hilfst
uns siegen!



WIR DEUTSCHE FÜRCHTEN GOTT-

SONST NICHTS AUF DER WELT!



Zum 100. Geburtstag des Eisernen Kanzlers, des Fürsten Bismarck.

„Erst verspottet, dann befiehlt,
Vielgeschmacht in allen Landen,
Hat er dennoch hohen Mutes
Aufrecht stets und fest gestanden.

Dann gehasst, und dann gefürchtet,
Dann verehrt, geliebt, bewundert:
Also steht er, eine Säule
Überragend das Jahrhundert!“

Kladderadatsch.

Auch in diesen Tagen des Kampfes will Deutschland seinen Bismarck ehren!

Ist es nicht, als ob die Geschichte zur Feier ihres grossen Sohnes ein lodernes Fanal entflammt hätte, in dessen Widerschein sich noch einmal Deutschlands heroische Zeit spiegelt, einen Scheiterhaufen, dass er auf seinen Flammen zu den Unsterblichen steige? —

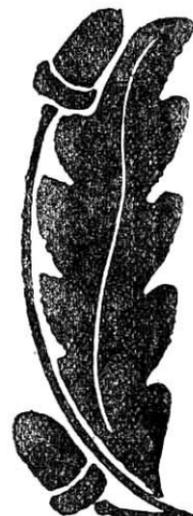
An diesem 1. April sind 100 Jahre verflossen, dass in dem efeuumrankten Schlosse von Schoenhausen der erste Schrei des Knaben das Leben grüesste, der Deutschland zur Einigung führte.

Wie hätten wir im Frieden diesen Tag gefeiert! Fahrten zum Sachsenwald, Festmähler und Kommerse, Glaeserklang und stolze Worte! — Nun, er wird auch jetzt, wenn auch anders, seine Feier haben! In erstem Sinnen wird man des Gewaltigen gedenken, der sein Volk emporriss zu ungeheuern Taten. Heute werden auch sie, die auf Bismarck schalten, seines Geistes Hauch verspüren, denn dieser Geist umweht uns jetzt alle und gibt uns Kraft, einer Welt von Feinden zu trotzen.

Bismarck setzte Deutschland in den Sattel, auf dass wir jetzt zeigen, dass wir auch zu reiten verstehen.

Und Bismarcks Geist hat uns gelehrt, Gott zu fürchten und sonst nichts in der Welt! —

Nun ruht er schon lange im Mausoleum zu Friedrichsruh! Je weiter wir zeitlich von ihm abruecken, desto klarer und hehrer erscheint uns sein Bild. Verstummt ist die Leidenschaft der Parteien, die in ihm den Freund oder Feind sahen. Mit Otto von Bismarck haben die meisten seiner treuen Gefolgsmannen oder erbitterten Gegner die Pforten der Ewigkeit durchschritten. Doch um sein Erbe tobt heute der Kampf. Sein Genius sah es voraus, dass das Spiel noch nicht aus war, dass wir noch einmal zum Schwerte greifen



muessten, um das bisher Errungene zu behaupten. So wurden die letzten Jahre seines gesegneten Lebens Jahre des Kampfes um unsere militaerische und wirtschaftspolitische Ruestung. Denn das ist das Wesen des Genius, dass er ueber die Enge der Gegenwart hinaus den Blick auf die Zukunft richtet und ihre Forderungen erkennt.

Jedes Genie ist ein Prophet! ... Gerade jetzt hat eine Aeusserung Bismarcks eine merkwuerdige Bedeutung erhalten! Am 9. Januar 1885 sagte Bismarck im Reichstage: „... Sollte Deutschland wirklich ausserstande sein, eine Seemacht zu halten, die allen uebrigen Maechten ausser England und Frankreich gegenueber die See halten kann, letzteren gegenueber sie auch halten wird nach dem Geiste, den ich in unsern Seeleuten kenne, entweder ueber der See oder unter der See? ...“

So wollen wir unseres Bismarck Festtag feiern, ernster, tiefer als sonst ein einig Volk!

Bismarck Heil! Dem einzig Einem,
Unsres Volkes treuestem Mann,
Ihm, der heldenhaften Geistes
Kaiser uns und Reich gewann!

Von den Alpen bis zum Meere
Brausend stimmt den Hochruf an:
Heil Dir, Bismarck, Einzig Einem,
Unsres Volkes treuestem Mann!

d. L.

Lustiges aus Bismarcks Leben.

Geistesgegenwart und schlagfertiger Witz, der oft mit verblueffender Schaeferde den Nagel auf den Kopf traf, gehoeren zu den hervorragendsten Bestandteilen von Bismarcks Persoenlichkeit. Die Gabe, das richtige Wort zur rechten Zeit zu finden, half ihm in den verschiedenen Lebenslagen.

Einem Englaender, der den „Deutschen Michel mit der Schlafmuetze ueber den Ohren und dem bunten Schlafrock aus 36 Lappen und Laeppchen“ verlacht hatte, schleuderte Bismarck voll nationaler Entruestung die Worte aus „Kabale und Liebe“ entgegen: „Umguerte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands, ich verachte dich, ein deutscher Juengling!“

Dieses Wortgefecht ward die Veranlassung zu seinem ersten Duell.

Ueber die Franzosen aeusserte er sich gelegentlich:

„Man kann einem Franzosen fuefundzwanzig aufzaehlen; wenn man ihm dabei eine schoene Rede von der Freiheit und Menschenwuerde haelt, die sich darin ausdruecke, und das entsprechende Gesicht dazu macht, so bildet er sich ein, er wird nicht gepruegelt.“

Ueber Orden liess er sich folgendermassen aus:

Bei einer Parade der kaiserlichen Truppen in Frankfurt am Main hatte Bismarck, der in seiner preussischen Landwehrleutnants-Uniform erschienen war, mehrere Orden angelegt. Ein oesterreichischer Fuerst sprengte auf ihn zu und fragte ihn: „Verzeihung, Exzellenz, haben Sie alle diese Dekorationen vor dem Feinde erhalten?“ — Rasch erwiderte Bismarck: „Jawohl, Kaiserliche Hoheit, alle vor dem Feinde, alle hier in Frankfurt am Main.“

Zum Ordensfest in Berlin am 27. Januar 1855 aeusserte er einmal: „Ich kann nicht zugeben, dass die Ordensverleihungen immer Schritt mit den Verdiensten halten, da ich am Sonntag keinen bekommen habe.“

Bekannt ist ja auch die Geschichte von der Errettung seines Reitknechts vom Tode des Ertrinkens, wofuer Bismarck im Jahre 1842 die Rettungsmedaille erhielt.

Ein reichbestenrter Auslaender blickte einst geringschaetzig auf das unscheinbare Ding — Bismarck trug damals noch keine Orden auf der Brust — und fragte nach der Bedeutung dieser Auszeichnung. Achselzuckend erwiderte Bismarck: „Ich habe eben die Gewohnheit, hin und wieder einem Menschen das Leben zu retten.“

Aus seiner Goettinger Zeit erzaelhte Bismarck einmal: „Ich erinnere mich, vor dreissig oder mehr Jahren in Goettingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein wuerde. Wir wetteten um fuefundzwanzig Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewinne. Wer verlor, der sollte uebers Meer kommen. Er hatte fuer „nicht einig“ gewettet, ich fuer „einig“. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinueber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach, — Coffin (Sarg). Das Merkwuerdige dabei ist, dass ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muss, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.“ —

Irgend jemand hatte die Maer erfunden, Fuerst Bismarck beabsichtige, an die Suedwestkueste von Afrika zu reisen, um die neuen deutschen Erwerbungen in Augenschein zu nehmen. Auf die Frage einer ihm nahestehenden Persoenlichkeit, ob es wahr sei, dass er nach Angra Pequena reisen wolle, antwortete Bismarck schlagfertig wie immer:

„Ja, aber nur auf dem Kamel, das diese Nachricht ueberbracht hat.“ —

Der Reichstagsabgeordnete Dietze-Barby stellte 1878 dem Reichskanzler die kitzliche Frage, wen er fuer den ersten Diplomaten halte, worauf Bismarck schnell gefasst, antwortete: „Wen ich fuer den ersten Diplomaten halte, kann ich nicht sagen, gewiss ist aber Lord Beaconsfield der zweite.“ —

Als ihm auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin die Studenten huldigten, sprach Bismarck ueber seine Beziehungen zur Stadt Berlin u. a.: „Ich habe in Berlin im Jahre 1837 so genau Bescheid gewusst, dass ich haette Droschkenkutscher werden koennen; was jetzt freilich nicht mehr geht,“ setzte er hinzu. —

Karl Helmerding, der beruehmte Darsteller komischer Rollen, sandte dem Fuersten Bismarck am 1. April 1875 folgendes Glueckwunsch-Telegramm: „Goethe soll im Sterben ausgerufen haben: Mehr Licht! Moege die Sonne, welche seinem Wunsche Erfuellung gab, uns noch recht lange leuchten!“ — Bismarck erwiderte, gleichfalls telegraphisch: „An den Schauspieler Helmerding. 1. April 1875. Herzlichen Dank! Aber die lieblose Anspielung mit Mondschein grade heut', bei sechzig voll? — von Bismarck.“

Bismarck war bis in sein hohes Alter ein grosser Freund und Verehrer des edlen Rebensaftes, ein weiser Trinker im Sinne Mirza Schaffys. Am 28. April 1854 schrieb er an Herrn von Gerlach: „Majestaet muessen durchaus darauf halten, dass Allerhoechst ihre Minister mehr Sekt trinken. Ohne eine halbe Flasche im Leibe duerfte mir keiner der Herren in die Sitzung kommen. Dann wuerde unsere Politik bald eine achtbare Haltung einnehmen.“

Mit dem Weintrinken wollte es zuletzt nicht mehr so recht gehen. Als ihm von einer Abordnung aus Steiermarck am Schlusse seiner Ansprache ein Pokal mit heimischem Gewaechs kredenzt wurde, war es ihm nach einem kraeftigen Zuge unmoeglich, weiterzutrinken.

Er zog sich jedoch geschickt aus der Affaere: „In diesem Sinne,“ schloss er, „trinke ich auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich und Koenigs von Ungarn (begeisterte Hochrufe) und in steierischem Wein, aber aus kriege ich ihn nicht.“

Noch ein fruchtloser Versuch, dann sagte der Fuerst:

„Es tut mir leid, denn er ist gut!“ —

Deli.

Der Fernsprecher und der Krieg.

Vorweg zum besseren Verstaendnis die Bemerkung, dass ich den Posten des Fernsprechunteroffiziers bekleide und so auch die Aufgabe habe, die Kabelverbindung zwischen der Batterie und unserer meist weit vorgeschobenen Beobachtungsstelle zu schaffen und betriebsfaehig zu erhalten. Der Fernsprecher, so berichtet ein im Feld stehender Leser dem „Tiroler Anzeiger“, ist ein grosser Faktor in diesem Feldzuge.

... Wir erkundeten fuer uns eine schoene Stellung, merkten aber schon bald, dass wir von der feindlichen Artillerie nicht hoeflich begruesst wurden. Donnerwetter, das Fernrohr zeigt die ganzen Hoehen jenseits mit Batterien besetzt, zum Teil mit schweren, eine neben der andern. Die muessen da oben weg!

Die Batterie faehrt hinter einer Hoehe am Waldesrand auf. Die Beobachtung kommt drei Kilometer weiter vor auf einen Bergesgipfel, nur den Himmel als Schutz ueber sich. Ich ahne schon allerlei, aber nichts Gutes. Schnell lege ich mit meinen Leuten die Leitung den kahlen Berg hinauf. Unbehelligt komme ich noch oben an und schalte meinen Apparat ein, da — sie haben uns entdeckt und die ganze Hoelle bricht los! Es kracht und blitzt und knattert: Schrapnell auf Schrapnell, Granate auf Granate kommt herueber. Ein Hoellenlaerm, und Erdschollen und Steine sausen uns um die Ohren! Darin liegen wir, wie gesagt, frei, ohne Deckung. Aber — es ist ein Wunder — kein Geschoss trifft uns.

Nun soll die Batterie das Feuer dagegen aufnehmen, aber, o weh! Die Weisungen bleiben ohne Antwort, sie erreichen die Schiessleitung nicht; die Draechte sind mehrfach entzwei geschossen. Und doch muss das moerderische Feuer zum Schweigen gebracht werden, und die Feldartillerie ist dagegen ohnmachtig, sie kann den Feind nicht erreichen. Also die Moerser ans Werk.

Unser Major schreit aus seinem Loch heraus: „Warum feuert die X-Batterie nicht?“

Antwort: „Leitung versagt, kaput!“

Major: „Sie sollen feuern, muessen feuern! Verbindung muss hergestellt werden!“

Hauptmann: „Jawohl, Herr Major! Unteroffizier R!“

„Hier!“ Ich springe auf (der Dreck fliegt mir um den Kopf, eine Granate ist wenige Meter von uns entfernt eingeschlagen) — einen maechtigen Sprung weiter und hingeworfen zum Hauptmann auf die Erde. Der hat bald aufgeschrieben, was die Batterie wissen muss, damit sie erfolgsicher feuern kann.

„Hier, diese Befehle muessen zur Batterie an Leutnant F., und die Leitung muss funktionieren!“

„Jawohl, Herr Hauptmann!“ Ich wusste genug und sah den Weg von drei Kilometern durch das dichteste Strichfeuer vor mir. Keine angenehme Sache.

Also Kabelflickzeug und Befehl in die Tasche, dann los mit Gott! ... Indessen, komme ich ueberhaupt bis zur Batterie?

„Herr Hauptmann!“

„Ja?“

„Wenn ich in drei Viertelstunden mich nicht von unten durch die Leitung melde, so bin ich dabei geblieben und es muss ein anderer los!“

„Ja ... nun wollen mal sehen.“

Ich trete den Weg an, eine laengere Strecke zunaechst auf allen Vieren, und flicke da und dort. Erheben darf ich mich nicht, sonst hat der Feind sicheres Ziel. Eine seiner Lagen hat er mir schon nachgesandt. An dem langen Kabel — es sind nur noch kuerzere oder laengere Enden und oft weit fortgeschleudert, ist das Flicker eine Heidenarbeit. Waehrend jeder kleinen Feuerpause eile ich, so schnell es geht, weiter. Immer wieder muss ich flicken, der Schweiss rinnt mir vom Kopfe.

Die Franzosen ueberschuetten das ganze Gelaende mit Granaten und Schrapnells. Ich befinde mich buchstaeblich im tollsten Kugelregen, da — paff! — reisst mir ein Ausblaeser den Helm vom Kopf herunter. Tausend noch mal, das ist aber arg! (Den so unsanft mitgenommenen „Hut des Koenigs“ habe ich sorgsam zum Andenken aufbewahrt.) Immer weiter, ich springe bald hierhin, bald dorthin, stets das verflixte Tue..ue..t in der Luft und das Krachen und Niederprasseln der Schrapnellkugeln umher. Endlich ist die Batterie erreicht. Fuenfzehnmal war die Leitung wieder zusammengeflickt worden. Alles staunt, mich lebend und heil wiederzusehen.

Ich gebe meinen Zettel mit Befehlen ab und will etwas ausruhen. Da, nach kaum fuenf Minuten heisst's: „Die Leitung versagt!“ O jemineh! Ich muss denselben Weg zurueckmachen in demselben ununterbrochenen Feuer und muss flicken.

Und das ist nochmals gluecklich vollbracht. Ich bin heil oben wieder angekommen, aber einfach zusammengebrochen, ich konnte keine Luft schoepfen.

Eine Viertelstunde habe ich hinter einem kleinen Huegel gelegen und Ruhe gehabt — o Schreck! Wieder der Ruf: „Leitung kaput!“

Nochmal dieselbe Aufgabe fuer mich, hin und auch wieder zurueck, und nochmal wieder alles Erwarten — eine glueckliche Loesung, die dann zu dem ersehnten Ziele fuehrte.

Nachts 1 Uhr war vollbracht, was uns befohlen: die feindlichen Batterien sind vernichtet und der Weg fuer die Feldartillerie und Infanterie ist freigemacht. Das Eiserne Kreuz war verdient.

Der Deutschamerikaner.

Wie zuckt mir das Herz in Traenen!
Ihr Brueder, was geschah?
Bin ich nicht ein freier Buerger
Im grossen Amerika?

Wohl hab' ich zu schaffen, zu wirken
Fuer Weib und Kind um Brot;
Doch legt sich Qual um die Brust mir
So eisig wie der Tod!

Hinausziehn seh' ich die Brueder,
Ein helles Soldatenlied
Erklingt mir im Ohr — in der Seele
Ist grell mir die Heimat erglueht!

Mein Regiment unter der Fahne
Im grossen deutschen Heer!
Wie straffen sich mir die Muskeln
Zum Griff um das treue Gewehr!

Nie hoert' ich so deutlich rauschen
Die Eichen im deutschen Wald;
Und wieder ueber die Seele
Kriecht mir ein Ekel, so kalt:

Fern ueber den Wassern erhebt sich
Gewaltig die deutsche Wehr,
Und britische Soeldnerscharen
Beherrschen noch immer das Meer!

Und will ein Soldat, verzweifelt,
Entschlossen, in sein Regiment —
Sie lauern ihm auf, sie wissen,
Dass er ins Verderben rennt!

Das macht das Herz mir zerspringen
In einem furchtbaren Schrei:
Ist in dem freiesten Lande
Ein einziger Deutscher nun frei?!

Will ich ihm folgen, dem Rufe
Der hoechsten, der heiligsten Pflicht —
Ich renne in Englands Netze,
Und Deutschland helfe ich nicht!

Bin jung, und kann doch nur rufen:
Nun, deutscher Adler, flieg!
Bin stark, und kann nichts als beten
Zu Gott um der Brueder Sieg!

Es steigt aus gepresstem Herzen,
Du Hoechster, mein heisses Gebet:
Gib, dass die Schwinge des Adlers
Jetzt alle ueberhoehrt!

Gib, dass sie alles besiege,
Was Schmach ihr angetan;
Gib, dass sie sich endlich wiege
Auch ueber dem Ozean!

Heinrich Langenhagen.

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hoelle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!

Wer ist der Mann, der so gesprochen hat? Haben wir den Mut, es ihm nachzusprechen und Tod und Hoelle aufzurufen, ihren Stachel zu zeigen, ihre Macht zu beweisen? Moechte der Tapferste von euch, liebe Freunde, den Tod herausfordern, wie es hier einer getan hat, den seine Feinde oftmals um seiner leiblichen Schwachheit willen verspottet haben und der selber von sich sagen musste: ich sterbe taeglich?

Bei uns zu Hause weiss ich manchen, der nicht wagt, den Tod auch nur anzusehen, der, wenn er einem toten Freunde das Geleit gibt, an der Kirchhoftuer umkehrt, nicht bloss, wie er sagt, weil er des Pfarrers Gerede nicht hoeren kann, sondern weil er sich fuerchtet, den Tod zu sehen.

Und ihr draussen?

Wenn auch ein braver Soldat den Tod nicht fuerchtet — den Stachel des Todes, das Bittere am Sterben, das empfindet wohl jeder.

Als der letzte Hohenstaufe, Konradin, in jungen Jahren, fern von der Heimat, unter dem Beil des Henkers sterben musste, war sein letztes Wort: O Mutter, welchen Schmerz bereite ich dir! — So, glaube ich, wird manchem draussen auch zu Mute sein, manchem Sohn und manchem Vater; er wird den Stachel der Trennung und den zerreisenden Schmerz des Abschieds in seiner ganzen Schaerfe verspueen.

Aber ich weiss noch einen schaeferen Stachel des Todes, an den der Apostel Paulus vor allem gedacht hat: „Der Stachel des Todes ist die Suende“.

Liebe Freunde! Ich denke, eh' ihr ins Feld gezogen seid, habt ihr mit Gott und Menschen ins Reine gebracht, was euch auf dem Gewissen lag, und ich hoffe, dass auf keinem ein besonderes Unrecht lastet, das ihn drueckt; aber es ist nichts Geringes, wenn man jeden Augenblick vor den heiligen und allwissenden Gott gerufen werden kann! Wer wird da bestehen?

Und ist nicht das auch ein quaelender Gedanke: Die Ungewissheit, wie ist es nach dem Tod? Es gaebe mancher viel darum, wenn er wuesste: alles ist aus. Aber auch ueber den, der in ruhigen Zeiten nicht gezweifelt hat an einem Leben nach dem Tode, der im Gegenteil seine Hoffnung darauf gesetzt hat, auch ueber den kann es doch oft peinigend hereinfallen: Wenn unsere Hoffnung auf eine Ewigkeit, auf eine Vollendung droben, auf ein Wiedersehen — bloss ein schoener Traum gewesen waere?

Wer hilft uns da zum Sieg?

Da hoeren wir den Apostel rufen: Der Sieg ist errungen! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! „Der Sieg durch Christus“ das ist keine erfundene und erlogene Siegesnachricht. Das hat der Apostel Paulus selbst erlebt und erfahren, und Tausende und aber Tausende haben's seither erfahren und duerfen's noch heutigen Tages erfahren: durch unseren Heiland haben wir den Sieg. Er ist fuer uns in den Tod gegangen freiwillig, aus Liebe, in Gehorsam gegen den Vater im Himmel. Und der fuer uns gestorben ist, uns zu erretten von Tod und Suende, der versichert uns: Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stuerbe; der sagt uns: Ich bin die Auferstehung und das Leben; der nimmt den Stachel der Trennung und des boesen Gewissens und aller Unsicherheit von uns und vergewissert uns der Vergebung der Sunden und der Erbschaft des ewigen Lebens und spricht: Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein.

Und Gott hat sein eigenes Siegel auf diese grosse Verheissung gesetzt durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

„Der Herr ist wahrhaftig auferstanden“ — das hat dort die gebeugten Juenger aufgerichtet; „Christus ist der Erstling geworden unter allen, die da schlafen,“ das

gibt uns heute noch Freudigkeit und Mut im Angesicht des Todes. Jetzt heisst's: Der Tod ist verschlungen in den Sieg: Tod, wo ist dein Stachel? Hoelle, wo ist dein Sieg? Durch Christentum muss uns der Tod ein Eingang werden ins Leben.

Nicht wahr, es kaempft sich anders und stirbt sich anders mit der gewissen Hoffnung eines ewigen Lebens; und wenn wir unsere Freunde und Kameraden zur letzten Ruhe betten muessen, dann ist's uns ernst, wenn wir sagen: Bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!

Ja, Gott sei Dank fuer die Osterbotschaft, fuer die Botschaft vom Sieg des Lebens ueber den Tod! Und wenn sich Huegel an Huegel reiht, darunter unsere Braven ruhn, und ein Kreuz ums andre verkuenDET die Macht des Todes, wir lassen uns nicht erschrecken, wir halten die Fahne unseres Heilandes hoch, des Lebensfuersten und Todesueberwinders. —
H. Planck.

Schneegloeckchen.

Scharf weht der Ost. Und weisse Flocken wirbeln
Und decken Flanderns weite Felder zu:
Die Erde, die getraenkt mit heil'gem Blute
Und noch erstarrt in winterlicher Ruh.

Da, lausch! Fernher ein leises Laeuten —
Das ist wie Fruehlingsahnen, Fruehlingswehn —
Ein Klingen, wie wenn Osterglocken kueden
Der starren Erde Wiederaufstehn.

Ich geh' dem Rufe nach. Ein Bauerngaertchen —
Zerstampft der Weg, die schmalen Beete leer.
Doch klarer klingt und heller singt das Laeuten.
Ich stehe still, mein Auge spaecht umher.

An einem Zaun, von duft'gem Gruen umflossen,
Erschau' ich Gloclein, zart wie Schnee und rein.
Schneegloeckchen sind's — sie kueden Osterfreude:
Sie laeuten keuschen Sinns den Fruehling ein.

So innig leis' und ruehrend klingt ihr Mahnen.
Ihr lindes Toenen lockt, ihr Klingen wirbt.
Durch meine Seele zieht ein frohes Ahnen:
Der Fruehling blueht, indes der Winter stirbt.

Da vorn ertoenen Schuesse noch, vereinzelt,
Und blut'gen Tod speit noch das Eisenrohr —
Und doch: Schneegloeckchen klingen, Wolken weichen,
Und siegreich bricht der Sonne Strahl hervor.

Kriegsfreiwilliger Hans Krause.



Der wortkarge Adolf.

Ein junger Bauersmann aus einem Dorfe hatte von Anfang an mitgekaempft, so schreibt man der „F. Z.“ aus Baden, und war zuletzt in Flandern dabei. In drei Monaten hatte er drei Briefe geschrieben. Der erste:

„Liebe Frau!

Ich lebe noch, und das Paecklein habe ich erhalten, wenn der Bub boes ist, dann hau ihn. Gruss Adolf.“

Der zweite wich wenig davon ab:

„Liebe Bertal!

Ich lebe immer noch, was mich sehr wundert, wenn der Bub noch boes ist, dann hau ihn wieder! Gruss Adolf.“

Vor einigen Tagen kam eine Photographie aus einem Lazarett in Heidelberg; darauf sah die junge Frau ihren Mann neben einer Anzahl andern, und er hatte das Eiserne Kreuz auf der Brust. Auf der Rueckseite des Bildlein stand:

„Liebe Bertal!

Ich war verwundet, ist wieder gut, morgen geht's los. Wenn der Bub boes ist, nimm ihn bei Ohren. Gruss Adolf.“

Die Frau schrieb ihm, dass er doch wenigstens mitteilen moechte, wie er das Eiserne Kreuz bekam.

„Das mit dem Eisernen Kreuz,“ schrieb er, „das war sehr einfach: Der Major rief mir, ich musste stillstehen, und der Feldwebel hat mir's angebetet.

Gruss Adolf.“

Erinnerungen.

Unaufhoerlich klatscht der Regen gegen die heruntergelassenen Holzlaeden meines Zimmers. In dem franzoesischen Kamin flackert ein lustiges Kohlenfeuer. Die Pariser Standuhr in dem Bronzegehaeuse gibt leise das gleichmaessige Tick-Tack von sich. Alle halbe Stunde erklingt der feine silberne Klang durch den Raum. Die zierlichen Moebel sind fast zu fein fuer den „Barbaren“. All zuviel Angst scheint die „Madame“ nicht zu haben. Alles ist unberuehrt, auf dem mit Bronze verzierten Damenschreibtisch liegen noch die Briefsachen.

Stroemender Regen und Kohlenfeuer — zwei Dinge, wie geschaffen zum Traeumen. Die brennende Zigarre ist laengst erloschen. Ich starre in die offene Glut; die Gedanken sind bei den Lieben daheim. Ich sehe sie um den Tisch sitzen, das Plappermaelchen der Kleinen will gar nicht stille stehen. All die vielen Fragen sollen beantwortet werden. Wie es im Kriege aussieht, wo der Vater jetzt ist, und ob er wohl schon viele Franzosen toteschossen hat. Unwillkuerlich kommt die Sehnsucht. Jetzt mitten unter sie treten, sie ueberraschen und dann die Freude des Wiedersehens erleben zu duerfen. Aber zu weit ist der Weg; nur Geduld, die Zeit wird auch kommen.

Wie lange ich getraeumt habe, ich weiss es nicht. Habe das Schlagen der Uhr ganz ueberhoert. Habe auch nicht gehoert, wie's leise ueber den Flur getrippelt ist und zaghaft an die Tuer gepocht hat. Jetzt pocht's zum zweiten Male — etwas staerker. Noch in Gedanken versunken, oeffne ich. Vor mir stehen ein paar allerliebste Maedel — Puppengesichter —, im Alter von vier und sechs Jahren. Dichte schwarze Locken fallen auf die Schultern herab. Etwas zaghaft und doch neugierig sehen sie mich an. Die Aeltere nimmt sich zuerst ein Herz und leise klingt das „bon-

soir Monsieur“. Nun reicht auch die Kleinste mir das Haendchen und plappert dabei den Gruss der aelteren Schwester nach. Ich hole die beiden ins Zimmer und versuche, so gut es geht, mich mit ihnen zu verstaendigen. Bald werden sie zutraulicher, und nicht lange dauert's, dann sitzt auf jedem Knie eine kleine Franzoesin. Die Arme um meinen Hals geschlungen, schmiegen sie sich an mich. Ein eigenartiges Gefuehl. Dort draussen kaempft der Vater. Seit fuenf Monaten hat die Familie keine Nachricht. Lebt er noch oder bedeckt auch ihn schon die kuehle Erde? Vielleicht auch erhebt er in diesem Augenblick sein Gewehr und legt auf meinen besten Freund an. Und hier in seinem Hause sitzt der „Barbar“ und schaukelt seine Kinder.

Die Erzieherin ruft, es ist Schlafenszeit. Nur ungeru trennen sich meine kleinen Kameraden. Ich vertroeste sie auf morgen, und ich weiss, sie werden wiederkommen.

Nun sitze ich wieder allein im Zimmer, und wieder wandern meine Gedanken in die Heimat. Auch dort werden sie ihre Lagerstaette aufsuchen. Die Kleine faltet ihre Haendchen und betet fuer den Vater. Moegen die Entfernungen auch noch so gross sein, sie werden ueberbrueckt, und wir stehen mit unsern Lieben daheim in steter Verbindung.

Der Regen prasselt noch immer unbarmherzig hernieder. Das Kohlenfeuer ist fast ganz erloschen. Ein heftiger Geschuetzdonner weckt mich etwas unsanft aus meinen Traeumen. In dem grossen Hause ist alles still. Auch ich suche meine Lagerstaette auf. Ob der Schlaf mich bald umfassen wird? Ich glaube es kaum. Noch einmal werde ich im Geiste die Lieben schauen, dazwischen tauchen vielleicht auch zwei schwarze Lockenkoepfchen auf.

A. Wg.

Der Militaerzug kommt.

Fuer 1/28 Uhr ist er angemeldet, der in rasendem Fluge ein paar Tausend Infanteristen nach dem gefaehrdeten Frontabschnitt schaffen soll ... In eiliger Hast wird er vorueberdonnern ... Daher heute die besonderen Befehle ...

Starke Patrouillen halten den Bahndamm besetzt ... Noch liegt dicker, milchiger Nebel wie schwere, nasse Wolken ueber den Wiesen. Oben am Bahndamm steht die Pionierkolonne und erwartet den Zug. Unkoerperlichen Schatten gleich tauchen die Gestalten der Soldaten einzeln aus dem Nebel, verschwinden aber sofort. Alles lauscht gespannt auf den summenden Ton, der dem Zuge voraneilt. Der Gefreite gibt noch die letzten Befehle. Wie eine hohe, dicke Mauer tuermt sich der Nebel ueber dem Damm.

Ploetzlich ein scharfes Kommando ... Dann ist alles maeuschenstill ... Die Uhr in der Hand des Gefreiten zeigt Punkt halb. Lange Minuten kein Laut aus der Ferne. Traege knirscht der feuchte Kies unter den Schritten des Wachtpostens.

Da — ein unsicheres Zittern im Boden, ein undeutliches Beben ... Urploetzlich wie ein Raubtier springt es aus dem Nebel ...

Wieder das kurze Kommando ... Zwei Lichter um die Kurve ... In der naechsten Sekunde braust droehrend und krachend ein Zug vorbei ...

Und verschwindet im Nebel ... reisst Tausende mit sich fort in die furchtbare Russenschlacht ...

Stumm blicken sich die Pioniere einen Augenblick an. Die Augen flackern ... Da loest sich maechtig wie aus hundert Maennerkehlen, das donnernde, sieghafte: Hurra, Hurra, Hurra ...!

Die „Etappe“.

Es ist ein ganz eigenartiges Ding um die Etappe. Draussen an der Feuerfront und daheim hinter dem gut eingeschaenkten Masskrug plaudert man in Sagen und Maeren viel vom behaglichen Privatiersdasein, das angeblich in der Etappe vorherrschen soll. Das war immer so! Wenigstens dort, wo in Unverstaendnis und Unkenntnis der tatsaechlichen Verhaeltnisse der sehnsuchtsvolle Wunsch der Vater des Gedankens blieb. Wer aber Pflicht und Arbeit der Etappe aus eigener Erfahrung kennt, oder wer ihren Wert am Gedeihen und an den Erfolgen der Fronttruppen gebuehrend einschaezt, der wird wissen, dass gerade in der Etappe erhoehnte Ansprueche an Arbeitskraft und Opferfreudigkeit jedes einzelnen Heeresangehoerigen gestellt werden. Und dass die entscheidende schoepferische Bedeutung der Etappe auch nicht durch das Vorurteil derer beeintraehtigt werden kann, die aus ihrem eigenen ungestillten Ruhebeduerfnis heraus in der Etappe den „ruhenden Pol“ zu finden vermeinen.

„Das Feldheer muss unausgesetzt mit Beduerfnissen jeder Art versorgt und von allem, was seine Verwendungsfahigkeit beeintraehtigen koennte, befreit werden. Nur dann ist es zu den hoechsten Leistungen faehig.“

Diese ehernen Leitsaetze sind Richtschnur fuer die gesamte Dienstfaehigkeit der Etappe. Die fortwaehrend anwachsenden Aufgaben der Etappe in Nachschub und Entlastung des Feldheeres lassen Ruhezeiten gar nicht zu, wie sie gerade der Stellungskrieg manchen kleineren und grosseren Truppenteilen an der Front bringt. Die bis aufs feinste und kleinste ineinander geordnete und zusammengestimmte Maschinerie der Etappe darf niemals und nirgends stillstehen. Sonst wuerde sofort ein bedenklicher Notstand im Feldheer eintreten. Unsere wohlgeordneten, puenktlich und erfolgreich arbeitenden Etappen sind ein Ruhmesblatt im Arbeitsplan der deutschen Heeresverwaltung. Es liegt in Wesen und Zweck der Etappe begruendet, dass sie auch viel Kanzleiarbeit bringt. Aber wahrlich nicht behagliche Philisterarbeit hinter dem warmen Ofen mit puenktlich eingehaltener Schlussstunde am Mittag und Abend. Alle Verwaltungszweige der Etappe, zumal die rein militaerischen (z. B. Inspektion, Train, Sanitaetswesen, Post, Bahn usw.) sind ununterbrochen in Taetigkeit. An die Arbeitskraft ihres Offizier- und Beamtenstabes werden mit Recht ungewoehnlich hohe Ansprueche gestellt. Und dass sie zur vollen Zufriedenheit der Heeresleitung erfuellt werden, das beweist neben den Auszeichnungen an Heeresangehoerige der Etappe doch vor allem auch das Wohlergehen unserer tapferen Truppen in und an den Schuetzengraeben. Jeder Offizier und Beamte der Etappe muss sein Bestes an Arbeitskraft und Opfermut hergeben, um die ihm unablaessig gestellten Aufgaben zu erfuellen. Dass zu dieser bedingungslosen Pflichterfuellung auch eiserne Gesundheit und starke Nerven gehoeren, ergibt sich von selbst. Als Erholungsposten von den Anstrengungen des Schuetzengrabens darf man die Dienststellen der Etappe keinesfalls betrachten. Gleiches gilt hier von der Diensttaetigkeit des Offiziers, wie der des Verwaltungsbeamten. Wer z. B. als Lazarettinspektor in einigen Wochen ein kleines Truppenteil-Lazarett von rund 60 Kranken in ein musterhaft ausgestattetes Etappenlazarett fuer 1200 Kranke mit allen notwendigen spezialaerztlichen Abteilungen nach hoeheren Weisungen umwandeln und dazu die gesamte Verwaltungsarbeit leisten muss, der gehoert sicher nicht zu den voellig sagenhaften „Drei-Quartl-Privatiers“ der vielgelaesterten, weil viel zu wenig bekannten Etappe. Aehnlich geht's wohl allen Beamtenstellen der Etappe. Und dass es ausserdem gerade auf dem Kriegsschauplatz in manchem Einzelfall nicht leicht ist, die im Heeresinteresse gebotene Notwendigkeit bestehender Vorschriften auch gegeneber uferlosen Einzelwuenschen ohne ein wenig erheiterndes Wechselspiel von „Kabale und Liebe“ erfolgreich zu betonen, auch diese nervenspannende Vermittlungsarbeit erfordert mehr als sich die Bierbankweisheit traumen laesst. Auch der Gefahr von Feindesseite sind die Dienststellen der Etappe

nicht immer so fern, wie es Unwissende behaupten. Auch zur Arbeit in der Etappe gehoeren eben vor allem kalt' Blut und heller Kopf.

Kurzum, die Etappe ist das Arbeitssammelbecken des Heeres. Sie regelt den Blutkreislauf im ganzen Heereskoerper. Und wenn draussen der „englische Gruss“ unseren wackeren Kriegern um die Ohren pfeift, so sollen sie nicht vergessen, dass die Etappe unablaessig und opferfreudig fuer ihr Wohlergehen sorgt, und dass sie den Sieg vorbereiten wird. Denn vorbildlich und einzigartig wie das deutsche Heer, ist in treuer Pflichterfuellung auch seine Etappe.

Dr. M. J. Jacobi.

Dankbrief aus dem Schuetzengraben.

Eine Berliner junge Dame erhielt fuer eine Sendung weihnachtlicher Liebesgaben, die nach Flandern gelangt sind, folgendes Schreiben, das sich durch Kuerze und Zweckmaessigkeit auszeichnet. Es lautet:

„Geehrtes Fraeulein! Besten Dank fuer Ihre Liebesgaben. Ich bin gutgestellter Schlaechtermeister aus Pforzheim. Fuer Ihre Zukunft ist gesorgt. H., Reservist.“

Von hier und daheim.

Auch einer von den deutschen Barbaren. (Aus einem Feldpostbrief.) ... Um 1 Uhr waren wir nach jenem Gefecht zur Ruhe gekommen, d. h. ich wurde auf dem kalten, feuchten Boden alle Augenblicke wach, vorschriftsmaessig frierend. Um mich etwas anzuwaermen, stand ich um 4 Uhr auf und stattete den franzoesischen Schuetzengraben einen laengeren Besuch ab. Es ist ein grossartig angelegter Bau, stark befestigt und durch Drahtverhaue geschuetzt. Wie ich nun so friedlich hindurchwandere, hoere ich auf einmal sprechen — franzoesisch. Ich ziehe meinen Revolver und gebe dem Laut der Stimme nach. Was finde ich? Einen schwerverwundeten Franzosen, der mich um Hilfe anfleht. Ich gebe dem armen Kerl einen Schluck Kaffee und etwas Schokolade und verspreche ihm, mit einer Tragbahre zu kommen. Dann decke ich ihn warm zu und setze meinen Gang fort.

Lille im Jahre 1870—71.

Von Hauptmann Schroeder.

Die Frage, welche Rolle die Stadt und Festung Lille im Kriegsjahr 1870/71 gespielt habe, ist im Kreise der Kameraden oft aufgeworfen worden: sie liegt um so naeher, als wir durch eine ganze Reihe von Denkmaelern und deren Inschriften immer wieder an die „Armée du Nord“ und an die „Défense nationale“ erinnert werden. Es mag daher manchem erwuenscht sein, einmal die wichtigsten Daten zusammengestellt zu finden.

Lille war beim Ausbruch des Krieges der Sitz des 2. Armeekorps und damit verschiedener hoeherer Staebe. Im Verhaeltnis zum Umfang der Festung, die in allen Hand- und Reisebuechern bis zuletzt als eine solche „ersten Ranges“ bezeichnet wird, erscheint die damalige Garnison auffallend klein: sie bestand aus dem 75. und 91. Linienregiment und den 4. Dragonern, wozu dann natuerlich Artillerie, Genie und Train traten. Noch wunderbarer aber beruehrt es, dass diese Truppen bereits am 22. Juli die Stadt verliessen, ohne Ersatz zu finden, so dass den Buergerkanonieren von diesem Tage an der gesamte Wachtdienst des grossen Waffenplatzes zufiel, und bald auch ein nicht unwesentlicher Anteil an der Armierung. Es hat danach durch-

aus den Anschein, dass die Heeresleitung des Kaiserreichs gar nicht damit rechnete, Lille zu einem festen Punkt des Widerstandes zu machen.

Die alte Festung Lille rühmte sich, sechs oder sieben Belagerungen ueberstanden zu haben, unter denen die von 1708 unter Vauban und die von 1792 durch die republikanische Buergerwehr zu den Ruhmestiteln ihrer Geschichte gezaehlt wurden. Die neue Befestigung Lilles, an der besonders seit 1856 mit bedeutendem Kostenaufwand gearbeitet worden war, galt 1870 noch nicht als abgeschlossen — und wurde 1914 als veraltet preisgegeben. Die Stadt hat im Oktober vorigen Jahres alle Schrecken eines Bombardements, aber keine Belagerung erlebt.

Wie ueberall in Frankreich kam der Ausbruch des Krieges im Juli 1870 auch fuer die Liller voellig unerwartet, trafen die Niederlagen von Weissenburg, Spichern und Woerth die Buergerschaft wie Donnerschlaege, nahm man den Zusammenbruch von Sedan mit tiefster Empoerung, den „Verrat von Metz“ mit sichtlicher Entruestung auf.

Bis die „Garde nationale mobile“, die durch das Gesetz vom 1. Februar 1868 zum dritten Male begruendet war, in Taetigkeit treten konnte, vergingen sechs Wochen, und auch dann bestanden noch allerlei Schwierigkeiten mit dieser Truppe, fuer die es zunaechst an jeder Erfahrung der Disziplin fehlte: kam es doch in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober zu einer Erregung, die fast an Meuterei grenzte. Immerhin hatte man jetzt eine Garnison, die den Wachtdienst in weitem Umfang uebernehmen konnte, und die Buergerkanoniere wurden fuer die Armierung frei.

Die Befestigung von Lille zaehlte zwischen der Noble Tour (bei St. Sauveur) und der Zitadelle 18 neue Werke, die wie die alten armiert werden mussten. Es klingt kaum glaublich, dass dafer nur zwei Batterien aktiver Regimente zur Verfuegung standen: eine vom 15. Artillerie-Regiment und eine, die unter dem Namen „du Finisterre“ erscheint, also wohl von dem Brester Korps heruebergeholt war; dazu kamen fuenf Batterien der Mobilgarde und das Bataillon der Buergerkanoniere, anscheinend vorwiegend aeltere Herren, die seit Jahren ihre Schiessuebungen wohl nur zur Verherrlichung von Festlichkeiten und zur Belustigung des Publikums auf der Esplanade vorzunehmen pflegten. Das Korps wurde damals vermehrt und verjuengt, es sollte zuletzt auf 900 Mann gebracht werden, hat aber diese Zahl nie erreicht; von zehn Abschnitten der Verteidigungslinie fielen ihm vier zu: von der Porte de Gand bis zur Porte d'Arras.

Der feurigen Beredsamkeit und der staehlernen Kraft Gambettas gelang es im Laufe des Oktobers, die Nationalgarde auf einer erweiterten Grundlage zu mobilisieren: alle waffenfaehigen Franzosen vom 21. bis zum 40. Lebensjahre, die nicht verheiratet (oder kinderlose Witwer) waren, wurden einberufen. Das galt damals als eine ungeheure Anstrengung — man vergleiche damit heute, wo unsere alten Feinde demnaechst alle Maenner vom 18. bis zum 50. Lebensjahre (und keineswegs bloss die waffenfaehigen!) eingekleidet haben werden.

Die Organisation des nationalen Widerstandes im Norden Frankreichs uebernahm (fuer die Departements Nord, Pas-de-Calais, Somme und Aisne) Achille Testelin, dessen Denkmal heute die Place de Strasbourg schmueckt: er war ein angesehener Augenarzt, der als strenger Republikaner lange in Bruessel in Verbannung gelebt hatte (1851—1859) und nach dem Ruecktritt des kaiserlichen Praefekten zunaechst das Departement uebernahm, bis er durch den Rechtsanwalt Pierre Legrand, den spaeteren Handelsminister (sein Denkmal steht an der Esplanade), hierin abgeloeest wurde. Testelin, Legrand und der neue Maire Catel-Béghin waren die unermuedlich taetigen Foerderer des patriotischen Werkes. Als Militaer stand ihnen anfangs der General Farre zur Seite, bis um den 22. Oktober der General Bourbaki eintraf, den Gambetta zum Fuehrer der Nordarmee bestimmt hatte.

Bourbaki tat alles, was in seinen Kraeften stand, um die Verteidigung Lilles, das er als Ausgangsstelle betrachtete, zu sichern. Nach dem Fall von Metz musste man ganz anders als vorher mit einer Belagerung rechnen. Aber freilich hatte er sich

mit Maengeln des Materials abzufinden, die uns heute geradezu laecherlich erscheinen, und auch die Offiziere, die er verwenden musste, waren zum Teil aus der Rumpelkammer hervorgeholt. So stand an der Spitze der Mobilgarde des Norddepartements ein alter Kapitaaen der Marine-Infanterie, Anatole Robin, der sich durchaus wie eine verspaaetete Nachbildung der Revolutionsmaenner von 1792 gebaerdete und besonders die braven Buergerkanoniere und ihre sehr selbstbewussten Offiziere gehoerig vor den Kopf stiess.

Nach kaum einem Monat wurde Bourbaki zu einem andern Kommando, zuerst im Zentrum, dann im Osten abberufen. Ehe sein Nachfolger eintraf, musste die noch unfertige Nordarmee unter dem Kommando des Divisionsgenerals Farre, drei Brigaden stark, sich dem Feinde stellen, um ihm den Weg nach Amiens zu verlegen: sie wurde am 27. November bei Villers-Bretonneux geschlagen und musste Manteuffel Amiens ueberlassen. Inzwischen war der General Faidherbe, ein Sohn der Stadt Lille und vielleicht ihr groesster — als Mensch, Soldat und Gelehrter — aus Algier herbeigeilt, um den Platz Bourbakis einzunehmen. Die Armee wurde auf vier Divisionen, zwei Korps (22. und 23.) gebracht, und mit diesen trat General Faidherbe dem General Manteuffel im Tale der Hallue, eines rechten Nebenflusses der Somme, entgegen; am 23. Dezember kam es zu der Schlacht, welche die Franzosen nach dem Orte Pont Noyelles nennen; so brav sich die junge Armee schlug, Faidherbe wurde gezwungen, bis hinter die Scarpe, zwischen Arras und Douai zurueckzugehen. Mit einem neuen Vorstoss der Nordarmee, zu dem unter anderm auch die aktiven Batterien der Festung Lille herangezogen waren, bezweckte Faidherbe in erster Linie den Entsatz der Festung Péronne und mit ihr die Saeuberung des Sommetales vom Feinde. Am 2. und 3. Januar kaempfte er gegen Goeben bei Bapaume und zwang den Gegner zwar, die Armee auf das linke Ufer der Somme zurueckzunehmen, vermochte aber den Fall von Péronne nicht zu hindern und somit den errungenen Teilerfolg nicht auszunutzen. Damals zeichnete sich das 48. Mobilgarde-Regiment besonders aus, an welches das Denkmal am Quai de la Haute Deule erinnert.

Eine letzte, aeusserste Kraftanstrengung Faidherbes, die dem Entsatz von Paris galt, fuehrte die Nordarmee in Gewaltmaerschen nach St. Quentin, und hier erlitt sie am 19. Januar durch Goeben die entscheidende Niederlage.

Auf die Nachricht von dem Rueckzug Faidherbes eilte Gambetta nach Lille, um hier (wie anderwaerts) in leidenschaftlicher Rede den Kampf bis aufs Messer zu predigen. Aber jetzt folgten die Hiobsposten Schlag auf Schlag: Chanzy bei Le Mans besiegt, das Heer Bourbakis ueber die Schweizer Grenze gedraengt, Paris zur Uebergabe gezwungen. Fuer die Nordarmee gab es keine moeglichen Aufgaben mehr.

Lille hatte beim ersten Anfang der Kriegstaetigkeit und schliesslich nach der Niederlage bei St. Quentin mit der Moeglichkeit einer Belagerung rechnen muessen; sie blieb ihm erspart — wie die Glaeubigen meinten, auf Grund der fleissigen Gebete zum Sacré Cœur, dem man darum spaeter eine Votivkirche errichtet hat. Die Stadt hat in aeusserster patriotischer Anstrengung damals ausser mehreren Freikorps eine ganze „Legion“ aufgebracht, die aus drei Bataillonen bestand und von einem alten aktiven Unteroffizier, dem Oberstleutnant Loy, kommandiert wurde; diese trat zu den neun Legionen, welche das Norddepartement ohnedies aufzustellen hatte. Sie hat am 15. Dezember Lille verlassen und an allen folgenden Kaempfen teilgenommen.

Die groessten Schwierigkeiten hatte Faidherbe naturgemaess mit der Artillerie. Von den 13 Batterien, die das Norddepartement beschaffen musste, wurden 7 alsbald aus den mobilisierten Teilen der Buergerkanoniere von Lille, Valenciennes, Cambrai, Maubeuge, Douai und Duenkirchen gebildet und diese nachher verdoppelt. So traten denn auch 240 Mann aus dem staedtischen Artilleriekorps Lilles in die mobilisierte Armee ueber. Der Rest hat bis zum Waffenstillstand fleissig Schiessuebungen abgehalten, zuletzt unter dem Kommando eines Fregattenkapitaens, der wohl etwas Zug in die bequem gewordene Gesellschaft gebracht haben mag.

Im Jahre 1847, als der spaetere russische Schriftsteller D. Schtscherbatschew zum Adjutanten bei der Garde-Artillerie ernannt worden war, wandte sich eines Tages im Regimentsbuero der Schreiber, der die Monatsberichte abzufassen hatte, mit der Frage an den neuen Adjutanten, wie viele von den „Reserve-Verstorbenen“ er fuer den abgelaufenen Monat in die Liste der Toten aufnehmen solle. Schtscherbatschew verstand gar nicht, um was es sich handelte, und liess sich vom Schreiber erst genauere Auskunft erteilen, wobei er folgendes erfuhr: Die Sterblichkeit unter dem Militaer war einige Zeit so gross gewesen, dass die hoehere Militaerbehoerde ihr ernste Aufmerksamkeit zuwenden zu muessen glaubte, und so erschien bald darauf der Befehl, dass, falls in einem einzelnen Truppenteile die Sterblichkeitsziffer im Monat die zugelassene Hoehe ueberschritte, den Abteilungschefs ein Verweis zu erteilen sei. Trotzdem nun die Sterblichkeit nicht in allen zwolf Monaten des Jahres die gleiche ist, so wurde behufs Vermeidung von Verweisen die Sterblichkeit nie hoeher als zu dem im Befehl angegebenen Maximalsatze verzeichnet; waren aber dennoch mehr Leute des betreffenden Truppenteils gestorben, so wurden die ueberzaehligten Toten zur „Reserve“ gezaehlt, wie der Schreiber sich ausdrueckte, und dann nach und nach in anderen Monaten mit geringerer Sterblichkeit als Verstorbene nachgeschoben. Diese schlaue Einrichtung brachte zweierlei Vorteile: erstens vermieden die Chefs die ihnen drohenden Verweise, zweitens erwuchs den einzelnen Batterien ein materieller Gewinn daraus, dass die Reserve-Toten noch nicht aus den Listen gestrichen wurden und so fortfuehren, Sold und Menage zu beziehen.

Ein Gegenstueck hierzu, wie die Russen die Statistik zu verbessern wissen und Sold und Menagen fuer nicht vorhandene Mannschaft einziehen, bildet die Geschichte, die ein alter preussischer Major erzaehlt:

Vor vielen Jahren lag ich in Thorn in Garnison. Zwischen unserem Offizierkorps und dem der russischen Nachbargarnison Alexandrowo herrschte ein ganz freundschaftlicher Verkehr. Man besuchte sich ab und zu. Einmal waren wir Thorner drueben, als gerade eine Exzellenz zur Besichtigung des Kavallerieregiments erwartet wurde. Wir wunderten uns, dass die einzelnen Schwadronen rings um die Stadt an verschiedenen geeigneten Plaetzen Aufstellung genommen hatten, wurden aber bald gewahr, dass das einen triftigen Grund hatte.

Exzellenz erschien zuerst, sagen wir bei der ersten Schwadron. Die Besichtigung fiel zur Zufriedenheit aus. Doch kaum hatte Exzellenz den Ruecken gewandt, um mit seiner Begleitung durch die Stadt zur zweiten Schwadron zu reiten, im Schritt natuerlich, da loesten sich etwa 50 Reiter von der besichtigten Schwadron und galoppierten los und jagten auf Umwegen zu dem Standplatz der zweiten Schwadron, wo dann die Besichtigung ebenfalls zur Zufriedenheit ausfiel. Dann ging's zur dritten Schwadron usw., und jedesmal jagten 50 Reiter um die Stadt herum, waehrend Ex-



Soldat russisches.

Weiss nicht, was ich soll machen. Lass' ich mich gefangen nehmen von die Deutschen, bekomm' ich Essen, darf aber nicht stehlen; — bleib ich treu bei Vaterland meiniges, kann ich stehlen, krieg ich aber nix zu essen.

zellenz durch die Stadt ritt. Ueberall war alles in Ordnung. Die Aufklaerung liegt auf der Hand: Es fehlten im Regiment 200 Pferde. Wer das Geld in die Tasche gesteckt hatte, werden die Betreffenden wohl gewusst haben.

Es gibt, wie man sieht, also in Russland nicht nur Potemkinsche Doerfer, sondern auch Potemkinsche Soldaten und Pferde.

O. K.

Ehrentafel.

Der Hornist Tenbuecken vom Westfaelischen Infanterie-Regiment Nr. 57, der auf dem Gefechtsfelde zum Unteroffizier befoerdert wurde, erkannte im Gefecht bei Fauquissart am 24. Oktober, dass die Englaender muehelos durch eine Luecke, die in der Schuetzenlinie entstanden war, haetten durchbrechen koennen. Der Bataillonskommandeur, der Adjutant sowie saemtliche Offiziere der stuermenden Truppe waren gefallen. Ohne besondern Befehl erhalten zu haben, lief nun Tenbuecken zurueck und meldete die gefahrvolle Lage einem Offizier der Unterstuetzungskompanie, der dann auch die Luecke sofort ausfuellen liess. Der Erfolg des Tages (5 Offiziere, 140 Englaender gefangen) ist nicht zum wenigsten dem selbstaendigen und mutigen Verhalten Tenbueckens zu danken. Beim Sturm wurde er durch einen Rueckenstreifschuss verwundet. Er liess sich schnell verbinden und kehrte sofort wieder in die vorderste Schuetzenlinie zurueck.

Am 12. September erhielt die 2. Batterie des Niederschlesischen Feldartillerie-Regiments Nr. 5 bei Dompierre von der Flanke her schweres Granatfeuer, wodurch mehrere Geschosskoerbe in einem Munitionswagen in Brand gesetzt wurden. Trotzdem die Bedienung sofort Befehl erhielt, den Wagen zu verlassen, zog der Kanonier Gorzynski, um einer Explosion der Geschosse und einer damit verbundenen Zerstoe rung des Geschuetzes vorzubeugen, mehrere brennende Koerbe aus dem Wagen und bewarf sie mit Erde, trotzdem er jeden Augenblick eine Explosion der Kartuschen erwarten musste. Durch eine Stichflamme wurde er an beiden Augen schwer verletzt. Das eine Auge ist verloren, ob das andere erhalten bleibt, ist noch zweifelhaft.

Vizefeldwebel Hartebrodt vom Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 70 erhielt in der Schlacht bei Vergaville einen Schuss durch den linken Arm. Nachdem der Arm verbunden war, fuehrte er seinen Zug trotz starken Blutverlustes ins Gefecht. Gleich darauf erhielt er einen zweiten Schuss, und zwar durch Ring- und Mittelfinger der linken Hand. Aber auch jetzt ging er noch nicht zurueck, sondern nahm das Gewehr eines Toten und schoss weiter. Nun erhielt er einen dritten Schuss in das linke Bein. Nachdem dasselbe verbunden war, blieb er immer noch in der Stellung. Ausser diesen drei Schuessen erhielt er noch einen vierten durch den rechten Oberarm und einen fuenften durch das linke Handgelenk.

Der unerschrockene Mann blieb bei der Truppe und leitete bis zum Zurueckgehen des Gegners das Feuer seines Zuges.

Dem Vizefeldwebel Hartebrodt ist das Eiserne Kreuz verliehen worden.

Der Gefreite Bach des Pionier-Bataillons Nr. 24 hat seinem Truppenteil durch hervorragende Tapferkeit ganz besonders Ehre gemacht. Waehrend des Schiessens mit Minenwerfern hat er in starkem feindlichem Feuer den Mut gehabt, ueber das freie Feld aus der Deckung herauszugehen, um seine durstenden Kameraden mit Trinkwasser zu versehen. Spaeter harrte er auf seinem stark befeuerten Beobachtungs-

posten so lange aus, bis ein Schrapnell ihm beide Beine mit 12 Kugeln durchbohrte. Er ist Ritter des Eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse wegen seiner stets bewiesenen hervorragenden Tapferkeit geworden.

In der Nacht vom 30. zum 31. Oktober musste die 1. Kompagnie des Hannoverischen Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 74 einen Verbindungsgraben besetzen. Beim Vorspringen im feindlichen Feuer kam die Kompagnie auseinander und waere vielleicht einem ploetzlichen feindlichen Ansturm erlegen, wenn nicht der Kompagniefuehrer mit nur 2 Offizier-Stellvertretern, 5 Unteroffizieren und 11 Mann rasch einen Graben besetzt und hartnaeckig verteidigt haette. Hierbei zeichnete sich besonders der Unteroffizier Breitrueck aus. Trotzdem hinter ihm ein heller Lichtschein, der von einem in Brand geschossenen Gehoelt herruehrte, die Stellung dem Feinde deutlich erkennbar machte und bereits mehrere Leute der Kompagnie an der gleichen Stelle verwundet waren, sicherte der Unteroffizier Breitrueck durch ruhiges, gut gezieltes Feuer die Verteidigung des Grabens, bis er durch einen Schuss in die Brust schwer verwundet wurde. Der Unteroffizier Breitrueck ist mit dem Eisernen Kreuz belohnt worden.

Zu den aelteren Kriegsfreiwilligen, die sich ganz besonders ausgezeichnet haben, gehoert der Unteroffizier Max Lorenz, der im Alter von 52 Jahren den Krieg bei dem Saechsischen Infanterie-Regiment Nr. 104 mitmacht. Er ist Vater von drei Soehnen, die ebenfalls im Felde stehen.

Lorenz tat sich am 11. November beim Sturm auf ein Dorf durch Unerschrockenheit hervor. Infolge seiner Ruhe und Kaltbluetigkeit war es moeglich, dass sich sein Zug trotz schweren Artilleriefeuers stundenlang in aeusserst gefaehrdeter Stellung halten konnte. Lorenz selbst ist bei dieser Gelegenheit durch einen Granatsplitter schwer am Unterleib verletzt worden.

(Wie wir hoeren, ist dieser tapfere Mann, der dem Vaterlande noch in hoeherem Lebensalter seine Dienste freiwillig und aufopferungsvoll zur Verfuegung stellte, vollkommen vermögenslos.)

Jaeger Schmidt des Rheinischen Reserve-Jaeger-Bataillons Nr. 8 ist in heldenmuetigem Kampfe schwer verwundet worden. Am 24. September beim Sturm auf Les Celles sur Plaine war von der Ferme La Planée aus ein etwa 250 Meter weit auf einer Anhoehle gelegener, vom Feinde stark besetzter Waldrand zu nehmen. Schmidt stuernte im moerderischen feindlichen Feuer, in dem der Zugfuehrer und 14 Jaeger fielen und 14 schwer verwundet wurden, als einer der ersten vor und riss durch sein gutes Beispiel seine Kameraden mit sich. Leider erhielt der tapfere Mann Schuesse in Kopf, Hueften und Beine. Er ist aus Nordhausen, Kreis Erstein, gebuertig.

Das Verhalten des Gefreiten Stober von der 8. Batterie des Ober-Elsaessischen Reserve-Feldartillerie-Regiments Nr. 51 verdient besonders hervorgehoben zu werden. Dieser ausgezeichnete Mann war zu Anfang des Krieges schon einmal verwundet worden. Spaeter war er beim Batteriechef als Telephonist an der Beobachtungsstelle taetig.

Wenigstens dreimal hat er trotz des schwersten feindlichen Feuers die unterbrochene Leitung wiederhergestellt. Als die Beobachtungsstelle durch feindliches Granatfeuer zerstoert ward, wurde ihm der rechte Unterschenkel zertruemert, so dass ihm das Bein abgenommen werden musste. Stober ist von Beruf Anstreicher.

Vizefeldwebel Hettmer vom 1. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 22 arbeitete sich im Gefecht bei Longuyon am 24. August mit seinem Halbzug im heftigsten Granatfeuer durch das Dickicht des Waldes und brachte ihn am jenseitigen Waldrand zur Flankierung der feindlichen Linie in Stellung. Hier wurde er in dem Augenblick, als er seinen Leuten — weit voraus — Befehl zur Feuereröffnung gab, in die linke Schulter und Brust verwundet. Trotzdem verharrte er auf seinem Posten, bis er durch einen Schuss in die linke Bauchseite zu Boden gestreckt wurde.

Hettmer war als „Draufgaenger“ und als schneidigster Feldwebel im Bataillon bekannt und wird von seinen Vorgesetzten als das Muster eines preussischen Unteroffiziers von untadliger Gesinnung geschildert. Infolge der noch nicht geheilten Bauchwunde konnte Hettmer bislang nicht in seine Heimat ueberfuehrt werden, wo ihn seine, ihm kurz vor Ausbruch des Krieges angetraute Ehefrau erwartet.

Der Gardist Treu vom Hessischen Leib-Garde-Infanterie-Regiment Nr. 115 hat sich in allen Gefechten hervorragend ausgezeichnet. Er stuermte als erster gegen alle Feuerstellungen der Franzosen an. Am 9. und 10. September erhielt er bei Maurupt zwei schwere Kopfschuesse. Abends fiel er in Gefangenschaft.

Treu ist 41 Jahre alt und als Kriegsfreiwilliger eingetreten. Er ist verheiratet und hat acht kleine Kinder.

Feldartillerie-Regiment Nr. 68.

Der 3. Zug der 3. Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 68 bei der Einnahme von Lille.

Als unsere Truppen Lille von Sueden her angriffen, erwies sich, dass die Porte de Douai aus der allgemeinen Artilleriestellung nicht guenstig unter Feuer genommen werden konnte. Es sollte deshalb der eine Zug vorgezogen werden, und zwar wurde der dritte Zug hierzu ausersehen. Unter Fuehrung von Leutnant Elssner aus Bautzen trabte der Zug bis an die aeuessere Umwallung heran und ging auf dem aeusseren Walle selbst in Stellung. Nachdem der in die Stadt entsandte Parlamentaer, Hauptmann Fiedler, unverrichteter Dinge zurueckgekommen war, begann der Zug gleichzeitig mit der gesamten Artillerie zu feuern und konnte auf den kurzen Entfernungen bis hoechstens 400 Meter bald guenstige Erfolge erzielen. Der innere Wall wurde von der feindlichen Infanterie geraeumt, man sah die Gewehre der abziehenden Franzosen hinter dem Wall verschwinden. Das Tor selbst lag leider zu tief, wohl aber konnten die am Tor liegenden Haeuser aeusserst wirksam beschossen werden, mehrere brannten bald nieder. Der hohe Turm einer Fabrik liess allerdings, anstatt in Flammen aufzugehen, nach mehreren Schuessen Wasser in dicken Strahlen entweichen. Die Geschuetze wurden wiederholt von Infanterie beschossen, der eine Schild mehrfach von Geschossen durchloechert.

Nachmittags $\frac{1}{2}$ Uhr erhielt das Infanterie-Regiment Nr. 181 den Befehl, das Tor zu stuermen. Mit Hilfe der 22. Pioniere wurde das Tor gesprengt. Als aber die Infanteristen durch das Tor in die Stadt eindringen wollten, erhielten sie aus den naechsten Haeusern derartiges Feuer, dass sie nicht weiter vorkommen konnten. Deshalb liess Leutnant Elssner, der mit den stuermenden 181ern vorgegangen war, seine Geschuetze vorbringen. Mit Beistand der Infanterie wurden sie ohne Bspannung vorgezogen und eroeffneten, von den in den Torbogen stehenden Infanteristen mit lautem Hurra begruesst, das Feuer gegen die dem Tore gegenueberliegenden Haeusser und die von dem inneren Walle nach den Haeusern zuruecklaufenden Franzosen. Die Schuesse waren bei der kurzen Entfernung von gewaltiger Wirkung. Das Schiessen der feindlichen Infanterie liess bald nach, doch wurde leider der tapfere Leutnant Elssner nach den ersten Schuessen schwer verwundet, als er ge-

rade dem zweiten Geschuetz die Richtung angeben hatte. Er verstarb einige Tage spaeter im Lazarett. Auch beide Richtkanoniere wurden verwundet. Gefreiter Schmidt aus Chemnitz erhielt einen Schuss in den Unterleib, er starb noch am selben Tage. Kanonier Luesch aus Grosszschocher bei Leipzig (ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und der Bronzenen Friedrich August-Medaille) wurde an der Hand verletzt. Darauf uebernahmen die beiden Geschuetzfuehrer, Unteroffizier Zapf aus Zschorlau bei Aue und Salzer aus Aue, selbst das Richten, bei dem glatten Pflaster, auf dem die Geschuetze keinen Halt hatten, keine leichte Arbeit. Wohl 5—6 Meter liefen die Geschuetze bei jedem Schuss zurueck, und fast alle Kanoniere, die zunaechst nicht hierauf gefasst waren, wurden von den zuruecklaufenden Geschuetzen zu Boden geworfen. Bei einem Geschuetz brach auch durch Anfahren der Richtbaum weg.

Die Bewohner der beschossenen Haeuser, die sich in die Keller und Hoefe gefluechtet hatten, kamen in kurzen Feuerpausen heraus. Die Frauen und Kinder wurden durch das Tor nach den Vororten gewiesen, die Maenner dagegen im Torwaerterhaus festgehalten. Es machte einen traurigen Eindruck, sie aus ihren zerschossenen und brennenden Heimen heraustreten zu sehen, das gewaltige Krachen der nahen Schuesse und der ueber und unter ihnen einschlagenden krepierenden Geschosse mag sie in gewaltiges Entsetzen gebracht haben, hatte doch auch die daran gewoehnte Geschuetzbedienung an voruebergehender Schwerhoerigkeit zu leiden.

Nachdem so die umliegenden Haeuser vom Feinde gesaeubert waren, traten die 181er an, um weiter in die Stadt vorzudringen. Man machte sich auf weitere Strassenkaempfe gefasst, und um die besetzten Haeuser zerstoeren zu koennen, sollten die Geschuetze mit der Infanterie vorgehen.

Aber es kam nicht dazu. Eben als die Infanterie vorgehen wollte, erscholl lautes Rufen: „Die weisse Flagge, ein Parlamentaer!“ Unter grossem Jubel wurde sofort in geschlossenen Kolonnen der Vormarsch angetreten. Die Protzen der Geschuetze und Munitionswagen waren bald zur Stelle, und so zog der Zug, gespannt mit der Infanterie, ein. Es ging nach der Place de la République. Unterwegs wurde das Signal „Das Ganze halt“ gegeben, die Verhandlungen waren zum Abschluss gekommen. Lille hatte sich bedingungslos ergeben.

Leutnant Ellsner aus Bautzen erhielt noch am selben Tage, vom Brigadekommandeur persoendlich ueberreicht, das Eisene Kreuz, am folgenden Tage den bayerischen Militaerverdienst-Orden mit einem Schreiben vom Kronprinzen Rupprecht. Von den tapferen Bedienungsmannschaften wurden die Unteroffiziere, der Richtkanonier Luesch und der Fahnenjunker Doehmer aus Chemnitz ausgezeichnet, ebenso Leutnant Bergmann aus Waldheim, der den Zug als Verbindungs-offizier begleitet und ihn nach der Verwundung des Leutnants Ellsner uebernommen hatte.

Erlauschtes aus dem Unterstand.

„Mensch, wie stehste da! Wie der schiefe Turm von Pisa. Biste vielleicht aus der Gegend? Nich? Na, woher denn?“

„Aus Baden-Baden.“

„Na siehste, stottern tuste auch noch!“

„Englands Untergang ist besiegelt!“

„Wieso denn?“

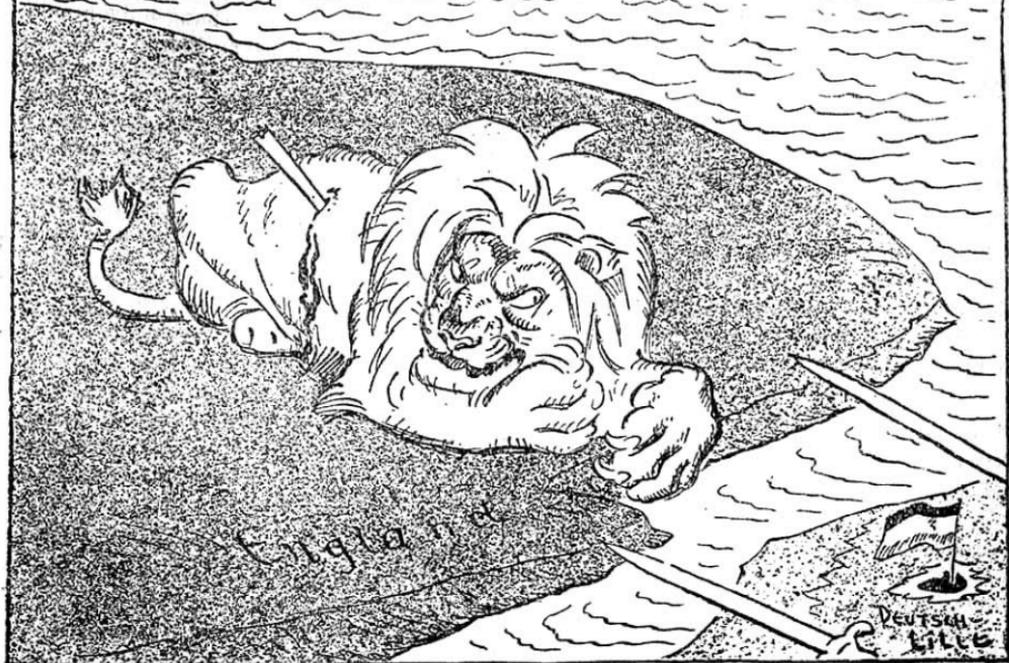
„Seine Waffen sind arm (arms), seine Macht ist pohwer (power) und seine Flotte flieht (fleet)!“

Eine Liebesgaben-Geschichte.

Erlebt von Vizefeldwebel der Landwehr Heinrich Woznianski.

Ihr Lieben! Heute habe ich, wieder in die friedliche Obhut meiner Garnison zurueckgekehrt, 4 von Euren Zehnpfundpaketen aus dem Felde nachgesandt erhalten. Was sie doch fuer koestliche Sachen bergen! Mir lacht das Herz im Leibe bei dem Gedanken, wie ich mich gefreut haette, wenn all' die Herrlichkeiten mich im Felde erreicht haetten. Da ist die schoene Wollwaesche, Struempfe — bis ueber die Kniee und womoeglich noch weiter gehend — Taschentuecher zu Hauf, oh! dass ich tausend Nasen haette, um all' die Freudentraenen, die ich im Felde vergossen haben wuerde, hineinschnauben zu koennen — Seifen und Waschpapiere, genuegend, den Kulturstand Russlands zu heben — Wuerfel in Unmengen, solche zu Kraftbruehe, zu Kaffee, zu Zucker und Tee, Wuerfel von Kola und Liebig — foermliche Arraratberge von Schokolade, Lindt, Sarotti, Stollwerk, reichlich alle Franzosen haette ich mit Schokolade begiessen koennen — Butter und Gaensefett, mit Wehmut denke ich daran, wie wir in Etain zu unseren Kartoffelplinsen ausgelassenen Speck haben nehmen muessen — und nochmals Struempfe und nochmals Pulswaermer, sicherlich waeren die Hoechstpreise fuer Wolle dem Vaterlande erspart geblieben, wenn Ihr meine Haende und Fuesse nicht in so viel Wolle verstrickt haettet. Und gar die Wuerste, von Dauer und Bandwurmlaenge, das Kaliber etwa im Durchmesser von Haubitzenroehren bis zur 42 cm — Bertha; Leibbinden, in Menge und Kameelhaar, die Lenden eines ganzen Schuetzengrabens koennten sie guerten; dazu Haus- und Morgenschuhe, und ueber den guten Zigarren lagen sinnig neueste Zeitungen, beides bot den starken Tobak, fuer den ich ja eine Schwaeche habe — die Zeitung erzaehte von den Hindenburgsiegen bei Tannenberg. Nicht zu vergessen die Unmenge von Streichhoelzern, 3 Sturmfeuerzeuge, sowie Kerzen, wahrlich ausreichend, um den guten Englaendern die „Lichter“ aufzustecken. Eins nur kraenkt mich: bloss 3 Bleistifte habe ich erhalten. Sie langen bei weitem nicht hin, zu schildern, wieviel Wuensche und Hoffnungen, wieviel Liebe ich in all' den Sachen und Saechelchen vorgefunden, noch in jedem Eckchen und Kruemchen, in jedem Papierchen und Faeltchen hielt sie sich versteckt, aus jedem Spaeltchen und Raemchen lugte sie hervor und schelnte neckisch gruessend aus allen Faechern der Paecklein — sie allein wog bei weitem mehr als 10 Pfund. Wunder ueber Wunder, dass der heilige Feldpostdienst die Ueberfracht nicht entdeckt hat. Aber geraecht hat er sich bitter, er bestrafportete die Gaben mit einer mehr als zweimonatlichen Irrfahrt: heute erst sind sie in meine Haende gelangt. Leider nicht mehr in den Magen, wie wohl die Bestimmung der Leckereien war. Denn die verschiedenen Elemente in den Paketen, eintraechtlich vereint durch so viel Liebe und nicht achtend die trennenden Papierschranken, waren, uebergossen von dem Schmelz des Gaensefetts und ueberschuettet mit dem Pulver des Kakao, innigst aneinandergeschmiegt. Die Leibbinden hatten sich an die Brust der Wuerste „hochgerutscht“, darob naseruempfend der Kaese in die Nastuecher sich verkroch, und ueber die innige Gemeinschaft von schweizer Lindtschokolade mit englischer Sardinientunke geriet die dazwischenliegende „Taegliche Rundschau“ derart in Harnisch, dass sie die deutschen Fausthandschuhe auf die Struempfe brachte — bis schliesslich alles in die Wolle geriet. Die verschiedenartigen Wuerfel mengten sich dazwischen, streuten ihren Inhalt als Duenen vor die Parteien, und das Ganze sah aus, zusammengewuerfelt, wie unsere buntscheckigen Gegner im Flandrischen. Da aber vertraten die Morgenschuhe, gross wie Scheldekaehne (frueheres Mass Oderkaehne) den Weg und warfen, unterstuetzt von Zigarrentorpedos, die Gegner zu Boden. — Abseits aber in einem Kartoenchen schlummerte ein herrlicher Kuchen — angefressen nur vom Zahn der Zeit. So fand ich die Liebesgaben-Gesellschaft in den Paketen zusammen.

F. Breest, Jan. 1915



Nur wer die Sehnsucht kennt, weis was ich leide

Englisches Heerwesen und englisches Offizierkorps.

Wie bekannt kennt England als einzige Grossmacht nicht die allgemeine Wehrpflicht. Englands Heer ist seit dem Burenkriege, wo es voellig versagt hatte, neu geordnet. Man muss bei ihm zwischen der zu Auslandsunternehmungen bestimmten Armee und der zur Verteidigung Englands bestimmten Territorialarmee oder Miliz unterscheiden.

1. Die Territorialarmee (home army) hat etwa 250- bis 300 000 Mann, eine Zahl, die freilich noch nie erreicht worden ist. Die Anwerbezeit betraegt vier Jahre; zu militaerischen Uebungen werden die Soldaten dieser Armee im Frieden nicht einberufen, sie erhalten im ersten Jahre vierzig Instruktionsstunden, spaeter bloss deren zehn; erst bei Ausbruch des Krieges werden sie militaerisch ausgebildet. Diese Armee steht also eigentlich bloss auf dem Papier! Ihr angegliedert ist das „Freiwilligen-Korps“ (Volunteer-Corps), dem jeder englische Untertan zwischen 17 und 50 Jahren beitreten kann, sofern er 1,68 Meter gross ist. Bei Einhaltung einer vierzehntaegigen Kuendigungsfrist kann jeder jederzeit wieder ausscheiden; zu Uebungen duerfen die Volunteers im ersten und zweiten Dienstjahr nur an dreissig Tagen im Jahr, spaeter nur an neun Tagen eingezogen werden; meistens werden die „Uebungen“ mit Ruecksicht auf den buergerlichen Beruf der Mitglieder auf die Abendstunden verlegt, sie muessen aber wenigstens eine Stunde (wer lacht da?) dauern! Einmal im Jahre finden mehrtaegige Gefechtsmanoever (auch „Picknickmanoever“ genannt) statt. Als drittes zaehlt zur Territorialarmee noch die Yeomanry, ein freiwilliges, etwa 10 000 Mann starkes Reiterkorps, das sich aus Landwirten, Pferde-zuechtern oder Paechtern zusammensetzt; den Zeitpunkt zur jaehrlichen vierzehntaegigen Uebung haben sich die Herren selbst zu bestimmen.

2. Zur Verwendung ausserhalb Englands besteht die Expeditionen-armee (expeditionary force), die die eigentliche Feldarmee Englands ist und uns auch hier gegenebersteht. Sie wird ausschliesslich durch freie Werbung aufgebracht, betrug nach Parlamentsbeschluss fuer 1914 160 000 Mann, 52 000 Pferde, 492 Geschuetze, 180 Maschinengewehre. Das Expeditionskorps steht, da es sich zum grossen Teil aus Berufssoldaten mit langjaehriger Dienstzeit zusammensetzt, an Ausbildung den Festlandstruppen kaum nach. Ferner besteht noch eine „Armeerreserve“ (army reserve), die das Heer bei Kriegsausbruch von der Friedensstaerke sofort auf die Kriegsstaerke bringen soll, und ein „Spezialkontingent“, aus dem im Frieden wie im Kriege durch Tod, Verwundung oder Krankheit entstandene Luecken ergaenzet werden. Die Angeworbenen der Expeditionenarmee muessen sich zu zweelfjaehriger Dienstzeit, davon sieben Jahre bei der Fahne aktiv und fuef bei der Reserve, verpflichten. Es muessen jaehrlich etwa 35 000 Mann aufgebracht werden, was bereits vor Ausbruch dieses Weltkrieges Schwierigkeiten machte. Bei dem Mangel an Leuten besteht heute die Haelfte der eigentlichen Armee schon aus Leuten unter 20 Jahren.

Die britische Heeresmacht ist somit, soweit sie ausserhalb des Heimatlandes Verwendung finden soll, sowohl an Zahl als auch in ihrer Einrichtung zu einem Kriege mit auch nur einer Festlandsmacht voellig unzureichend. (Die Marine ist hier ganz ausgeschaltet!) Was koennte das perfide Albion z. B. mit seinen einschliesslich aller Reserven vielleicht 300 000 Mann gegen das Deutsche Reich ausrichten, das bereits im Frieden 791 000 Mann hat und im Kriegsfall sich versiebenfacht, wenn es sich nicht Bundesgenossen suchte, die moeglichst ihre Haut zu Markte tragen muessen. Zuckt es einem nicht um die Mundwinkel beim Lesen der Reuter-Nachrichten, dass Kitcheners 3-Millionen-Armee nun bald aufgestellt ist? Oder wenn Frau Churchill in einer grossen Weiberversammlung darzulegen versucht, dass 3 Millionen Mann von England aufgestellt werden muessten? Es stellt sich nicht so leicht 3 Millionen Mann auf, Frau Churchill! Vor allem fehlen die noetigen Offiziere zum durchgreifenden Ausbilden der Mannschaften! Der englische Offizier kann sich mit dem festlaendischen nicht im entferntesten an Guete messen! In England ergaenzen sich die Offiziere meist durch Militaerschulen, aus denen sie als Unterleutnants in die Armee eintreten, vielfach auch aus Hoerern der Universitaeten, von denen sie nach einer nichtssagenden Eintrittspruefung als Offiziere uebernommen werden, um dann erst einem Truppenteil zur Erlernung des Dienstes zugewiesen zu werden. Es fehlt diesen jungen Leuten zwischen 17 und 22 Jahren also vor allem an der grundlegenden militaerischen Kleinausbildung, wie sie unsere Fahnenjunker durchmachen; nie haben sie mit den Mannschaften gelebt, nie deren Tagesbeduerfnisse und Tagespflichten mit durchkostet! Sie ueberlassen die Erziehung ihrer Leute voellig den Haenden der Unteroffiziere; sobald der Dienst vorueber ist, gehen sie nur in Zivil aus, widmen sich dem Sport und fragen den Teufel nach militaerischen Dingen! Als ich vor Jahren mehrere Jahre in England lebte, habe ich in Klubs vielfach mit Zivilherren verkehrt, von denen ich erst nach Monaten erfahren habe, dass sie im Beruf aktive englische Offiziere waren!

Diese geringe Fuehlung, welche die englischen Offiziere mit ihren Mannschaften haben, bewirkt, dass sich die britische Armee vor allem in dem allerallerwichtigsten Punkte der militaerischen Taetigkeit, naemlich in der Mannszucht, mit den Festlandsheeren nicht messen kann, da der Einfluss und das Beispiel des Offiziers seinen Leuten gegeneber fehlt. Bei den hoehern Offizieren kommt sodann noch Mangel an Gewandtheit in der Fuehrung und Leitung groesserer Truppenmassen hinzu, auch lassen Befehlstechnik und Aufklaerung, wie die letzten grossen Manoever 1913 zeigten, viel zu wuenschen uebrig.

Der Krebschaeden des englischen Heerwesens liegt also vor allem in dem Mangel einer zielbewussten, stetigen Erziehung des englischen Soldaten, in der geringen Achtung vor seinen Vorgesetzten und ueberhaupt in dem ganzen Werbesystem, dem ja

nur der Gedanke einer geschaefts- und vertragsmaessigen Arbeitsleistung zugrunde liegt, und der nicht, wie bei uns, dem vaterlaendischen Pflichtgefuehl entspringt! England mag die Entlohnung seines Soeldnerheeres noch so viel Geld kosten, es zieht dies Opfer einer Geldsteuer bei weitem der persoenlichen Ableistung des Waffendienstes und dem Verluste der persoenlichen Ungebundenheit des Einzelnen vor. Freilich, von einem solchen Heere bezahlter Soeldner kann man Begeisterung, Opfermut und festen Willen nicht verlangen, und gerade diese moralischen Eigenschaften sind bei unserem deutschen Heere in hoechstem Masse vorhanden; sie werden uns den Sieg erringen!!!

Hauptmann de Liagre.

Von hier und daheim.

Bei einer juengst noerdlich Lille stattgefundenen Felddienstuebung (franzoesisch: un turc) soll Herr Oberst X. die rote, Herr Oberst Y. die blaue Partei fuehren. Da erlaubte sich ein Zuschauer die Bemerkung: „Ich denke, das ist verboten? Majestaet hat doch selber gesagt: ‚Ich kenne keine Parteien mehr!‘“

Bei der Kaiserparade am 26. Januar bei der Liller Zitadelle reitet stolz der Fuehrer einer Batterie vor seiner Truppe, ein maechtig starker Herr mit wenig kriegsmaessigem Baeuchlein, von einem Umfang, dass man zwei Haeuptlinge daraus schneiden koennte. Ein gertenschlanker Zuschauer fuehlt sich zu der Frage veranlasst: „Wer sind denn die zwei Batteriechefs da vorn auf dem einen Pferd?“

Zwei handfeste Bayern, die das Raufen von der heimatlichen Kirchweih her gewohnt sind, kommen im Schuetzengraben wegen einer Kleinigkeit in Streit. Schliesslich bricht der eine das Gespraech ab mit den Worten: „Wenn doe alleweil noch a Woart sagst, na hau i dir oine in de Fozen, dass der naechste Schlag halt bloss noch a Leichenschaendung is!“

Eine feine List gelang einem wuerttembergischen Hornisten. Sein Regiment stand im Gefecht mit franzoesischer Infanterie und geriet in bedraengte Lage durch die Ueberzahl der Feinde. Der Hornist erkannte die Gefahr. Rasch entschlossen blies er das franzoesische Rueckzugssignal. Die Franzosen folgten dem Signal und machten schleunigst kehrt.

Die „Internationalen“, d. h. die belgischen Geschuetze mit bayrischer Bedienung, franzoesischer Munition und englischen Zielen, welche unweit von Lille stehen, haben unsern englischen Vettern schon viel Aergernis bereitet. Als wieder einmal eines dieser „Internationalen“ abgefunkt wurde, meinte der bedienende Bayer: „Soo, jetzt machst, dass d' rueberkimmst, doe werden schoen schauen, wanns den Zuender find'n!“ —

In Bruessel sind bekanntlich nach der Einnahme alle Uhren um eine Stunde zurueckgestellt worden! Es muss dort ein scheussliches Gefuehl sein fuer die Belgier, dass, wenn sie um 12 Uhr verhaeu werden, sie die Pruegel schon um 11 Uhr spueren!

Der Deutsche kaempft fuer Kaiser und Reich, der Englaender fuer „Soll und Haben“!

Wir Deutschen sagten fruher und sagen es heute: „Gold gab ich fuer Eisen!“ — Uncle Sam sagt: „Eisen gab' ich fuer Gold!“ —

Unser Hauptmann.

Der Unteroffizier der Reserve G., im Zivilleben Lehrer, hat dem Garnisonverwaltungs-Direktor E. die letzten Stunden von dessen Sohne geschildert, seinem Kompagniechef, und zwar in einer so herzlichen Weise, dass wir von dem uns durch Zufall bekannt gewordenen Brief gern weiter Kenntnis geben moechten:

... Schwer verwundet lag ich im Lazarett. Tatenlos musste ich dem Ringen zusehen. Mit heisser Ungeduld sehnte ich mich hinaus zu den kaempfenden Bruedern. Vor allem eins liess mich mit Schmerzen die Genesung erwarten. Ich wollte wieder hinaus zu unserem lieben Hauptmann Ebner, dem Fuehrer der 12. Kompagnie. Denn wir alle hingen an ihm mit allen Fasern, wir verehrten, wir liebten ihn, wie nur ein Soldat seinen Hauptmann lieben kann. Und da lese ich eines Tages auf der Karte eines Freundes: „Unser Hauptmann Ebner ist gefallen.“ In unsagbarem Schmerze krampfte sich da mein Herz zusammen. Ich barg den Kopf in den Kissen, und still vergoss ich heisse Traenen. Ebner tot. Ich konnte es nicht fassen.

Selbst der beste Offizier wird uns niemals unsern Hauptmann E. ersetzen koennen. Wie treulich und unermuedlich sorgte er fuer uns. Gerade in den ersten Tagen der gressten Strapazen suchte er uns so viel als moeglich Erleichterung zu verschaffen. Naeherten wir uns einem Orte, so ritt er schon voraus, um fuer uns ein schattiges Plaetzchen, einen Schluck frischen Wassers aufzuspueren. Wie sprach er den Ermattenden Mut zu! Erst musste der letzte Mann in der Kompagnie zu essen haben, dann dachte er an sich selbst. Nachts lauerte er die Proviantkolonne ab, um uns mit Nahrung fuer die kommenden Tage zu versorgen. Fuer jeden hatte er ein freundliches Wort uebrig. Und selbst der Zaghafteste blickte daher auch mit tiefstem Vertrauen zu ihm auf.

Wie er fuer den Einzelnen von uns sein Leben eingesetzt haette, so waren auch wir ihm treu ergeben und folgten ihm blindlings. Wir durften auch stolz auf ihn sein, denn was er anfasste, das gelang. Wo es eine mutige Tat galt, da war er an der Spitze. Bei Vitry stieg er mitten im heftigsten Granatfeuer auf einen das Gelaende beherrschenden Baum und beobachtete hier die Bewegungen des Feindes. Ging es zum Sturm vor, so war er der erste. Als ein sonniger Held voll jugendlicher Begeisterung riss er alles mit sich fort. Und nichts konnte ihm widerstehen. Er kuemmerte sich auch nicht um Kugeln und Granaten. Nicht etwa vermessen, sondern sich still unter den Schutz des Hoechsten stellend.

„Heute hat wieder einmal ein wunderbarer Stern ueber der 12ten gewaltet,“ sagte er nach der Schlacht bei S. . . . , als wir stundenlang im schaeerften Granatfeuer gelegen hatten.

Schon hatte sich unter den Soldaten die Meinung herausgebildet, er koenne nicht fallen. Und da beim Sturmangriff bei La Basse-Ville am 7. November traf ihn das tueckische Geschoss. Den Degen in der Faust, eilte er den Seinen voraus. Als erster sprang er in den Schuetzengraben. Ein zurueckgebliebener Englaender schoss ihn aus dem Hinterhalte nieder. Den Siegesruf auf den Lippen, hauchte er schmerzlos seine Heldenseele aus, sein Herzblut opfernd fuer das Vaterland.

Das Eiserne Kreuz 2. Klasse und das Ritterkreuz vom Albrechtsorden schmueckten seine Brust. Bereits war er auch zum Eisernen Kreuz 1. Klasse vorgeschlagen. Ein noch schoeneres Denkmal setzte er sich in unser aller Herzen. Als der Genius der 12. Kompagnie, als das Vorbild eines sonnigen deutschen Helden wird er uns ewig unvergesslich vor der Seele stehen.

Sie duerfen stolz sein auf Ihren Sohn. Zum Trost fuer die schwergetroffenen Eltern von einem, der Ihrem Sohne besonders nahe stand.

In tiefster Ehrerbietung

Alf. Gr., Uoffz. d. Res.

Eine Klage ueber die Feldpost vor 100 Jahren.

Es ist noch in jedermanns Erinnerung, welche Flut von Klagen und Beschwerden in den ersten Kriegswochen ueber unsere Feldpostverwaltung niederging. Man vergass, daß jedes Ding erst gut eingerichtet sein will, ehe es seine Aufgabe tadellos erfuellen kann, und man uebersah vielfach, dass bei den ungeheuren Truppenverschiebungen in der ersten Zeit selbst bei bester Einrichtung nicht alles so klappen konnte, wie es vielleicht erwuenscht war.

An die damaligen Klagen denken sicher viele heute nicht mehr gern zurueck. Hat sich doch im weiteren Verlaufe des Krieges gezeigt, dass unsere deutsche Feldpost auf einer Hoehc steht, wie sie jedenfalls von der Feldpost keiner anderen kriegsfuehrenden Macht erreicht wird. Es ist keine Seltenheit, dass Briefe aus dem Westen und sogar aus dem Osten, wenn die Aufgabestelle einigermaßen guenstig gelegen ist, in 48 Stunden in den Haenden der Empfaenger sind. Tatsaechlich dauert die Befoerderung manchmal nicht laenger als im Frieden.

Dass Klagen aber auch in fruerehen Kriegen vorhanden waren, davon gibt uns ein Brief Kunde, den ein schlesischer Schornsteinfeger an keinen Geringeren als den Marschall Bluecher richtete. Der Briefschreiber hatte einen Sohn bei den preussischen Gardejaegern, und um reine Sache zu machen, ging er gleich an die hoechste Stelle. Sein originelles Schreiben lautete wie folgt:

„Allerunueberwindlichster Feldmarschall!
General, Herr General Vorwaerts, Exzellenz!
Liebwerthester Herr Bluecher!

Verzeihen Sie, Exzellenz, liebwerthester Herr Bluecher General Vorwaerts, das ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Bluecher, Exzellenz General Vorwaerts, was ist das fuer eine infame Confusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinen Traugott bei den Gardejaegern, er kennt Ew. Exzellenz Vorwaerts genau und gut, schon zweimal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Exzellenz demuethigst, corrigiren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preussischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meyne; das wird gewiss helfen; denn es ist um die Schwernoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die fuer's Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen. Ew. Exzellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben; denn ich weiss schon, dass mit dem Alten nicht viel zu spassen ist. Ew. Exzellenz, unueberwindlichster Feldmarschall General Vorwaerts genannt, liebwerthester Herr Bluecher, ich verbleibe ihr unterthaenigster

Schornsteinfeger Matthias Keller,
zu Schweidnitz 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschadet zu gruessen, aber schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na adjeu.“

Vorstehender Brief wurde 1815 im „Rheinischen Merkur“ abgedruckt und ist dadurch auch auf unsere Zeit gekommen. Man kann annehmen, dass er dem Gardejaeger von Nutzen gewesen sein wird. Aehnliche Briefe moegen auch im jetzigen Kriege an unsere Heeresleitung ergangen sein, besonders im Osten . . . Armer, lieber Hindenburg!

Die Schnutenorgel.

Vom Landsturmmann Felix Janoske.

Man mag dagegen reden, was man will: ein Schuetzengraben im polnischen Sande ist klaeglich armselig. Da ist keine Sitzgelegenheit ausser deiner angeborenen, und die Kunst ist nur vertreten durch die Mundharmonika. Aber eben dieses goettliche Instrument passt nicht in den Schuetzengraben. Es ist zu lyrisch, zu weich; und wenn der Russe mit Schmutz und Granaten wirft, geht die ganze Stimmung floeten; deine eigene und die der Mundharmonika.

Der Wilhelm Wenzel hat's erfahren. Er sitzt im Graben und spielt zu seiner Erbauung die Loreley; innig, gefuehllvoll. Kommt da so ein Mistvogel geflogen und wirft mit Sand und Eisensplittern. Der Wilhelm spielt erst seinen Vers zu Ende; denn er ist gerade an der ruerhendsten Stelle, die so nach oben gebogen ist, und setzt sich dann wo anders hin. Keine Ruhe. Die ekligen Stahlgansen pfeifen auf seine Musik und platschen nur so in die Erde, dass ihm die Schmutzklumpen die Stimmloecher verstopfen. Da wird der Wilhelm Wenzel nervoes; die fortgesetzte Stoerung haette kein Kuenstler ruhig ertragen — und der Wilhelm war einer — er wirft sich auf den Grund und sagt zu seinem Freunde:

„Paule, ich muss mich uff den Aerger a wing hinlaehn. Weck mich ock, wenn und es sullde so a Viech im Graben krepieren.“

Der Paul Muecke verspricht es.

„Lae dich ock, Wilhelm,“ sagt er. „Gegen Uffregung is nischt besser wie Schloaf. Und wenn und es sullde wirklich ene kummen, da wirschte es ja schunt spueren.“

Der Wenzel schlaeft und schnarcht, dass die Erde zittert und der Leutnant sich mit dem Gucker ueberzeugt, ob schwere Artillerie im Anmarsch ist. Neben dem Paul Muecke lehnt der Franz Grindel an der Boeschung. Der macht eine Kopfbewegung zu dem Schnarcher hin und meint:

„Der Wilhelm tut sich groade so nervioes, als wenn er schunt a grosser Kuenstler waer.“

„Is er ooch.“

„Is er nich; daderfuer is seine Schnutenorgel zu schwach. Die kust ja hechstens eens fufzig. Und wenn er und er geht von der Prime in die Domikante ueber, is ihm doas so eingoal, wie em Laubfrosch die Gurkensuppe. Nee, soage ich der, die richtige Harmonikasierung muss der studiert waer'n; mit'm Gefiehle allene geht's nich.“

Der Grindel war im allgemeinen ein guter Mensch; doch plagte ihn der blasse Kuenstlerneid. Er selber spielte Harmonika, hatte aber das Instrument zu Hause gelassen und musste tatenlos zusehen, wie ein anderer Triumphe feierte.

Dem Muecke hatte die wissenschaftliche Erklaerung maechtig imponiert, weil er dahinter hoehere musikalische Erkenntnis ahnte; dennoch fragte er zweifelnd:

„Hast du etwa studiert?“

„Na, und ob, ich habe jahrelang ins Konservatorium gearbeitet,“ sagte Grindel bescheiden, „da lernt man den Zimt von unten ruff, wenn man een uffnen Kupp hat. Sunst natierlich nich. Wenn ich erst meine Musik kriege, doa sullt er amoal was heren, was de richtige Oart is.“

Es dauerte nicht lange, da war die Gelegenheit da. Als die Grenadiere aus dem Schuetzengraben krochen, um sich in den Quartieren einmal gruendlich durchzuwaermen, wurden Liebesgaben und Pakete ausgeteilt. Franz Grindel fand seine Prachtharmonika in einem Paket, sagte aber nichts, sondern liess sie sacht in die Tasche gleiten, um nicht durch Unbedachtsamkeit die Konkurrenz kopfscheu zu machen.

Am Abend sass die ganze Korporalschaft nach unerhoert ueppiger Mahlzeit — der eine hatte sogar richtige Butter von einer richtigen Kuh auf das Brot gestrichen — bei der Zigarre, und die Briefe und Karten aus der Heimat schufen eine gute Gefuehlsunterlage fuer einen musikalischen Tee, den Franz Grindel anregte.

Der Wilhelm Wenzel liess sich nicht bitten; er spielte den Finnländischen Reitermarsch. Der Grindel jubelte im stillen; das war sein Leib- und Magenstueck; mit dem Finnländischen schlug er jeden aus dem Felde. Kaum war der letzte Ton verhallt, so wischte sich Franz sorgfaeltig und mit Bedeutung den Schnurrbart, zog seine Harmonika hervor und spielte dasselbe Stueck. Meisterhaft, nicht zu leugnen. Das Instrument war nicht schlecht; es hatte sogar zwei Klingeln, die die Wirkung wesentlich steigerten.

Wilhelm Wenzel war starr. So eine bodenlose Frechheit! Wie kam der Kerl dazu, hier Harmonika zu spielen? Wie kam er dazu, ein so teures Instrument zu haben? Wie kam er dazu, den Finnländischen zu blasen?

Die Fragen blieben zunaechst unbeantwortet, denn der Grindel war eben fertig geworden, und der Wenzel setzte sofort mit einem frei erfundenen Hindenburg-Marsch ein, um dem Gegner den Beifall abzuschneiden. Franz antwortete mit drei Weihnachtsliedern, die er ohne abzusetzen hintereinander spielte. So ging es noch eine Weile hin und her, bis der Unteroffizier vorschlug, sie sollten gemeinsam den Zapfenstreich spielen.

Franz Grindel meinte wie zoegernd:

„Ich mechte schunt, aber der Wenzel wird nicht die rechte Harmonikalisierung und Begleitung finden.“

Das war fuer einen Schnutenorganisten so ziemlich die aergste Beschimpfung, die es geben konnte, und es ist menschlich begreiflich, dass Wilhelm entgegnete:

„Dein schwindsuechtiger Leierkasten hat nicht amoal Pariser Stimmung und kickst ja bei jedem hohen Tone.“

Was ungefaehr dasselbe ist, wie wenn man einem Schneider vorwirft, er arbeite mit einem durchloecherten Fingerhut oder einer rostigen Scheere.

Damit war der Kriegszustand erklart. Die Korporalschaft teilte sich in zwei feindliche Lager und suchte die Neutralen zum Anschluss zu bewegen. Besonders heftig war der Kampf um die Gunst des Unteroffiziers. Der wollte aber nicht Partei werden, huetete sich auch, durch allzu guenstiges Urteil sein musikalisches Ansehen zu schaedigen. Kein grosser Kritiker lobt uneingeschraenkt. Darum entschied er:

„Den ganz richtigen avec hat keiner raus. Der Wenzel hat nich Murr genug im Takte, und der Grindel is nich andantino genug.“

Dieses salomonische Urteil wurde von beiden Parteien gruendlich erlaeutert, wort- und sinnigmaess erklart, zugunsten der eigenen Partei ausgeschlachtet und der Gegner schaendlich verrissen.

Von stimmungsvoller Kammermusik war nicht mehr die Rede.

Mitten in Franzens ersterbendes Piano pfefferte Wilhelm eine schmetternde Siegesfanfare, und jener vergalt die Roheit durch ein wuestes Pfeifen, in das die Clique einstimmte. Die Kunstverhaeltnisse waren schier unleidlich geworden.

In der Schlacht, beim Vorgehen, wurden beide Musikanten verwundet; zuerst der Wenzel und hundert Meter weiter der Grindel. Wenzel hatte einen Wadenschuss und humpelte muehselig hinter einen maechtigen Strohschober, der Schutz gewaehrte. Er wollte sich gerade den Stiefel ausziehen, um nach seiner Wunde zu sehen, da fiel ihm ein, dass er eigentlich recht billig davongekommen waere und deshalb dem Herrn der deutschen und himmlischen Heerscharen besonderen Dank schulde. Also setzte er sich auf den Tornister, zog die Schnutenorgel heraus und blies: „Grosser Gott, wir loben dich!“ Und da er ueber der heiligen Kunst den Schmerz vergass, so fuegte er gleich noch einen kraeftigen Parademarsch und im Gedanken an die Festzeit: „Es ist ein' Ros' entsprungen“ daran und war recht zufrieden.

Der Franz Grindel hatte einen ekligen Bauchschuss. Er lag, wie und wo er gefallen, und war nicht imstande, eine Bewegung zu machen. Da hoerte er verwehte Klaenge herueberschallen, die machten ihn so stark, dass er den Tornister abstreifen konnte. Auf Haenden und Fuessen kroch er auf den Schober zu; zehnmal machte er Halt; endlich lugte er um die Ecke.

„Du ooch, Willem?“

„Nee, so was, Franzl!“

Sie begruessten sich mit Haendedruck und mattem Laecheln.

„Na, woart ock, Franzl, ich wer dich gleich verbinden. Dann mach' ich der a Loager zurechte, wie's kenn Kenig nich besser hoat. Gellocke, Franzl?“

Das Verbinden machte sich nicht leicht, und Willem musste sein eigenes Verbandzeug noch dazu nehmen, um die Blutung zu stillen. Der Franzl fror auch und schuettelte sich vor Kaelte. Willem rupfte mit beiden Haenden Stroh aus dem Schober; es ging langsam. Da nahm er sein Seitengewehr und saebelte eine Hoehle heraus, bettete den Freund hinein, deckte ihn mit seinem Mantel zu und kroch darauf ins Stroh zu ihm.

Er suchte im Tornister und entschied sich endlich schweren Herzens, ein nagelneues Hemd in Streifen zu zerschneiden.

Mit Muehe kriegte er den Stiefel vom Fusse und machte einen Notverband. Unterdessen dunkelte es, die ersten Sterne leuchteten. In der Ferne hoerte man schwere Kanonenschlaege.

„Ich globe, Willem, die haben uns ganz vergessen,“ fluesterte Franz heiser. „Aber gellocke, Willem, du verlaesst mich nicht?“

„Wo werd' ich denn! Nee, a su eene Zumutung. Ich kenne ja ooch goar nich, wenn ich ooch wulde.“

Er haette schon gekonnt, wenn auch mit Muehe, mochte es aber nicht uebers Herz bringen, den Schwerverwundeten im Stich zu lassen. Der klagte nicht mehr ueber Schmerzen und Kaelte, fuehlte sich aber unendlich schwach und schlief endlich ein.

Wilhelm sass neben ihm und sah und horchte in die Nacht hinaus. Nichts zu spueren. Gern haette er seine geliebte Harmonika herausgesucht und leise gespielt, doch mochte er den Schlaefer nicht stoeren, auch haette es sein Zartgefuehl nicht erlaubt.

Da zupfte ihn Franz am Rocke.

„Willem, weeste, spielen wer amoal den Zapfenstreich zusammen. Ich mechte noch eemol Musike hoeren. Nimm der meine Harmonie und gibb mer deine. So und nu los.“

Und wie sie loslegten. Jeder suchte das Schoenste aus des Freundes Instrument herauszuholen, und es war ein edler Kuenstlerwetteifer in Laeufern und Verzierungen, dass es eine Lust war, zuzu hoeren. Aber nicht lange, da ging dem Franz die Luft aus und er konnte nur noch leise mitblasen, und zum Schlusse spielte der Wilhelm das Gebet „Ich bete an die Macht der Liebe“ ganz allein. Er spuerte es erst, als die letzten Toene zitternd verhallten, und sah sich um.

„Das hoaste scheen gemacht, Willem,“ roechelte muehselig Franz und suchte zitternd des Freundes Hand. „Weeste, mit mir geht's zu Ende.“

„Du wirscht doch nich, Franzl. Nee, so 'ne Tummhet machste nich.“

„Es is oalle, Wilhelm. Nu soag mer bloss, aber ehrlich, hoab ich wirklich gekickst bei den hohen Toenen?“

„Wo wirschte denn gekickst hoaben, Franzl, doas woar ja aolles bloss tummes Gequatsche. Du und kicksen, keene Oahnung nich. Du bist a erschtklassiger Kuenstler.“

„Na, da will ich ruhig sterben, Willem. Spiel mer ock bluss noch amool das „Stille Nacht“ uff meiner Harmonika. Das hoerte mei Muttel so gerne.“

Der Wilhelm spielte so schoen wie noch nie, ob ihm gleich die hellen Traenen herunterkollerten, und auf den letzten getragenen Toenen schwebte eine Musikantenseele zum lieben Gott hinauf.

(In Buchform mit anderen Geschichten erschienen im Verlag von W. G. Korn in Breslau.)

Ein niederbayrisches Stueckchen.

erzaehlt der Kriegsberichterstatter der „Lpz. N. N.“ aus der Gegend des von den Bayern erstuermtten Forts Camp de Romains: „Als ich zurueckkehrte — wir hatten uns, um den Franzosen nicht in geschlossenem Zuge ein ‚dankbares‘ Ziel zu bieten, auf dem Rueckweg ueber die kahle Huegelflaeche zerstreut — sah ich auf der mit Schrapnells bestreuten Strasse einen Zug franzoesischer Gefangener mit ein paar Bayern als Bedeckung herankommen. Der Feldwebel, ein Niederbayer, erzaehlte mir, wie er mit sechs Mann diese zweiundvierzig Franzosen in einer im Tal von den Deutschen eroberten Ortschaft gefangen genommen hatte. Als er in die Ortschaft eindrang, wurde aus einem Hause noch ziemlich lebhaft geschossen. Schnell verwendete er den ‚bayerischen Hausschluessel‘, naemlich den Gewehrkolben, um die Tuere aufzusprengen, und sah sich ploetzlich der Uebermacht gegenueber. ‚Jetzt hab i mir bald denkt, dei‘ Stund‘ hat geschlagen, aber vorher soll’n aa noch a paar von dene Kerl mit. I also da nei g’funkt und mit dem Bajonett g’hoeri dazwisch’n fetzt. Da san doe Kerl alle mitanand in’ Keller g’schlupft und ham auf Deitsch g’schrien: Ergeben! Ergeben! — So, hab i g’sagt, no langt’s z’erst d’ Waffen ausser und nacha kemmts selber ’raus aus’m Mausloch. So hamm mir sie halt g’habt.‘ Ich fragte ihn, ob er nicht stolz sei auf diese huebsche Tat. ‚O, does scho,‘ wehrte er bescheiden ab, ‚aber i war doch froh, dass i am Leben blieben bin. Denn does is ja a Lump’nbagasch und deratwegen mei Leben z’verlier’n does waer schad g’wen, ueberhaupt wo i noch ledig bin.‘“

Von hier und daheim.

Unsern Feldgrauen ist bekanntlich das eigenmaechtige Requirieren streng verboten. Besonders Huehner und Enten muessen der Eier wegen geschont werden. Nur ein gefiedertes Wesen ist vogelfrei: Die Brieftaube. Trifft nun ein Leutnant einen seiner Leute beim Rupfen eines erstaunlich grossen Viehes und fragt nach der Herkunft, so kommt todsicher die Antwort ohne Wimpernzucken: „Briefente, Herr Leutnant!“

Unsere englischen Vettern, die Stoerer des Weltverkehrs, erklaren jetzt: „Schwefel ist unbedingte Kriegskonterbandel!“ — Die neutralen Staaten erklaren: „Die Stoerer des Weltverkehrs sind unbedingt Schwefelbandel!“

Heimatlicher Gruss: „Na, wie geht’s?“ — „Danke, uneinberufen gut!“

Ein Feldgrauer schreibt nach Hause: „Wir kommen hier nur langsam vorwaerts, jeden Zoll Boden muessen wir erkaempfen — es ist der reinste Zollkrieg!“

Goldene Worte ueber den Krieg

hat der Fuehrer unserer Armee, Kronprinz Rupprecht von Bayern, in einer Unterredung ausgesprochen, die er dem bekannten bayrischen Dichter Ludwig Ganghofer gewaehrt hat. Ganghofer hat ueber das Gespraech in den Muenchener Neuesten Nachrichten berichtet. Allen Lesern der Liller Kriegszeitung wird es eine Freude und Erquickung sein, aus der Unterredung einige Teile kennen zu lernen. Unser Armeefuehrer sagte: „Unser Heer ist ein Menschenmaterial, mit dem man alles, auch das fast unmoeglich scheinende, leisten kann, wenn man es richtig macht und die rechte Stunde waehlt. Die wird kommen. Man darf nur in der Heimat den Erscheinungen gegenueber, die durch die Lage der Dinge hier verursacht werden, nicht allzu kritisch sein. Die Lage ist fuer uns eine ganz verlaessliche. Daheim beurteilt man das nicht immer in zu-

treffender Weise. Wenn wir von der Heimat Geduld und gläubiges Ausharren erwarten, dann verlangen wir weniger, als wir selbst im Felde hier zu leisten haben. Glauben Sie mir, wir im Felde hier, besonders wir Führer, liefern Geduldsproben, mit denen die doch wesentlich ungefährlichere Geduld, die man in der Heimat beizusteuern hat, den Vergleich nicht aushält.“

Kronprinz Rupprecht kam darauf zur Besprechung der Skrupellosigkeit unserer Feinde in der Wahl ihrer Kampfmittel und ihrer politischen Schachzuege. „Unter allen Voelkern,“ sagte der Kronprinz, „sind die Englaender in der Politik am brutalsten. Aber es passiert ihnen manchmal, trotz ihrem gewiegten Rechnen, dass sie in der Praxis das ihnen Schaedliche ausfuehren. Und ich glaube, dass es ihnen jetzt so geht. In uns Deutschen wohnen Kraefte, die fuer die Englaender am 4. August noch eine dunkle Ziffer waren. Darum haben sie sich verrechnet.“

„Dieser Krieg ist ein Gesundbrunnen fuer unser Volk, allen schwerertraeglichen Haerten zum Trotz. Dieser Krieg staerkt alles Gute und Lebensfaehige, er belebt neu alles Schwaechliche; und alles Hilfloese, Ungesunde blaest er fort. Man ist jetzt in der Heimat doch wohl erloest von allem ueberreizten Aesthetentum. Wegen solcher Stroemungen hat man sich uebrigens viel mehr Sorge gemacht, als notwendig war. Ganz so arg, wie es fuer manche aussieht, war es auch gar nicht. Die frische, prachtvolle Jugend, die jetzt mit dem Rekrutennachschub ins Feld kommt, beweist es mir.“

„Was wir im vergangenen August gesehen haben, war das gleiche, wie vor 100 Jahren und vor 45 Jahren: Deutsche Kraft, die sich ausstreckte in der Not, deutscher Wille, und deutsche Energie, die sich nicht beugen laesst und beharrlich bleibt, ohne im Glueck uebermuuetig, oder unter einem Rueckschlag verzagt zu werden.“

Die Einkreisungshelden.

Von Ludwig Fulda.

Pest, Sintflut, Erdbeben, Hungersnot,
Altmodische Stuemper, ihr koennt euch verstecken;
Mit neuestem Grossbetrieb, ihr Schrecken,
Arbeitet nun auch Gevatter Tod.
Er sichelt und senst in allen Zonen,
Eh' noch ein Sommer der Ernte genaht,
Zu Hunderttausenden, zu Millionen,
Die junge bluehende Menschengesamt.
Er zeigt ein Sterben und ein Verderben,
Wie nimmer es noch die Erde geschaut,
Seitdem der Himmel ueber ihr blaut.
Truemmer und Scherben,
Zerstampfte Hoffnung, zertretenes Glueck,
Jammer von Braeuten, Muettern und Greisen,
Blutige Traenen von Witwen und Waisen
Laesst er zurueck.

Pest, Sintflut, Erdbeben, Hungersnot —
Was euer aller vereinte Bedraengnis
Mit all' ihren Schaudern ueberbot,
War das ein blindes Naturverhaengnis,
War es ein unabwendbares Schalten
Entzuegelter Elementargewalten?
Oder an Wucht ihm nah' verwandt,
War es das aufgespeicherte Hassen
Unbezaehmbarer Voelkermassen,
Ihre Sehnsucht nach Mord und Brand?

O nein, die launischen Elemente,
So heftig auch oft sie dem Menschen gegrollt,
O nein, die Voelker, was immer sie trennte,
Haben dies Furchtbare nicht gewollt. —

Wer hat es gewollt? Wer hat es gesponnen,
Das unermessliche Leichentuch?
Wer hat es mit kuehler Berechnung ersonnen?
Wer traegt die Schuld? Wer traegt den Fluch?
Den Fluch einer Welt, einer ganzen Zeit,
Das gluehende Brandmal der Ewigkeit?
. . . Ein halbes Dutzend sterblicher Wesen,
Mit Menschenantlitz begabt zum Schein,
Mit Stirnen von Eisen, mit Herzen von Stein,
Vom Zufall zu fluechtiger Macht erlesen,
Von klaeglicher Ruhmsucht befallene Wichte,
Schmarotzer, heut von Duenkel geblaecht
Und morgen bereits hinweggeweht,
Als Eintagsfliegen der Weltgeschichte!

Fuer vornehme Herren ein vornehmer Sport!
Den Erdball verwuesten, sich selber schonen!
Das halbe Dutzend im sicheren Port, —
Im Sturm, den es anblies, Millionen!
Ein Stueck, verschwenderisch in Szene gesetzt,
Die Spieler geschickt aufeinander gehetzt;
Auf offener Buehne zermalmt, zerrissen,
Verzuckende Helden, verroechelnde Choere,
Und hinter den blutbespritzten Kulissen
In blanker Gala die Regisseure.
Ein halbes Dutzend! Sie sitzen still
Weitab in ihren bequemen Sesseln;
Ihr Amt war, nur das Spiel zu entfesseln;
Nun mag es dauern, solange es will.

Heraus aus Eurem Gehag! Betrachtet
Nicht laenger nur fern den Horizont,
Das zehrende Feuer, das Ihr entfachtet;
An die Front mit Euch! An die Front! An die Front!
Hoert Ihr? Die brodelnde Hoelle ruft
Nach Euch, den Teufeln, die Ihr sie schuft!
Lasst Schlachtendonner und Wehgekreisch
Das Ohr Euch betaeuben, am Mark Euch saugen;
Seht Euer Werk mit eigenen Augen,
Spuert Euer Werk am eigenen Fleisch.
Blickt mit gerechtem Urheberstolz
Den Klingen entgegen, die Ihr geschliffen;
Erlabt Euch daran, wenn Bolz auf Bolz
Die Luft zerspaltet mit seltsamen Pffifen.
Wie? Oder bangt Ihr, der eiserne Regen
Naehm' ohne geziemendes Waehlen und Waegen
Euch Unersetzliche mit in den Kauf?
Befuerchtet, es fraessen die plumpen Kanonen,
Die Ihr gefuettert mit Millionen,
Aus Undank zum Nachtsch Euch selber auf?

Doch nein, Ihr habt recht; bleibt fern vom Schuss,
 Ihr seid nicht wuerdig so hoher Gnade;
 Fuer Eures Lebens und Wirkens Schluss
 Waer' eine brave Kugel zu schade.
 Ihr sollt nicht in der Tapferen Reihen
 Hinsinken, vom ruehmlichen Tod ereilt,
 Nicht Euer Opfer Grab entweihen,
 Indem Ihr es teilt.
 Lebt! Lebt fuer Eure kuenftige Schandel!
 Lebt, bis der suehnende Tag erscheint,
 An dem im eigenen Vaterlande
 Man Euch erkennt als den wahren Feind;
 Der Tag, an dem in gewaltigen Wogen
 Die Voelker, deren vertrauende Kraft
 Ihr in die Irre gefuehrt und betrogen,
 Erbittert Euch ziehen zur Rechenschaft.
 Wenn dann kein flammendes Racheschwert
 Mit Eurem Blute das Pflaster roetet,
 Wenn nicht vor Scham Ihr Euch selber toetet,
 Lebt weiter, gezeichnet, gemieden, entehrt,
 Lebt, bis ein neues Heer von Veraechtern
 Euch waechst aus ungebor'nen Geschlechtern.
 Lebt, wenn Ihr koennt, bis zum juengsten Tage,
 Bis unbestechlich die Weltenwage
 Mit ihren sinkenden, steigenden Schalen
 Die arme Menschheit insgesamt
 Freispricht vom Kreislauf ewiger Qualen
 Und Euch verdammt!! — — —



„Gott strafe England!“

Zwei Kriegsromane von dauerndem Werte!

Im Banne des deutschen Adlers.

Kriegsroman von Alfred Funke.

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

 Feldpostausgabe (verwandfertig verpackt) 3 Mark.

Funkes neuer Kriegsroman »Im Banne des deutschen Adlers«, dessen Held ein Seeoffizier ist, behandelt zwei große Probleme: Die Stellung der europäischen Kulturwelt, an deren Spitze das Deutschtum marschiert, im Gegensatz zur asiatischen Barbarei, die Rußland verkörpert, und den großen Konflikt, in den die perfide englische Politik und die scheinheilige englische Moral alle höheren, edleren menschlichen Ideale verwickelt. Nur ein Dichter von großen Gaben, von umfassender Menschen- und Weltkenntnis konnte den Konflikt in dieser anschaulichen, ergreifenden Form lösen, die zu den besten psychologischen Leistungen gehört. — Prachtvolle, farbenglühende Schilderungen aus dem sonnigen Süden, aus dem eisigen Rußland, mutige Kreuzerfahrten und tobende Seesgefechte entrollt Alfred Funke in wahrhafter Genialität und packender Gewalt.

Schwert und Myrte.

Kriegsroman von Alfred Funke.

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

 Feldpostausgabe (verwandfertig verpackt) 3 Mark.

Motto: »Die Welt wird nicht durch das Schwert,
sondern durch Liebe überwunden.«

Diese Worte stehen als Motto auf dem Titelblatt dieses ungemein spannenden Buches! Es ist nicht ein Roman, der dem Sensationsbedürfnis genügen will, sondern ein gehaltvolles Buch von bleibendem Werte, das in Form eines bis zur letzten Seite fesselnden Romans auch alle die großen Fragen politischer und wirtschaftlicher Natur behandelt, die jeden Deutschen in dieser ernstesten großen Zeit bewegen. Der Roman bringt die Wahrheit über den gegenwärtigen Krieg, über seine Ursachen, Wirkungen und Ziele und gibt die Richtlinien für die Zukunft. Der Roman ist ein Niederschlag der Empfindungen, der Gedanken, der Spannung und Hoffnung, die unser Volk erfüllen. Es ist kein Buch, das den Leser nur einmal fesselt, es wird auf lange Jahre hinaus ein ehernes Erinnerungsblatt sein und bleiben an die großen Tage, die wir jetzt alle durchleben.

Jeder Roman ist einzeln käuflich!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder, wo eine solche nicht bekannt ist, gegen Einsendung des Betrages nebst 20 Pfg. Porto für jeden Band vom

Verlage W. Dobach & Co., Leipzig.

Ein Monumentalwerk über den eisernen Kanzler!

Bismarck

Das Bismarck-Buch des deutschen Volkes.

Don Dr. Alfred Funke.

32 Lieferungen zu je 50 Pfg. (Alle 14 Tage eine Lieferung.)

Das »Bismarck-Buch des deutschen Volkes« hat den ungeteilten Beifall aller Bismarck-Verehrer gefunden. Ehrlichkeit, strenge historische Wahrheit, Bewunderung, Liebe für den Baumeister des Deutschen Reiches haben dem Verfasser die Feder geführt, so daß er in fesselnder Darstellung ein anschauliches Bild gibt, wie Bismarck wirklich und lebhaftig über diese Erde gewandelt ist. Jeder Deutsche, ohne Unterschied der Partei, wird daher unser »Bismarck-Buch des deutschen Volkes« mit Begeisterung lesen. Es ist ein Buch für die Gegenwart wie für die kommenden Geschlechter, denn wie heute dieses Werk über den Schöpfer deutscher Einheit und Macht mit Begeisterung gelesen wird, so werden es einst unsre Kinder und Enkel mit glühenden Wangen studieren.

Das »Bismarck-Buch des deutschen Volkes« umfaßt etwa

1200 Seiten Text mit etwa 1000 Abbildungen und 40 Kunstbeilagen,

darunter zahlreiche bisher unbekannt gebliebene Bilder und viele Originalzeichnungen des Malers Alfred Wegner, ferner Nachbildungen von Briefen und wichtigen Dokumenten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Wo eine solche nicht bekannt ist, bestelle man beim

Verlage W. Dobach & Co., Leipzig.